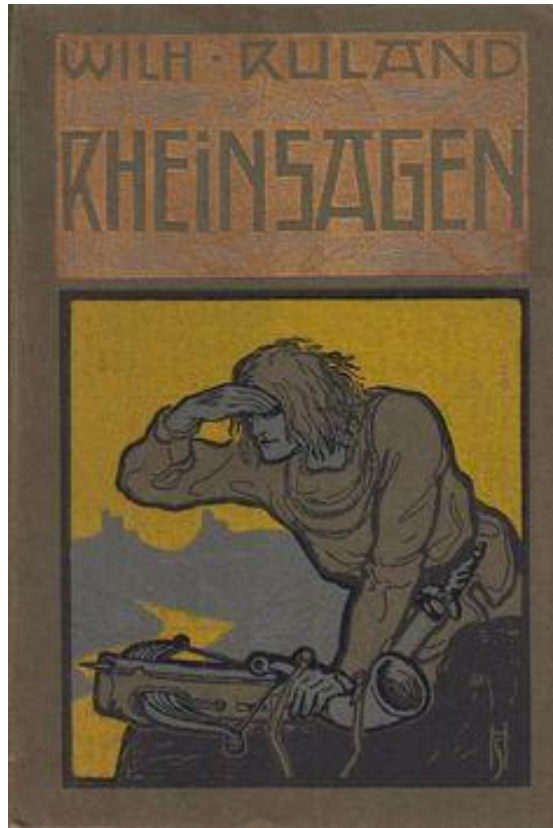


Edition Zulu-Ebooks.com



Rheinisches Sagenbuch

2. Auflage.


Köln.

Verlag von Friedr. Heyn, Hofbuchhändler.



Zuydersee

Stavoren

 Eine Wunderstadt ist's gewesen wie weiland Vineta im baltischen Meere! Seine Kaufleute waren die Herren des Oceans und in Stavorens Hafen lagerten die Schätze ungezählter Länder. Seine Häuser waren Paläste, im Innern ausgestattet wie die Gemächer der Khalifen in Tausend und eine Nacht. Keiner der Handelsherren Stavorens war also mit Glücksgütern gesegnet wie Richberta, das reiche, üppigschöne Weib. Das Glück hatte sie mit Gaben überschüttet und schien nicht aufhören zu wollen, sie täglich mit neuen Gütern zu segnen. Eins aber mangelte ihr: Die Flamme weiblicher Güte, die der Frauen Seele so wunderbar erhellt und ihre Umgebung erwärmt, sie besaß sie nicht, und wie draußen, wenn es dunkelt, die Tiere der Nacht erwachen, so auch in Richbertas dunklem, liebeleeren Herzen düstere Empfindungen. Stolz über eigenes Glück und Neid über fremdes reichten sich dort die Hände.

Ein berauschendes Fest gab die stolze Kaufherrin eines Tages. Während des Mahles wird ihr ein fremder Gast gemeldet. Aus weiter Ferne komme er, habe vieler Herren Länder gesehen und sei gekommen, den Reichtum von Stavorens schönster und reichster Kaufherrin zu bewundern. Hochgeschmeichelt hieß die stolze Frau den Fremdling willkommen. Brot und Salz erbat sich der Greis nach der Sitte des Morgenlandes, woher er gekommen. Die Herrin gebot, beides zu bringen; doch in dem Hause der üppigsten Gaumengerichte fand sich kein Brot, die Speise der Dürftigen.

Schweigend setzte sich der Gast zu Tische. Hub dann an zu erzählen von seinen Fahrten und Erlebnissen, von seinen Erfolgen und Mißgeschicken und dem Unbestand irdischen Glückes. An seinem beredten Mund hingen lauschend die Gäste; aber die stolze Kaufherrin war ihm gram, weil er für sie, ihre Schönheit und ihren Reichtum kein Wort des Rühmens fand. Ihre verletzte Eitelkeit nötigte ihn endlich zu einem Urteil, und aufrichtig spendete der Greis ihrem fürstlichen Glanz ungeteiltes Lob. Nur das Edelste, was die Erde erzeuge, vermisse er in ihrem königlichen Haushalt.

Vergebens drang Richberta in ihn, das Gut ihr zu nennen. Er wich ihren ungestümen Fragen aus und entfernte sich dann, als die Frager ihn bestürmten, aus dem Kreise.

* * *

Auf hoher See segelt eine stolze Fregatte. Der Flottenmeister – seltsam – kennt selber nicht das Ziel. Seine stolze Herrin, Richberta von Stavoren, hat ihn hinausgesandt, in alle Zonen zu fahren, um das Gut zu finden, welches das köstlichste der Erde sei. Und so stach er denn hinaus in die See, und in Ost und West forschen Richbertas Leute nach dem unbekanntem Gut. Es geschah aber, daß eindringendes Seewasser einen Teil der Nahrungsmittel auf einem der Schiffe verdarb. Es war just Brot und Mehl, und schmerzlich ward bald deren Mangel empfunden. Der Flottenmeister erkannte in der Bedrängnis, daß nicht Perlen noch Gold den Wert dieser beiden unschätzbaren Gaben aufwögen, und mit einem Male wurde ihm der Sinn der dunklen Worte klar, die der morgenländische Fremdling gesprochen.

Er steuerte nach der Küste, nahm eine Ladung schönsten Weizens ein und wendete frohgestimmt den Kiel der Heimat zu. Der Kaufherrin verkündete er, was ihm begegnet; nunmehr wisse er, dies das köstlichste aller Güter.

Da lachte die stolze Frau spöttisch auf und frug den Seemann höhnisch, von welcher Seite er die Ladung aufgenommen habe. Und als er entgegnete: Von der rechten Seite! da befahl sie in übermütigem Spott, die ganze Ladung sofort an der linken Seite über Bord ins Meer zu werfen.

* * *


Ein bewegtes Schauspiel sieht der Hafen Stavorens. Zu Füßen der reichen Kaufherrin liegen ungezählte Armen und flehen sie an um Erhaltung der Weizenladung, welche die Seeleute auf ihr Geheiß ins Meer versenken. Sie läßt sich nicht erweichen, und unter den Verwünschungen des empörten Volkes schließt sich über der geschändeten Gottesgabe die wogende Flut.

Zur Saat des Verderbens sind jene Weizenkörner geworden. Gleich Seepilzen schoß ein Wald von ährenlosen Halmen aus dem Meeresgrunde empor, und eine ungeheure Düne von Schlamm, Tang und Getier schwemmte an vor Stavorens Hafen und verwehrte den Schiffen den Zutritt. Da verarmte die Stadt; Richberta ward von den verzweifelten Bewohnern hinausgestoßen und ist im Elend verkommen, nachdem ihr früherer Reichtum schon längst, wie mit Gottes Fluch behaftet, zerronnen. Das Meer aber, das sonst in der Bucht seine Wasser beruhigte, wälzte sich ungestümer denn jemals wider den Damm, und in einer stürmischen Nacht hat es die Wehr durchbrochen, die Stadt überflutet und sie weggeschwemmt vom Erdboden. Noch heute erzählen sich die Schiffer am Zuydersee von der Wunderstadt, die einst daselbst gestanden, und wenn die Flut klar, vermeinen sie die Zinnen Stavorens auf dem Grunde zu sehen.



Geldern

Gelderns Gründung

 In dem Gebiet zwischen Rhein und Maas soll in grauen Zeiten ein Drache gehaust haben, der Schrecken der ganzen Gegend. Menschen und Tiere fielen dem schauerlichen Ungetüm zum Opfer, und scheu versteckte sich jedes lebende Wesen, wenn der Lindwurm hungergequält und lautgellend daherfuhr. Wie Gelee! Gelee! klang der fauchende, aasgierige Schrei. Viele waren schon ausgewandert aus der furchtbaren Gegend. Nun lebte damals in den niederrheinischen Landen ein edler Herr von Pout, der war weitgerühmt als unüberwindlicher Kämpfer. Unter dem großen Kaiser Karl hatte er in früher Jugend die ersten Schwertstreiche ausgeteilt, und selten hatte seine Klinge geruht seitdem. Zwei Söhne hatte er, Wichard und Lüpold. Gemeinsam beschlossen die jungen Degen, das Land von der scheußlichen Plage zu befreien.


Der alte Kämpfer gab ihnen seinen Segen, und die gewappneten Jünglinge zogen aus auf die Drachenjagd. Man zeigte ihnen den Ort, wo der Lindwurm sein Lager hatte. Ein Birnbaum stand dort, voller Mistelpflanzen. Dahinter in einer Höhle hauste der Drache. Nicht lange währte es, da drang aus dem Innern ein fauchender Ton. Gelee, Gelee! gellte das Ungetüm, kroch auf scharfkralligen, kurzen Füßen hervor, ringelte den gepanzerten Schuppenleib und fuhr mit weitgeöffnetem Rachen auf die beiden Recken los. Da erblickte der jüngere der Hünen; doch der ältere ruft ihm Mut zu, murmelt einen frommen Spruch und stößt dem Untier, just in dem Augenblick, wo dessen giftiger Atem ihn schon berührt, die Lanze mit solcher Wucht in den Rachen, daß die Spitze am Hinterkopfe wieder herausdrang. Und wie der Drache schmerzgepeinigt emporschnellt und sich krümmt und windet, stößt ihm der Andere sein Schwert in die Weichen. Da wälzt sich der Wurm wutbrüllend auf dem Boden; sie aber töten ihn nach verzweifeltem Kampfe.

Freude herrschte darob am ganzen Niederrhein. Die dankbaren Bewohner erkoren das tapfere Brüderpaar zu ihren Herren. Und Wichard und Lüpold erbauten dort, wo sie das Ungetüm getötet hatten, ein Schloß, das nannten sie nach dem Drachenschrei Gelee. Eine Stadt hat sich dann um die Burg gebildet, Geldern mit Namen. Auf dem Stadthause zu Erkelenz bewahrt man heute noch eine Geldrische Chronik; auf deren Titelblatt ist ein gräulicher Drache abgebildet, aus dessen offenem Rachen die Worte »Gelee! Gelee!« gehen.



Cleve

Der Schwanenritter

 Die alte Burg auf dem Schloßberg zu Cleve hat einen Schwan als Wetterfahne, und voreinst trug das Herrschergeschlecht, welches über das liebliche Clever Land regierte, einen Schwan im Wappen. Eine traurig-schöne Sage, seither durch eines Meisters Tongebilde für ewige Zeiten vor dem Vergessen gerettet, knüpft sich an jenes Schwanenbild: die Sage vom Schwanenritter.

Damals lag tiefes Leid auf dem Schlosse zu Cleve. Zu großer Bedrängnis stand seine Herrin, die Herzogin Beatrice. Man hatte ihren geliebten Ehegemaal hinausgetragen zur letzten Ruhe, und kaum hatten sich des Grabes Riegel vorgeschoben über dem teuren Toten, da erhob sich einer ihrer Vasallen und heischte in trutziger Herrschsucht die Regierung. Der Verwegene verstieg sich sogar, die Hand der schönen Herzogin zu verlangen; nur dadurch, erklärte er, könne sie einen Teil der Würde retten, der sie nach des Gatten Tode verlustig sei.

Vergebens flehte die jugendliche Herzogin die Ritter ihres Landes um Hülfe an. Höhnisch erbot sich der Empörer, mit jedem ein Gottesgericht bestehen zu wollen, der ihm den Fehdehandschuh hinwerfen wohl wissend, daß seine Kraft und Kühnheit ihm keinen Gegner im Zweikampfe erstehen ließ.

In tiefstem Leid flossen die Tage für die unglückliche Herzogin dahin. Immer näher kam der Tag, wo der rebellische Vasall sich erkühnen wollte, vor allem Volke drunten auf der Rheinau vorm Schloßberg feierlich seine Ansprüche auf Hand und Herrschaft der Herzogin geltend zu machen. Der Tag erschien; bleich, das Antlitz vom Witwenschleier bedeckt, den stolzen Leib in Trauergewänder gehüllt, stieg die Herzogin hinunter zum Rhein, wo der Ritter glänzender Kreis und des Volkes Gewimmel den weiten Raum bedeckte. Dann trat er vor, der gefürchtete Empörer, in strahlender Rüstung und erhob aufs Neue mit blitzenden Augen und herrischer Stimme seine Forderung auf Hand und Herrschaft der Herzogin. Ihm riefen die verblendeten Vasallen Beifall; doch spärlich ward er ihm aus des Volkes Menge, dessen Blicke mitleidsvoll und bewundernd zugleich auf der jugendschönen Herrin ruhten.

Zum andernmale wiederholte jener seine Forderung und ließ sein Auge triumphierend über die Menge schweifen. Laut klang sein Aufruf an den, so mit ihm zu streiten gewillt sei für der Herzogin Sache. Kein Kämpe meldete sich, und der Herzogin Antlitz ward noch bleicher denn zuvor.

Zum drittenmale klang des Gegners Herausforderung an den, so mit ihm zu streiten gewillt sei für die Sache der Herzogin von Cleve und Geldern, Prinzessin von Brabant.

Tiefes Schweigen!

Da drückte die Herzogin ihren Rosenkranz inbrünstig an die Brust und rief verzweifelnd zum Herrn um Gnade. An ihrem Rosenkranz aber soll ein Silberglöcklein gehangen haben, das hatte die wunderbare Eigenschaft, einen leisklingenden Ton von sich zu geben, der in bestimmter

Ferne gar hell erklang.

Und wie sie das Kreuz am Rosenkranze berührte, da tauchte plötzlich fern auf dem Strom ein Schifflein auf. Näher kam es, und aller Augen wendeten sich überrascht dem zierlichen Boote zu, das ein schimmernder Schwan an einer goldenen Kette zog. Drinnen im Schifflein aber stand ein Ritter in blitzender Silberbrünne. In langen Locken flutete des Hauptes Blondhaar auf die strahlende Rüstung, kühn blitzte sein blaues Auge zum Ufer hin und sicher stützte sich die Rechte auf den Knauf des breiten Schwertes.

Das Boot hielt am Ufer gerade vor dem Richtplatz. Der Ritter stieg heraus, winkte dem Schwan, der langsam mit der Barke den Rhein hinuntertrieb. Scheu und schweigend machte die Menge Platz vor dem Fremdling, der stolzen Schrittes in den Kreis der Ritter trat und sie feierlich begrüßte. Vor der Herzogin beugte er das Knie und dann, zu dem trutzigen Vasallen gewandt, forderte er ihn mit lauter Stimme auf, mit ihm zu kämpfen, um Hand und Herrschaft der Herzogin von Cleve und Geldern, Prinzessin von Brabant.

Da erblich der Empörer für Sekundendauer. Rasch aber sammelte er sich und höhnisch riß er sein Schwert aus der Scheide. Die Waffen blitzten, zischend begegneten sich ihre Schneiden; bewundernd und teilnahmvoll hingen alle Augen an dem fremden Ritter, der mit wundersamer Kunst die wuchtigen Schläge seines riesenstarken Gegners parierte. Dann gellte plötzlich ein dumpfer Schrei, schwer getroffen von des Fremdlings kühnem Hieb sank der Frevler sterbend nieder: donnernder Jubel durchbrauste die Au und fand ihren Widerhall bei den Wogen des Stromes. Die Gerechtigkeit hatte gesiegt, der Herr hatte gerichtet: weinend vor Bewegung sank die Herzogin vor dem Retter nieder, er aber hob sie empor, beugte sein Knie vor dem schönen Weibe und bat um ihre Hand.

Ein Himmel voll Seligkeit wölbte sich von neuem über das Haupt der Herzogin Beatrice. Aus ihrer Dankbarkeit ward glühende Liebe, die ihren Lohn fand in zärtlicher Verehrung. Dennoch trübte eine Wolke jenes freudenlichte Blau: nie, so hatte es der Schwanenritter geboten, dürfe sie den Gemahl fragen, woher und wessen Geschlechtes er sei. Sie hatte ihm am Vermählungstage die heilige Versicherung geben müssen, ihn nie um Heimat und Namen zu befragen und willig hatte sie, bauend auf des Fremdlings ritterliches Gebahren, den seltsamen Schwur geleistet.

Treulich hielt die Herzogin, was sie gelobt. Jahre waren seitdem vergangen. Ihren glücklichen Bund krönten drei stolze Knaben. Hoffnungsvoll wuchsen sie heran, dereinstige Zierden der Ritterschaft. Oft aber, wenn das Auge der Herzogin auf den blühenden Jünglingen ruhte, gedachte sie beklommenen Herzens des Schwures, den sie hatte vor Jahren leisten müssen und schwer lastete die trübe Wolke auf ihrem mütterlichen Herzen. Wie stolz würde das Mutterherz schlagen, wüßte es Namen und Herkunft des Viedlen, dem sie die Jünglinge geschenkt als Pfand ihrer Liebe! Von hoher Abkunft mußte er sein, der geliebte, stolze Gemahl! Doch warum sollten nicht seine Söhne dereinst seinen Namen mitnehmen in die Welt und sein Gold mit neuem Glanze schmücken? Also dachte sie und schwer lastete die trübe Wolke auf ihrem mütterlichen Herzen. Sie verhüllte ihr schier das strahlende Bild des hohen Mannes, das göttergleich in jenem Herzen stand und ihr ganzes Sein erfüllte. Und einem gefangenen Vöglein gleich, das sich bei trübem Wetter ängstigt, durchschwirrte die bange Frage – nach Name und Herkunft des Gemahls – ihr Inneres, bis sie sich eines Tages gewaltsam über ihre Lippen drängte.

Da erblich der stolze Held, schmerzlich löste er die zärtliche Umarmung und kummervoll rief er

aus: »Weh dir, unglückliches Weib, weh auch mir Armen! Deine Frage zerstört unser Glück auf immer, und für ewig müssen wir uns trennen.«


Dieweil sie verzweifelnd aufschreit in wildem Jammer, schreitet er schweigend und mit schmerzlicher Abschiedsbewegung hinaus, dem Rheine zu. Klagend klingt sein Silberhorn und die dunklen Fluten durchfurcht ein schneeweißer Schwan mit zierlichem Boot. Trauernd besteigt der Ritter den Nachen, nicht mehr rückwärts schaut er; unaufhaltsam aber treibt das Fahrzeug abwärts, bis es verschwindet in dämmerblauer Ferne.

Niemals ist er wiedergekommen, der stolze Schwanenritter. Untröstlich war sein unseliges Gemahl in ihrer Verlassenheit. Nicht lange nachher machte der Tod ihrem Jammer ein Ende. Ihre Söhne aber wurden die Stammherren stolzer rheinischer Geschlechter. Alle führen bis heute den Schwan im Wappen. Noch zur Stunde findet der Wanderer in der Kirche zu Cleve einen Grabstein, darauf ein Ritter eingehauen, zu seinen Füßen ein Schwan.

→→→←←←

Xanten

Siegfried

 Siegfried! Leuchtenden Auges schaut uns die Sage an, die weil ihre Lippen den Heldenamen nennen. War nicht die schönste Verkörperung seines Namens er selber, der stolze Held des Niederrheins, der nur in siegenden Kämpfen Befriedigung fand seiner thatenstürmenden Seele! Seit Jahrhunderten hört man singen und sagen von den kühnen Abenteuern, die Jung Siegfried unternommen, der stolze Königssohn von Xanten.

Ein mächtiges Königsschloß stand dazumal in dem uralten Städtchen, das sie später Ad Santos genannt haben, weil hier im vierten Jahrhundert die Helden der thebäischen Legion unter ihrem Führer, dem heiligen Viktor, für ihren Glauben in den Tod gegangen sind. In jener Königsburg am Niederrhein wohnten Siegmund und Sieglinde. Siegfried hieß ihr Sohn. Frühzeitig verband der Knabe mit königlichem Wuchs kühnen, schier unbändigen Sinn.

Mit dreizehn Lenzen hielt's den thatendürstenden Knaben nicht mehr auf der Burg zu Xanten. Aus alten Mären hörte er von kühnen Reckenfahrten und Heldenkämpfen auf heimischer Männererde. Auch ihn drängte es nach Abenteuern, nach Kämpfen und Wagnissen. So verließ eines Tages Jung Siegfried heimlich das väterliche Schloß und wanderte den stolzen Strom hinauf. Bald ward ihm Gelegenheit, seinen Mut zu erproben.

Am Fuß des Siebengebirges traf der Königssohn den berühmten Waffenschmied Mimer, der schmiedete prächtige Klingen und blitzende Schwerter. Gar sehr behagte dem jungen Fant das mühsame Handwerk und den Meister bat er, ihn aufzunehmen und ihn einzuweihen in die Kunst des Waffenschmiedes. Der war's zufrieden und Siegfried blieb. Schmerzlich aber empfanden bald des Schmiedes Gesellen die Kampflust des jungen Recken, nicht selten packte ihn der Uebermut und er hob sie mannhoch, um sie in den Sand gleiten zu lassen oder in tollem Spiel der Krafterprobung schrieb seine breite Faust auf ihren Rücken blaue, krause Zeichen; gar einmal zerschmetterte seines Hammers Hieb alle Eisenstangen und trieb den Ambos in den Grund.

Dem Meister behagte der unbändige Knabe von nun an wenig und er beschloß, sich seiner zu entledigen. Zum Kohlenbrenner hieß er ihn gehen, einen Sack zu holen, wohl wissend, daß der wüste Gesell nimmer zur Waldschmiede zurückkehren werde.

Denn ein gräulicher Drache hauste in jenem Teil des Forstes, der mordete mitleidslos jeden Wanderer, dessen Fuß sich in sein Gebiet verirrte. Siegfried hatte einen Kohlenmeiler angezündet und lohend schlugen die Flammen aus dem Gebüsch. Da wälzte sich plötzlich mit langgekrallten Füßen das Ungetüm heran, krümmte gierig den schuppigen Leib und züngelte fauchend die blutige Zunge, den neuen Kohlenbrenner zu verschlingen. Kampfglühend aber blitzten des jungen Helden Augen, einen flammenden Kloben riß er aus dem Feuerherd und stieß das brennende Ende dem Lindwurm in den gähnenden Rachen. Da wälzte sich das Untier schmerzbrüllend auf dem Boden und schlug grimmig mit dem geringelten Schweif, um Siegfried zu zermalmen. Der aber versetzte ihm wuchtige Schläge, wich ihm geschickt aus und zerschmetterte ihm endlich mit einem riesigen Felsblock das Haupt.

Den schuppigen Wanst schleuderte er in die lodernen Flammen. Da aber sah der Held zu seinem Erstaunen, wie ein Strom von Fett aus der Glut hervorquoll und zu einer Lache zusammenfloß zu seinen Füßen. Und ein Vöglein hörte er singen aus dem Geäst:

Willst du hörnern sein
Und in jedem Streit
Gegen Hieb gefeit,
Recke, tauch hinein!

Da warf der junge Held seine Gewandung ab und salbte seinen Körper mit dem Drachenfett an allen Gliedmaßen. Nur ein Fleck an der Achsel blieb frei, wohin ein Lindenblatt gefallen und haften geblieben war.

Kampfesfroh kehrte der trotzige Held mit dem Kopf des Lindwurms zur Schmiede zurück, erschlug den heimtückischen Schmied, der ihn hatte verderben wollen, schmiedete sich ein neues Schwert und eine strahlende Brünne, und nachdem er sich aus Mimers Stall das schnellste Roß, den Renner Grani gesattelt, zog er von dannen, neue Abenteuer suchend.

Viele Tagesstunden legte der hürnerne Siegfried zurück. Er sah Berg und Strom und endlich das Meer. Zu Schiffe stieg er, und die Windsbraut schleudert Held und Hengst an eine Felsenküste. Mutig erklimmt sie der Renner und trägt den Reiter an ein verzaubertes Schloß, das eine flammende Lohe umzingelt. Unschlüssig steht Jung Siegfried und wiederum klingt über ihm des Vögleins helles Gezwitscher:

Lös den Bann! Hinein
Spreng mit Heldenmut
In die Feuersglut!
Schönste Maid wird dein:

Da spornte der Held sein Roß, daß es sich bäumte und schäumte und Reiter und Tier die erstickende Lohe glühend umfing! Siegfried bahnt sich den Weg. Ein kühner Sprung bringt ihn mitten ins Flammenmeer, das prasselnd erlischt. Gelöst der Bann, vor ihm das Zauberschloß in wunderbarer Pracht! Er dringt in die Gemächer und Räume, bestaunt die schlafenden Rosse an ihren Krippen, die schlafenden Roßknechte in den Ställen, die schlafenden Köche am Herde. Dann tritt er in den Burgsaal: ein entzückendes Bild! Auf dem Ruhebett liegt im schimmernden Gewand, im goldblonden Haar funkelndes Gestein, ein göttergleiches Weib.

Wie nun der Held einen flammenden Kuß auf ihren rosigen Mund haucht und Brunhild, das blonde Königskind, zum Leben erwacht samt allen, so dem hundertjährigen Zauber verfallen, wie sie sich ihrem kühnen Retter zu eigen geben will, aber in unbändigem Walkürentrotz zaudert, einem Manne den Lohn der Minne zu gewähren, wie Siegfried der Held sich vergeblich wappnete gegen die Lockungen der verführerischen Göttermaid; wie er endlich des Vögleins Stimme wieder vernommen von den Riesen und Zwergen zu Niflheim, dem Nibelungenhort und der Tarnkappe, so ihn unbezwingbar mache – wie endlich der Held sich ermannte und thatenlüstern hinauszieht, aus dem Bann der königlichen Maid: Das alles hat die Sage zaubervoll ausgesponnen und in aller Mund lebt es heute.

Noch mancherlei Abenteuer hat Siegfried bestanden bei seiner Ausfahrt ins Nibelungenland, allwo er den tückischen Zwergen den Schatz entwand samt der zaubernden Tarnkappe. Dann

aber hat den Helden das Heimweh befallen, und auf den Rückweg machte er sich zum väterlichen Schloß am Rhein. Nach Monden langte er hier an, berichtend von seinen Abenteuern. Gar groß war die Freude des edlen Herrscherpaares Siegmund und Sieglinde. Also endete die Ausfahrt Jung Siegfrieds, des Königssohnes von Xanten.

* *
* *


Mit jauchzendem Heldenruf hat sie begonnen, die Mär vom Helden Siegfried und jauchzender Heldenruf schließt die Mär von des jungen Recken Ausfahrt. Weiter klingt die Mär; alle Töne menschlicher Empfindung hallen in ihr wider, höchste Lust, tiefstes Leid, heiße Liebe, glühender Haß, Heldentum und Treulosigkeit, Feigheit und Mannesmut: bis sie endlich klagend ausklingt in jammernden Wehruf, vom Helden Siegfried die wunderbare Mär.



Aachen

Der Münsterbau

I.

 Als er einst hinausritt aus seiner Pfalz zu Aachen, der große Frankenherrscher Karl, da soll plötzlich das Roß mit hellem Gewieher blitzschnell den Fuß zurückgezogen haben aus einer Waldquelle, darin es getreten. Und wie der Reiter neugiervoll hinabstieg und die Hand ins Wasser tauchte, soll er die heiße Quell entdeckt haben, die seither Tausenden zum Heile war. Dankerfüllt erkannte der fromme Kaiser in jener Heilquelle der Vorsehung gütiges Geschenk und er faßte den Entschluß, hieselbst dem Herrn ein Haus zu bauen. Und der Huf des Rosses sollte an der Kirche Rotunde erinnern. Mit frischen Kräften begann gar bald der Bau des stolzen Tempels und freudig sah der alternde Kaiser des Münsters Mauern steigen. Seine Vollendung sah er nicht.

Trauernd empfanden's die Bauleute. Carolus Magnus hatte das gewaltigste Reich des Abendlandes einem schwächlichen Sohne hinterlassen, der, um sich die Krone zu sichern, gegen die eigenen Kinder das Schwert ziehen mußte. Da blieb manches unvollendet, was des großen Karl Riesenhand begonnen. Auch der Münsterbau stockte. Verödet stund der Bauplatz, unvollendet Mauern und Türme. Vergebens wandte sich der ehrenwerte Magistrat an die Mildthätigkeit der christlichen Mitmenschen: spärlich flossen die Beiträge und nie reichten sie aus, den Kirchenbau zu vollenden.

Gar oft saßen die Väter der Stadt beisammen und berieten, wie der betrübenden Geldnot abzuhelfen und die Vollendung des Münsterbaues herbeizuführen sei; teuer war guter Rat gleich dem Material, womit man Kirchen baut. Als sie einst wiederum beisammen saßen, da meldete sich im Rathaus ein fremder Herr an, vermeldend, er habe dem würdigen Rate Wichtiges mitzuteilen. Er ward vorgeführt und brachte seine Meldung vor, die in nichts Anderm bestand, als dem hohen Rat der Stadt Aachen das Geld zur Vollendung des Domes vorzustrecken. Gar mißtrauisch schauten die würdigen Väter auf den fremdartig gekleideten Sprecher mit dem seltsamen Spitzbart-Gesicht; der aber ließ sich durch die scheuen Blicke nicht beirren, sondern wiederholte keck, doch höflich sein Angebot.

»Ich möchte euch, ihr hochweisen Herrn, aus eurer dermaligen Geldnot helfen und begehre nicht einmal Rückzahlung der Tausende, die ich euch anbiete (hier hoben die Brauen und spitzten die Ohren die vieleckigen Ratsherren). Sintemal euer Bürgerstolz mein Darlehen bedingungslos verweigern würde, erkläre ich mir zur Bedingung nur eine Kleinigkeit: daß, wenn der Bau vollendet, am Einweihungstage der Erste, so die Kirche betritt, mir gehöre mit Leib und Seele!«

Da sprangen entsetzt von ihren Sitzen die weisen Herren und etliche bekreuzten sich andächtiglich; denn Welch Anderer als der leibhaftige Gottseibeius, konnte solch Ansinnen stellen? Schon blitzte empört des würdigen Stadtoberhauptes strafendes Auge. »Hebe dich von hinnen,« murmelte er, »du bist uns zum Ärgernis!«

Ruhig aber und gelassen stand Meister Urian.

»Laßt mich frommes Schriftwort mit gleichem erwidern, ihr edlen Herren! Warum seid ihr so furchtsam, ihr Kleingläubigen? Erwäget, ob ich vermessen bin, der ich mir einen ausbedungen, dieweil da draußen, wo das Kriegsschwert blitzt zwischen Vater und Söhnen, Brüdern und Bruder, Tausende geopfert werden verderblichem Ehrgeiz! Dort opfert Einer Tausende, hier opfert sich für das Wohl des Ganzen ein Einziger.«

Und triumphierend blitzte das Auge des fremdartig gekleideten Sprechers; denn in der weisen Ratsherren Mienen las er günstige Botschaft. Die Zahl der Zauderer schmolz von Minute zu Minute, bis endlich auch den Letzten der Scrupel verließ. Der Pakt kam zustande, stolz lächelnd empfahl sich der Andere und beklommen harrten die würdigen Väter der zugesagten Summe. Sie kam noch am nämlichen Tage, echt und recht in Gewicht und Gepräge und große Freude herrschte im hohen Rate der Stadt Aachen.

II.

Abermals regten sich die Steinmetzen und Zimmerleute am Dom zu Aachen, fleißig ward geschafft, um das Versäumte nachzuholen und näher und näher rückte des Münsters Vollendung. Drei Jahre waren derweil vergangen und es kam der Tag, wo das neue Gotteshaus eingeweiht werden sollte. Ein großes Freudenfest sollte der Einweihungstag werden für die Stadt Aachen: Zahlreiche weltliche und geistliche Herren waren erschienen und männiglich lobte den herrlichen Gottesbau, die Freigebigkeit der Bürger und die Weisheit des hohen Rates. Der aber befand sich in arger Bedrängnis. Wohl hatte keiner der würdigen Väter von dem Pakt mit dem Bösen etwas verlauten lassen, nur einer hatte seiner Hausfrau gebeichtet – und seit jener Stunde tuschelten sich hundert Ohren das Geheimnis zu.

So kam es, daß am Tage der Einweihung gar viele hochwürdigen Äbte und Prälaten, nicht minder zahlreiche Ritter und Herrn mit berechtigter Scheu der Stunde entgegensahen, wo sich der feierliche Zug zum Münster in Bewegung setzen sollte. Ein seltsamer Festzug war: Die Fahnen flatterten, die Fanfaren schmetterten, aber die Menschen in den schimmernden Rüstungen und farbenprächtigen Ornaten blickten gar unruhig drein, und manches besorgte Gesicht schaute empor zum Morgenhimmel, ängstlich lauernd, ob nicht all dort urplötzlich eine hagere Gestalt mit einer Teufelfratze, Pferdefuß und Fledermausflügeln einhergerast komme.

Da ging auf einmal eine Bewegung durch die Menge. Durch die lange, geöffnete Gasse der Prozession nahten in stolzer Überlegenheit die würdigen Väter der Stadt. Vor ihnen schritten vier riesige Landsknechte und hielten mit starken Fäusten einen verhüllten Käfig. Es hatte der Abt von St. Florian einen schlaun Plan ersonnen, den Bösen zu überlisten.

Der Zug hatte das Münster erreicht und vor dem Münster standen als Erste die Vier mit dem Käfig. Nun streift Einer die Hülle ab und hinter dem Gitter fletscht heulend ein Wolf seine Zähne; dieweil die beiden Andern mit gewaltigem Hellebardenstoß die Thürflügel nach innen aufstoßen, hetzt der Vierte mit seinem Spieß das gefangene Tier just in die geöffnete Kirche. Drinnen ertönt donnerndes Gepolter: hinter dem Eingang versteckt, hatte der Böse lauernd seine Beute erwartet und war gierig dem Tiere nachgerast, stieß aber in demselben Augenblick ein wildes Wutgeheul aus, da er sich überlistet sah. Jauchzend fuhr er hinter dem armen Wolf her, brach ihm das Genick und sauste unter Verwünschungen davon. Schwefeldunst erfüllte die verdunkelte Luft.

Drunten aber in die Kirchenhallen wälzte sich des Volkes Gewimmel und pries bei Glockenklang und Fanfarenruf die Güte des Herrn.

III.

Unter gräßlichen Verwünschungen fegte dieweil über das Aachener Land der überlistete Meister Urian. Daß sie ihn mit einer elenden Wolfsseele so jämmerlich betrogen hatten, das sollte die Aachener gereuen. Bis ans Meer war er inzwischen gekommen und wie er also verdrossen und ingrimmig hinausstarrte vom gelben Dünenstrande auf die dunkelgraue Flut, kam ihm ein höllischer Gedanke. Begraben mit ihren Prälaten und Rittern, Männlein und Weiblein.

Riß mit mächtigem Ruck einen Sandberg vom Ufer los, lud ihn sich auf und machte sich zurück auf den Weg nach Aachen. Aber der Weg zog sich arg in die Länge, der Teufel schwitzte gewaltig und fluchte dem Winde, der ihm ein über das anderemal einen Sprühregen losen Sandes in die Augen blies. Er war bereits bis ins Soerser Thal gelangt, da hielt er keuchend inne. Selbst dem Teufel kann manche Bürde zu schwer werden.

Ein hutzeliges Weib humpelte am Wege vorbei und sah mißtrauisch den Lastenträger mit seiner gespassigen Last. Wollte unbemerkt vorübergehen, doch der Andere hielt sie an, fragend, wie weit noch des Weges bis Aachen. Da erst hat das Weiblein Jenen fester angeschaut und in ihrem welken Gesicht hat's bedenklich gezuckt, wie wenn ihr mit einemmale höhere Erleuchtung käme. Sie hätte nicht zweiundsiebzig Jahre zählen müssen, um in dem mürrischen Gesellen den leibhaftigen Gottseibeius zu erkennen und zu erraten, daß er gegen die löbliche Stadt Aachen etwas Arges im Schilde führe. Sogleich hat denn auch die Alte ein betrübtes Gesicht aufgesetzt und mit kläglichem Tonfall geantwortet! »Da seid Ihr übel daran, guter Herr! Gar weit noch ist der Weg bis Aachen. Schaut mein Schuhzeug an, wie es zerfetzt ist von der langen Wanderung, und hab' ich's diesen Morgen just vom Meister Schuhmacher erhalten«.


Einen grimmigen Fluch stieß Meister Urian aus, schüttelte den Sandberg ab und fuhr davon mit einer gräßlichen Verwünschung über die arglistige Stadt Aachen. Das verhutzelte Weiblein bekreuzte sich und war höchlich erfreut, die ehrwürdige Stadt dicht vor den Thoren – gar nicht weit mehr war's bis Aachen – vor Verderben errettet zu haben.

Noch heute liegt jener Sandberg dort, wo ein altes Weib dem Teufel zu listig, »los« war, sagt der Sprachgebrauch jener Gegend, weshalb er Losberg heißt bis auf den heutigen Tag. Auch das Andenken des armen Wolfes, der in die Klauen des Bösen fiel, haben die Aachener an der erzenen Thür ihres Domes verewigt, und der Thürflügel zeigt noch den Spalt, der entstanden sein soll, als der ergrimnte Höllenfürst in ohnmächtiger Wut die Kirchenthür hinter sich zuschlug.



Der Ring der Faltrada

I.

 Zurück in die tausendjährige Zeit führt uns die Sage, in die Tage des großen Frankenkaisers

Karl, dessen Leben sie gar vielfach mit ihrem Strahlenglanz geschmückt hat. Damals hielt Karl der Große auch einen Hof in den helvetischen Landen: an den Ufern des Züricher Sees stand die kaiserliche Pfalz und unfern derselben just an jener Stelle, wo dereinst Felix und Regula für das Kreuz den Todesstreich empfangen, hatte der Kaiser eine Säule errichten lassen. Ein Glöcklein hing daran und wer immer Beschwerde zu führen hatte, durfte an dem Seile ziehen und klagend oder begehend auftreten. Ihm ward stets Gehör. So oft Karl in Zürich Hoflager hielt, erschien er selber und hörte die Klagen und Vorstellungen der Bittsteller an.

Da läutete eines Tages wiederum das Glöcklein, doch als der Kaiser hinaustrat, war niemand zu sehen. Am Mittag des folgenden Tages geschah dasselbe; die Glocke läutete, doch kein Glöckner war zu sehen. Da gebot der Kaiser einem Edelknaben, sich im Laubwerk hinter der Säule zu verbergen. Mittag kam und da sah der Page, wie eine Schlange aus dem Ufersand hervorkroch, sich zum Seil emporringelte und das Glöcklein in Bewegung setzte. Dem Kaiser ward davon berichtet und ohne Verzug machte er sich auf zu jener Stätte. Er war überrascht von dem seltsamen Bittsteller, doch ernst sprach er: »Jedem werde Gerechtigkeit, der mich darum angeht; sei es Tier oder Mensch.«

Und die Schlange neigte sich vor dem Kaiser; dann kroch sie zurück in ihre Höhle. Ihr folgte Karl, begierig den Grund ihres Erscheinens zu entdecken. Da erblickte er auf den Eiern der Schlange drinnen in der Höhle eine mißgestaltete große Kröte. Den Eingang schien sie versperren zu wollen. Der Kaiser gebot sofort seinen Begleitern, die Kröte zu töten.

Seitdem waren etliche Tage verflossen und schon hatte Karl das seltsame Erlebnis vergessen. Da kroch, als eben der Kaiser beim Mahle saß, unerwartet die Schlange in den Saal, wand sich zum Staunen Aller zu des Kaisers Sitz, neigte sich dreimal und ließ dann aufschwellend einen Edelstein in seinen Pokal gleiten. Schnell entschwand sie dann, wie sie gekommen.

Karl nahm staunend den Stein aus dem Becher und bewunderte den kostbaren Diamant. Er ließ ihn in einen goldenen Reifen fassen und schenkte diesen seiner geliebten Gemahlin Fastrada. Das Kleinod aber besaß eine wunderbare Eigenschaft: Wohl hatte sich die schöne Fastrada stets der zärtlichen Verehrung ihres kaiserlichen Gemahls erfreut, aber seitdem der Ring ihre zarte Hand schmückte, schien ein süßer Zauber den gewaltigen Frankenkaiser mit diamantnen Banden an Fastrada zu knüpfen.

Schier schien es, als ob sündhaft die glühende Zuneigung sei, die Karl mit stets steigernder Glut für seine angebetete Fastrada entflammte: sie ward krank und der Tod raubte mitleidslos dem Kaiser sein Idol. Untröstlich war Karl über den Verlust des vergötterten Weibes. An ihrer erstarrten Hülle verbrachte er in Schmerz aufgelöst Tage und Nächte, und trauernder Harm legte sich auf die Gesichter seiner Umgebung. Man raunte sich angstvoll zu, wie des Kaisers Schmerz so weit gehe, daß er verweigere, den Leib seiner Gemahlin der Erde zu übergeben. Ein Zauber schien ihn zu fesseln mit diamantnen Banden in die Nähe der schönen Fastrada.

Traurig hörte davon der fromme Turpin, Erzbischof von Rheims. In brünstigem Gebet flehte er Gott an um Hülfe. Und ein Traum ward ihm: er sah den Ring an Fastradas Hand in tausend Farben glänzen und ihr Strahlenlicht den Kaiser magisch umfluten. Nun wußte der Bischof, daß jener Edelstein, den die Schlange einst gebracht, den Kaiser an die Nähe dessen fessele, der ihn besaß.

Im Frühlicht des folgenden Tages macht sich Turpin, der Bischofsgreis, auf in das Gemach, wo

Karl an Fastradas Hülle klagend die Nacht verbrachte. Aufgelöst in tiefe Trauer, kniet der Kaiser an der Bahre und schmerzlich verhüllt er beim Eintritt des Gottesmannes das Haupt. Jener aber schreitet, sich bekreuzend, zur Toten, faßt die kalte, weiße Hand und entnimmt ihr unbemerkt den goldenen Reifen. Und sieh! Allsogleich erhebt sich der Kaiser, vor dem Greis sinkt er nieder, küßt in liebender Verehrung seine Hand und heischt ihn, ohne einen Laut der Klage, des toten Gemahls sterbliche Hülle zu bestatten. Also geschah es: in St. Alban zu Mainz ward Fastrada beigesetzt, der den Kaiser an die Tote gekettet hatte, war gelöst.


II.

Mit seltener Verehrung hing der große Frankenkaiser an dem greisen Erzbischof von Rheims. Karl litt nicht, daß Turpinus ihn verlasse; er verlangte ihn in seiner nächsten Nähe zu haben und machte ihn zu seinem ersten Freund und Berater. Der fromme Kirchenfürst nutzte jene Stellung nur zum Besten des Reiches aus und that viel Gutes. Oft aber wandelte ihn Reue an über die Art, wie er in des Kaisers höchste Gunst getreten und ungerecht dünkte ihm seine Handlungsweise.

Als er einst Karl auf einer Reise im westlichen Deutschland begleitete, schleuderte er den Ring in ein Wasser, von wo er nimmer konnte hervorgeholt werden. Von der Stunde an zog es den Frankenherrscher unwiderstehlich zu jener Gegend hin. Er baute eine Kaiserpfalz an jene Stätte und eine blühende Stadt umkränzte bald den Palast Karls des Großen. Aachen hieß sie. Sie ward Karls Lieblingsstadt. In ihr weilte er fortan am liebsten und an den Ufern jenes Wassers, darin der Ring der Fastrada richte, sah man oft den alten Kaiser sitzen, im Herzen pflegend Erinnerung seliger Tage.

Altenberg

Gründung der Abtei Altenberg

 Weit über das bergische Land hinaus bekannt ist der herrliche Altenberger Dom, den der Altvorderen Frömmigkeit sieben Jahre nach des Kölner Domes Grundsteinlegung im Dhünthale errichtete. Ein Jahrhundert floß dahin, ehe des Priesters Wort in dem vollendeten Gotteshause ertönte. Dann hat er fünfhundert Jahre lang den Betern offen gestanden bis ihn eine Feuersbrunst zu Anfang dieses Jahrhunderts zum Teil zerstörte. Durch die Huld eines königlichen Kunstfreundes, den das bergische Volk mit Dankbarkeit nennt, steht er seit 1847 wieder in ehemaliger Schönheit da. Wie vor einem halben Jahrtausend die Abtei Altenberg entstand, darüber giebt eine Handschrift aus jener Zeit sagenhafte Kunde.

Dazumal, im Anfang des zwölften Jahrhunderts war's, lebten auf dem Schloß Altenberg zwei Brüder, die Grafen Adolf und Eberhard von Berg. Ihnen gehörte der ganze Landstrich, welchen die Wupper und deren Zufluß, die Dhün, durchfließen. Eine blutige Fehde herrschte um diese Zeit zwischen den Herzögen von Limburg und Brabant. Bei einem listigen Ueberfall ward der von Brabant von seinem Gegner, dem auch die beiden bergischen Grafen beistanden, mörderisch geschlagen und in einem fürchterlichen Blutbad verlor er mit vielen Mannen sein Leben. Der, von dessen Hand er gefallen, war Graf Eberhard von Berg. Selbst im Antlitz verwundet, ergriff ihn gleich nach seiner That Gewissensangst und Reue. Des Toten Bild, der ihm nie Harm angethan, verfolgte ihn und raubte ihm die Ruhe. Zurückgekehrt in sein Land, verließ er bei sternloser Nacht die Burg und zog in Pilgerkleid von dannen, um an heiligen Stätten seinen Fehl zu sühnen. Er kam nach Rom zu den Gräbern der beiden Apostelfürsten, pilgerte dann zum Grabe des Apostels Jakobus in Spanien, wohin damals ungezählte Waller zogen. Dann kam er nach Burgund und dort diente er als Knecht in einem Meierhof, der zum Cisterzienserkloster Morimund bei Langres gehörte.

Derweil forschte im bergischen Lande Graf Adolf vergebens nach dem geliebten Bruder. Der aber gedachte nimmer den freiwillig erwählten Knechtsstand zu verlassen. Doch er war zu Anderm bestimmt: Eines Tages erschienen auf dem Meierhofe zwei Mannen, die waren auf einer Wallfahrt begriffen und hatten den Weg verfehlt. Den Hirten, der zufällig die Schweine füttert, fragen sie nach der Straße. Wie dieser ihnen antwortet, starren ihn die beiden betroffen an. Ehemalige Dienstmänner waren sie nämlich der Grafen von Berg, und der Schweinehirt, der zu ihnen sprach, hatte die Stimme des vermißten Grafen Eberhard, obwohl er welsch zu ihnen redete, und sein Gesicht, obwohl gebräunt und gramgefurcht, zeigte noch deutlich die bewußte Narbe. Sie geben sich zu erkennen, er zuckt zusammen, zögert zu reden, dann aber, von Heimweh ergriffen, giebt er sich zu erkennen und hält tiefbewegt die beiden Getreuen umfangen.

Die Ritter aber gehen zum Pächter und enthüllen ihm den wahren Stand seines Knechtes. Der bringt dem Abt die Kunde und gerührt bewegt der Gottesmann den frommen Büsser, in das Kloster einzutreten. Eberhard tritt in den Orden ein und dient aufs Frömmste dem Herrn. Dann bittet er eines Tages den Abt um Erlaubnis, noch einmal seine rheinische Heimat und den geliebten Bruder besuchen zu dürfen. Der Abt giebt ihm seinen Segen und nicht lange währte es,


da ist auf dem Waldweg, der zum Schloß Altenberg hinaufführt, ein fremder Mönch geschritten, dem Thore zu. Den Grafen Adolf hat man benachrichtigt und der ist erwartungsvoll hinausgeeilt: zwei Brüder haben sich dann stumm in den Armen gelegen.

Ein Kloster ist dann entstanden auf der Höhe, dessen erster Abt ist Eberhard von Berg gewesen, nunmehr Abt Eberhard geheißen. Ihm ist später sein Bruder gefolgt, der auch die Mönchkutte nahm, nachdem er Land und Leute an seine Söhne abgetreten hatte. Vereint lebten die beiden Brüder im Kloster Altenberg, vereint gingen sie hinüber, der eine nur wenige Wochen später als der andere: im Jahre, wo Friedrich deutscher Kaiser ward, den man den Rotbart geheißen. Im Altenberger Dom ruhen die Brüder nebeneinander: *eine* Marmorplatte deckt ihr Grab.



Dünwald bei Mülheim

Die Eichensaat

 War vor vielen Jahren zu Dünwald im Mülheimer Ländchen ein reiches Kloster dessen Mönche mancherlei Streit hatten mit dem benachbarten Junker zu Schlebusch. Es wandelte die geistlichen Herren einst die Lust an, einen großen Felderstreif dem Klostergut einzuverleiben, und sie glaubten auf ihrem Recht bestehen zu dürfen, maßen selbiges ihnen aus alten Pergamenten verbrieft sei.

Der Junker von Schlebusch war aber keineswegs gesonnen, der Mönche vorgebliches Recht anzuerkennen, zumal seit vielen Generationen der Erdstrich zum Anwesen seines Gutes gehörte. So kam der Streit vor die Gerichte und es ward viel hin- und herdisputiert auf beiden Seiten, so daß die beiden Schöffen selber nicht wußten, woran sie sich zu halten hatten. Wohl wissend, daß unchristliche Habsucht auch bisweilen hinter Klostermauern Einkehr hält, hätten sie gerne dem verklagten Junker den streitigen Grund gelassen: doch fürchteten sie gar sehr den Zorn der mächtigen Klosterherren. Wußten sich in salomonischer Weisheit nur so zu helfen, daß sie den Rechtsstreit endlos in die Länge dehnten, weise erwägend, es würden beide harte Köpfe, Abt und Junker, mit der Zeit noch mürbe.

Dem war aber nicht so. Der Abt, ein strenger Herr, drohte dem Junker mit dem Banne, wenn er nicht aufhöre, die Kirche zu schädigen, und der Junker ward sich wohl bewußt, wie gefährlich die Gegnerschaft mit den Dienern der Kirche sei. Er ließ deshalb dem Abt entbieten, er sei nicht abgeneigt, den langen Streit durch Abtretung des streitigen Grundstückes zu beendigen, nur möchten ihm die Mönche gestatten, noch *eine* Saat auf dem Acker reifen zu lassen.


Darob herrschte große Freude im Kloster Dünwald. Als bald ward ein großer, wohldurchdachter Vertrag entworfen über jenen Ausgleich und mit allen Förmlichkeiten vollzogen. Der Junker ließ die Saat bestellen. Der Lenz kam und trieb die Saat aus der Erde. Neugiervoll betrachteten die Mönche das Feld, das bald des Klosters stattlichen Besitz um ein Großes vermehren sollten. Vergeblich aber deuteten sie die Fruchtart, welche der Junker hier zum letztenmale dem streitigen Grund übergeben; nicht Weizen war's noch Gerste, nicht Roggen noch Hafer. Zarte Blättchen keimten auf dem Acker, doch keine Halme. Bald auch erkannten sie voll Schrecken die Sprößlinge: eine Eichensaat hatte der witzige Junker in den Acker gelegt.

Der Prior machte ein böses Gesicht, und zerriß den wohlklausulierten Vertrag, der Junker lachte. Die Eichensaat gedieh vortrefflich. Als die Kronen der Bäume über das Kloster hinwegschauten, schliefen der streitbare Abt von Dünwald und der schlaue Junker von Schlebusch den ewigen Schlaf. Dann sind auch Burg und Klostermauern zerfallen, noch Jahrhunderte aber standen die Eichen und redeten von der merkwürdigen Art ihrer Entstehung stumme Sprache.



Königsdorf bei Köln

Die Bischofswahl

 In seiner Pfalz zu Aachen saß König Karl und genoß die wohlthuende Einsamkeit. Da kam mißliche Kunde zu ihm von der alten Stadt Köln. Dort herrschte Unfrieden unter den weltlichen und geistlichen Herren um den erledigten Bischofsstuhl. Hartnäckig stand jede Partei auf ihrem Mann und großes Ärgernis verursachten der Kölner verhitze Gemüter. Mit großem Mißbehagen hörte der Kaiser von dem Zwist und er beschloß, selber nach jener Stadt aufzubrechen und Frieden zu stiften.

So brach er denn eines Tages ohne Begleitung auf und ritt gen Köln. Vielgestaltig durchzogen die Gedanken sein Hirn und mit mancherlei Plänen maß der Kaiser des Weges Länge ab. Ohne es zu wissen hatte er bereits den Königsdorfer Wald erreicht, gar nicht weit mehr war's bis zu den Thoren der alten Bischofsstadt, da weckte eines Glöckleins heller Klang den sinnenden Kaiser aus seinen Betrachtungen. Er sah auf und bemerkte eine Kapelle abseits vom Wege. Vereinzelte Beter schritten auf sie zu.

Da band der Kaiser sein Roß an einen Baum und trat mit den Andächtigen in das Kirchlein. Eben schritt der Priester zum Altare. Unerkannt wohnte Karl der Messe bei. Nach beendetem Opfer trat er auf den Priester zu und bat ihn, als Opferspende einen Goldgulden anzunehmen. Jener aber weigerte sich, das Geldstück zu nehmen.

»Dank euch,« sprach der fromme Mann bescheiden, »nicht gebräuchlich sind dahier dergleichen Spenden. Da Ihr jedoch ein Waidmann zu sein scheint, so bitte ich Euch, wofern Ihr unser Kirchlein beschenken wollet, um die Haut des ersten Hirschleins oder Rehes, das Ihr erleget. Einen Einband möchte ich daraus machen für mein Meßbuch hier.«

Den Kaiser ergriff des frommen Priesters uneigennütziger Sinn, und er gelobte im Innern, des würdigen Gottesmannes eingedenk zu sein. Freundlich versprach er ihm Erfüllung seines Wunsches und ritt weiter gen Köln. Ehrfurchtsvoll begrüßten Ratsherren und Prälaten den Kaiser, der aber erklärte ihnen, daß er gewillt sei, die Wahl persönlich zu leiten und selbst zu entscheiden, falls die Vertreter der Klerisei und des hohen Rates sich nicht einigen sollten.

Alsbald begannen die verschiedenen Parteien, den Kaiser günstig für ihren Bewerber zu stimmen. Ruhig hörte sie Karl an und verwehrte keinem der beiden Teile das freie Wort. Dann erst erhob er sich zur eigenen Rede und Alles harrte begierig der Entscheidung.

»Heftiger würde der Zwiespalt unter Euch, wollte ich einem von Euch zu Ungunsten des andern Teiles den Bischofsstuhl im heiligen Köln zusprechen. Fern sei von mir jeglicher Mißbrauch meiner entscheidenden Macht. Ob dieser von Euch würdiger sei als jener: ich mag es nicht bestimmen; doch Einen habe ich erkürt, dessen Würdigkeit mein kaiserlich Wort verbrieft: holet zu Königsdorf draußen den Priester, der diesen Morgen mein Gold verschmähte und in bescheidener Einfalt nur einen neuen Einband für sein abgenutztes Meßbuch von mir erbat. Jener würdige Mann Gottes sei fortan Bischof von Köln!«

Also geschah es. Der schlichte Pfarrer vom Wald ward Bischof von Köln. Gottes Gnade ward mit ihm. Hildebold war sein Name und noch heute nennt man ihn. Denn er war es, den als ersten Erzbischof der Geschichte Annalen glorreich verzeichnen und der zuerst dem Herrn ein Haus baute, auf der Stelle, wo heute der stolzeste Tempel Deutschlands steht, der gewaltige Kölner Dom.



Köln

Richmodis von Aducht



Es war um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Schatten des Todes breiteten sich aus über die heilige Stadt Köln. Ein Weib in dunklem Gewande schritt auf scheuen Sohlen durch die Gassen: die schwarze Pest. Ihr giftgeschwellter Atem drang in die Hütten und Paläste und erlöschte das Leben von vielen Tausenden.

An ungezählte Häuser malten die Totengräber das schwarze Kreuz, ein Zeichen, daß das verderbliche Gespenst dort eingekehrt. Die Zahl der Toten stieg so sehr, daß man bei Vielen auf ein regelrechtes Begräbnis verzichten mußte. Man warf die Leiber der Unglücklichen zusammen in eine gemeinsame Gruft, bedeckte sie notdürftig mit Erde und pflanzte ein Kreuz darauf.

Viel Jammern und Wehklagen ward dazumal gehört in der alten Stadt Köln. Auf dem Neumarkt, nahe bei der Kirche zu den Aposteln, wohnte in einem prächtigen Patriziergebäude der reiche Ratsherr Mengis von Aducht. Da traf auch ihn das Fürchterliche: sein jugendliches Ehegemahl ward von der Pest ergriffen und starb. Der Schmerz des Herrn von Aducht war grenzenlos. Er verbrachte die ganze Nacht bei der entschlafenen Hülle der vielgeliebten Frau, bekleidete sie selber mit dem weißen Hochzeitsgewande, das sie vor wenigen Jahren getragen, schmückte den Sarg mit duftenden Blumen und ließ der Toten die blitzenden Gehänge und kostbaren Ringe, welche sie im Leben so sehr geliebt hatte.

Die Nacht trauerte über dem Friedhof neben der Apostelkirche, allwo Richmodis ruhte in frischgeschaukeltem Grabe. Schweigen umhüllte die Ruhestätte der Toten. Da regt sich sacht der Riegel der Kirchhofsthür. Zwei Schatten schleichen auf Wolfsschritten die dunkle Gräberreihe hinab zu einer frischen Gruft, die ihnen wohlbekannt. Sie haben sie selber geschaufelt. Die beiden Totengräber sind's von Sankt Aposteln, die des Ratsherrn blühendes Weib am Nachmittag begruben. Sie schlossen den Deckel der Truhe und dieweil der Ritter sich zum letztenmal stöhnend hinabbeugte auf das heißgeliebte Weib, haftete der Beiden goldgieriger Blick an den blitzenden Gehängen und kostbaren Ringen, so die Tote schmückten.

In der Finsternis rascheln die Totenblumenkränze, klingen die scharfen Spatenstiche, mählich leert sich die Gruft und die Schollen nebenan hügeln sich. Ein dumpfes Geräusch klingt herauf, bis zum Sargdeckel sind sie gelangt. Trübe flackert der Lichtschein einer Laterne aus dem feuchten Grabe. Sie haben den Deckel gesprengt, beiseite geschoben und beugen sich wolfsgierig über die Gestalt im weißen Gewande. Grell bestrahlt das Licht der Laterne in der Hand des Einen das entgeisterte Antlitz der Frau im Sarge, dieweil der Zweite rasch die gefalteten Hände löst, die ringgeschmückten.

Da zuckte plötzlich die Gestalt in der Lade; die weißen, schmalen Finger regten sich: schreckensbleich jagten die Räuber davon, den Sarg offen lassend, die Werkzeuge vergessend.

Ein klagender Seufzer entstieg der Gruft. Einige Minuten später erhob sich mühsam die

Lebendigbegrabene. Weitoffnen Auges streifte sie ihre Umgebung und Entsetzen durchrieselte sie. Schaudernd blickt sie auf den Raum, den sie verlassen, auf die Stätte, die sie umgiebt. War es ein Traum, der sie folterte?

Sie ruft mit schwacher Stimme, niemand antwortet; nur das raschelnde Herbstlaub und die wildbewegten Kronen der Kirchhofsäume. Sonst Todesstille ringsum!

Jählings begriff sie ihre entsetzliche Lage: im todesähnlichen Zustand hatte man sie als Entschlafene bestattet. Ihr Herz drohte still zu stehen vor grausigem Entsetzen. Sie ergriff die zurückgelassene Laterne und wankte zwischen den Gräbern dem Ausgang zu, den die Räuber vergessen zu sperren.

Verlassen lagen die Straßen. Nur die Sterne erblickten die wankende Gestalt in dem schneeigen Gewand, die sich schemenhaft, oft sich lehnend minutenlang an die Häuser der Straßen, dem Neumarkt zu bewegte.

Schweigend grüßte das steingraue Patrizierhaus die wiedererstandene Herrin. Ein Fenster war noch erhellt. Das arme Weib drunten zuckte zusammen. Es war das Gemach, welches die ersten Umarmungen ihrer Liebe gesehen, das Gemach, worin sie gelitten unter dem Hauch der fürchterlichen Krankheit, woraus man sie als Tote hinweggetragen, damit sie aufwache in todesfeuchter Gruft. Vielleicht weilte ihr trauernder Gemahl zur Stunde in dem erinnerungsheiligen Gemach, durchmaß es mit ruhelosen Schritten, um dann endlich, überwältigt von des Grames Größe, in des Lagers unberührten Kissen sein Haupt zu vergraben, auf den Lippen den Namen seiner geliebten Richmodis!

Die Frau im Sterbekleide seufzte. Sie pochte an die Thüre so stark als ihre erlöschende Kraft es erlaubte. Ein alter Diener steckte nach einer Weile den Kopf hinter den Schieber der Eichenthür und bemerkte mit Entsetzen im Dämmerchein das gespenstische Wesen draußen.

Richmodis nannte ihn beim Namen und hieß ihn, ihr zu öffnen. Beim Klang dieser Stimme fuhr der Alte zurück. Schreckensbleich rannte er die Stiegen hinauf, stürzte ins Gemach und stammelte:

»Herr, die Toten stehen auf! Draußen steht unsere gute Frau vor dem Hause und will eintreten.«

Aber der Ratsherr schüttelte das Haupt in tiefem Leid.

»Richmodis, mein geliebtes Weib, ist tot und kehrt nie wieder. Nimmer kommt sie zurück,« wiederholte er voll unnennbaren Wehs, »eher vermeine ich, daß die Schimmel aus dem Stalle den Söller hinaufsteigen ins Turmgemach.

Da dröhnte plötzlich donnernder Hufschlag auf dem Innenhof, auf den steinernen Stiegen. Hinausstürzend sah der Herr von Aducht seine beiden Schimmel die Treppen hinaufpoltern.

Einen Augenblick später schauten über das Fenstersims zwei wiehernde Rosse in die Sternennacht, unten aber vor dem alten Patrizierhause hielt ein Mann lachend und weinend sein geliebtes Weib in den Armen, das ihm das Grab zurückgegeben.

Noch viele Jahre lebte Frau Richmodis an der Seite ihres Gemahls. Ein Kranz lieblicher Kinder


krönte den glücklichen Bund. Tiefsinnige Frömmigkeit verklärte das Leben der stillen Hausfrau, die niemand mehr hat lächeln gesehen seit jenem Tage. Ein kunstvolles Meßgewand hat sie gestickt für die Kirche zu den heiligen Aposteln, und Herr Mengis von der Aducht hat das Geschehnis auf dem Friedhof in der Apostelkirche in einer Chornische malen lassen zum dauernden Gedächtnis. Die Malerei ist heute verblaßt.

Wenn du heute, mein Leser, nach Köln kommst und seinen Dom und seine Kirchen bewunderst, dann gehe auch auf den Neumarkt, und aus dem Dachfenster eines altertümlichen Hauses werden dich zwei holzgeschnittene Pferdeköpfe grüßen, ein Erinnerungszeichen jener denkwürdigen Geschichte der Richmodis von Aducht.



Der Dombaumeister von Köln

I.

 Zu Köllen war es, am Vorabend des Festes der Himmelfahrt unseres Herrn. Vor dem gewaltigen Erzbischofe Konrad von Hochstaden stand ein schlichter Baumeister und bot ihm den Plan einer Kirche an, mit stolzen Worten sich vermessend, sie werde eine der schönsten Kirchen der Welt. Jener Mann war Meister Gerhard von Ryle. Mächtig staunte der Kirchenfürst über die Großartigkeit des Grundrisses; dem kühnen Baumeister gebot er seine Ausführung.

Bald hob sich aus dem weiten Platz, wo schon einmal unter des ersten Frankenkönigs Majestät ein Dom gestanden (ihn hatte Hildebold, der Erzbischof, erbauen lassen, und die wilden Normannen hatten ihn zerstört), schlankes Mauerwerk. Gigantische Säulen mit kühnen Wölbungen vereinigten sich einem stolzen Gotteshause.

Männiglich bewunderte den schlichten Baumeister, dessen schöpferischer Geist tausend Hände bewegte, und Meister Gerhards Name ward lobend genannt in deutschen und welschen Landen. Der Chor war bereits vollendet. Aus allen umliegenden Orten, gar aus weiter Ferne wallten fromme Pilger zum Kölner Dome, um vor den Gebeinen der heiligen drei Könige zu beten, die im Chore ruhten. Gläubiger Christen Lobgesänge durchbrausten die vollendeten Hallen.

Der aber, so am meisten Anlaß hatte, sich zu freuen, that es nicht. In seiner Brust, anfangs freudegeschwellt, nisteten trübe Gedanken. Ihm, dem Meister und Schöpfer des Ganzen, raunte unaufhörlich graue Sorge, die Tochter beständigen Grübelns, ins Ohr, ob wohl seine Tage hinreichten, den stolzen Bau zu vollenden? Ob nicht eines Tages der Tod mitleidsvoll ihn hindere, den größten Triumph zu feiern seines Lebens?

Sein junges Weib sah mit Kummer die Veränderung. Vergebens versuchte sie, die Falten zu vertreiben von seiner Stirne.

Je mehr und tiefer die dunklen Ahnungen in seinem Herzen wuchsen, das sie selber gepflanzt, um so mehr ließ Meister Gerhard den Bau des Domes beeilen. Vier Jahre waren verflossen. Man zählte zwölfhundertzweiundfünfzig. Schon ragte der Turm der Nordseite stolz in die Lüfte.

Eifriger denn je wandelte der Baumeister von Gerüst zu Gerüst.

Eben stand er auf dem Domkrahnen. Riesige Trachytblöcke, aus der Kluft des Drachenfelsen gebrochen, wanden die Steinmetzen zur Höhe. Voll Befriedigung schaut der Meister zu, stolze Freude blitzt es aus seinen Augen. Da steht plötzlich ein Fremdling ihm zur Seite, dessen Kommen er nicht erschaut. Ein Scharlachmantel umhüllt die hochgewachsene Gestalt, eine Goldkette strahlt auf seiner Brust, und keck flattert die Hahnenfeder von seinem Samtbarett. Er bot dem Meister den Gruß der Steinmetzen. Ein Meister der Baukunst sei er selber in Person, ein Haus habe er vor vielen Jahren erbaut – hier funkelten seltsam seine schillernden Augen unter spärlichen Brauen –, daran der Zahn der Zeit vergeblich nage, Könige und Kaiser hätten es geschaut, reiche Herren und mächtige Prälaten.

Stumm maß der Meister den hochfahrenden Sprecher. Doch jener hub an, höflich zu loben des Dombaumeisters riesenhaftes Werk.

»Aber däucht es Euch nicht verwegenes Thun eines armen Sterblichen, ein solches Werk zu beginnen?« fragt er plötzlich, schier rauhen Tones. »Der erste Stein hätte Euch sagen sollen, daß ein Anderer erntet, was Ihr gesäet.«

»Wer möchte es mir verwehren, zu vollenden, was ich begann?« fragt der Meister, den leise Scheu ergreift ob der Antwort.

»Das Leben – oder nennt es Tod!« antwortet mit schneidendem Hohn der Andere. Dann spöttisch: »Dem Willen eines Wurmes gebietet ihr armen Menschen nicht, und schon von Eurem ersten Atemzug an bedroht euch euer grimmigster Feind und sicherer Besieger, der Tod.«

»Ich aber beendige, was ich begann!« ruft trutzig der Meister. »Ich mache meine Wette, selbst mit dem Bösen.«

»Hola!« lacht ingrimmig der Fremdling. »Solch Vermessenem biete ich gerne eine Wette: eher vermess' ich mich, ein Bächlein zu leiten von Trier nach Köln, wohl an fünfzig Stunden weit, und Enten sollen drin schwimmen, bevor Ihr Euren Dom beendet.«

»Es sei!« spricht finster Meister Gerhard und schlägt verblendet in des Fremdlings dargereichte Rechte. Fischkalt war sie und ein Frösteln durchlief ihn.

Da schlug jener eine Lache an, höhnisch gellend.

»Preis der Wette deine Seele!«

Entgeistert starrt der Meister. Schon aber hat der Andere den feuerfarbenen Mantel geöffnet.

»Auf Wiedersehen, Vermessener!« Ein Sturmwind erhebt sich und entführt ihn heulend.

II.

Finsterer wurden seit diesem Tage die Wolken auf der Stirn des Meisters. Ruhelos irrte er auf den Gerüsten, rastlos betrieb er seine Arbeit. Je mehr er ihre Ausdehnung maß, um so dräuender ward in ihm die Besorgnis: nie werde er sie vollenden. Schon das Frührot fand ihn unter den Gesellen

und noch abends wanderte er herum, lobte die Fleißigen, tadelte die Trägen. Manchmal auch schaute er hinaus in die Richtung von Trier, ob nichts Ungewöhnliches sich zeige. Mit hoffnungsvollem Staunen gewahrte er, daß sein Widerpart gar nicht bemüht schien, die Wette zu gewinnen. Nichts kündete an, daß große Arbeiten im Trierer Lande unternommen seien.

Schon wandelte ihn Hoffnung an. Wenn er nicht gewinne, also tröstete sich Meister Gerhard, werde er zum wenigsten nicht verlieren.

Eines Tages stand er aus der Spitze des vollendeten Turmes. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich zitternd um. Hinter ihm stand der unheimliche Baumeister. War es der Böse oder nur ein teuflischer Magister der schwarzen Kunst?

»Wohlan, Meister Gerhard! Wie steht Euer Werk? Ich sehe, daß es rüstig fortschreitet. Glücklicherweise habe ich meine Arbeit bald vollendet, sonst liefе ich große Gefahr, meine Wette verlieren.«

»Ich habe mir es kaum gedacht,« spöttelt der Meister, »um Euren Kanal zu graben, bewegt ihr nicht allzuviel Erde.«

»Wißt, lieber Vetter! ich selbst gelte mir mehr als hundert Arbeiter zusammen, und, wie gesagt, mein Werk ist nahezu fertig.« Gereizt sprach's der Mann im feuerfarbenen Mantel.

»Wirklich?« Meister Gerhard erblich. »Ich möchte wissen, mit welcher Höllenkunst Ihr das zuwege gebracht.«

»Wie Ihr wollt, Vetter! Ihr habt mir nur zu folgen.« Er ergreift den Meister bei der Hand, nimmt ihm den Sinn und führt ihn durch die Lüfte. Nach wenigen Minuten berührten sie die Erde. Der Meister, den es gruselt, erkennt das Trierer Land. Zu seinen Füßen entspringt eine Quelle und fließt in eine Felsöffnung.

»Komm, Alter!« lacht der Böse und sich niederbeugend, verschwindet er unter dem Felsen. Verstört folgt ihm Meister Gerhard. Er findet sich in einer Felsgrotte. Das Wasser der Quelle rann plätschernd in einen Kanal, dessen Anfang er erblickte.

»Sieh, daß ich nicht log und meine Zeit nicht versäumte, triumphiert der Böse. Wenn Du willst, folgen wir dem Bächlein und du selber magst urteilen über das, was ich geleistet.« Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine geheimnisvolle Kraft den Meister ergriff und ihn mit Blitzesschnelle vorwärts bewegte. Der Böse voran. Bleich vor Entsetzen schaute der Meister das Werk. Kein Zweifel blieb, er hatte die Wette verloren. Dumpfe Verzweiflung packte ihn. Aber seltsam! Schon nach kurzer Zeit nahm sein verstocktes Antlitz wieder einen ruhigen Zug an, ja, es schien, als schleiche ein unterdrücktes Lächeln heimlich über sein Antlitz.

Der Ausgang war erreicht; durch dieselbe magische Kraft, die ihn fortgetragen, fühlte sich Meister Gerhard auf die Erde zurückversetzt.

»Dies war die Hälfte meines Werkes«, und ein grinsendes Lächeln umzuckte des Bösen Lippen. »Nun laß uns die Enten schauen, die versprochenen, lieber Gevatter!«

Dreimal schlug er in die Hände und gebot Gerhard, acht zu geben. Dieser, schier belustigt,

lauschte aufmerksam. Minuten vergingen. Leer blieb des Bächleins Ausgang. Kein Entengeschnatter ward hörbar.

Abermals klopfte der Böse in die Hände, stärker als das erstemal. Wiederum harrte er vergebens des Erfolges.

Spöttisch lächelte der Dombaumeister.

Einen höllischen Schrei gellte der andere und verschwand, dieweil Meister Gerhard murmelte:

»Niemand wird er seine Wette gewinnen. Den Grund weiß ich, Gerhard von Ryle.«

III.

Aber eine dumpfe Schwermut hat den Dombaumeister seit dem letzten Abenteuer erfaßt, trotz alledem. Noch häufiger denn vorher sah man ihn auf den Gerüsten und Leitern. Ganze Stunden verbrachte er in trübem Sinnen. Nun er seinen Widerpart erkannt, mit dem er sich vermessen, zu ringen – wer könnte es anders sein, als der leibhaftige Gottseibeius – war er sich der fürchterlichen Gefahr bewußt, darinnen er schwebte und seine unsterbliche Seele.

Manchmal, nach langen Minuten bangen Grübelns, überflog ein Lächeln seine Züge. Er atmete tief auf und murmelte, sich selber Mut einflößend:

»Er wird niemals seine Wette gewinnen, ich weiß warum!«

Tief beklommen zeigte sich sein jungliches Eheweib über des Meisters seltsames Gebaren. Ihr behagte nicht seine Verschlossenheit. Vergebens versuchte ihr kosendes Lippenpaar, dem schweigsamen Munde des grüblerischen Eheherrn das Geheimnis abzuschmeicheln, das seine Zunge hütete. Nicht ungerne empfingen des Meisters Lippen den reichen Schatz liebender Zärtlichkeit, aber zu allen Bitten und Beteuerungen des neugiergestachelten Gemahls lächelten sie nur bitter-süß und sprachen über das Geheimnis so viel wie die Austern von ihrer Schale.

Da trat eines Tages ein fahrender Magister in das Haus des Meisters, als jener just draußen am Dombau weilte. Ein Scharlachmantel umhüllte die hochgewachsene Gestalt und keck flatterte die Hahnenfeder vom schwarzen Samtbaret. Höchlich artig benahm sich der Fremde und gefällig waren sein Wesen wie seine Worte. Den Meister wollte er besuchen, und da er ihn nicht zuhause antraf, pflog er unterhaltende Rede mit seiner jungen Hausfrau. Minder stockend flossen gar bald die Worte des züchtig-verschämten Weibes. Warmen Blick und warmes Herz fand sie bei dem fremden Magister: warme Teilnahme schenkte er der Verlassenen und zum Danke vertraute sie ihm unter vielen Seufzern und Klagen, wie ein Stein des Ärgernisses zwischen sie und ihren Ehegemahl gelegt, sintemal er ein Geheimnis behüte, das ihm vielen Kummer bereite.

Merklich hoben sich die Brauen, unmerklich spitzten sich die Ohren des trostspendenden Magisters.

»Wie jedes Seins Traktierung Kenntnis des elementaren Grundstoffes erheischt, so ist Eurem Gemahl nur dann zu helfen, wenn man sein Geheimnis kennt«, dozierte gewichtig der Magister.
»Versuchet, schöne Frau, durch Eurer Lippen Beredsamkeit und Eurer Reize Süße, in lausiger Minnestunde Herz und Vertrauen des Meisters zu gewinnen, auf daß sein Mund verrate, was sein

Herz verbirgt, dann kann ich Euch helfen und der Frauen glücklichste werdet Ihr.«

Das Weib that nach Geheiß, aber ohnmächtig ab prallten die Pfeile der Verführerin an dem eisernen Schweigen des Mannes. Drei Tage nach seinem ersten Besuch erschien der Magister aufs neue.

»Weil Ihr keinen Erfolg hattet, o unwürdige Tochter Evas, habe ich noch ein zweites Mittel. Doch Bedenken hege ich, daß Ihr es verschmäht.«

Heftig quälte jene die Neugier. Inständig bat sie den gelehrten Magister, sich zu erklären.

»Wohlan ich spreche,« ruft dieser feierlich. »Mitleid heischt das Weib, zwiefach Mitleid Ihr. Ein wunderbares Kräutlein weiß ich. Daraus brauet einen Trank für Euren Ehemann. Er wird in der Nacht träumen; sein Traum wird ihn verraten, und ihr wißt das Geheimnis.«

Dankend nahm sie die Gabe aus des fremden Magisters Hand. Am Abend breitete sie das Tränkchen und reichte es ihrem Gemahl. Meister Gerhard sank aus den Umarmungen seiner zärtlichen Hausfrau in einen tiefen Schlaf. Unruhig war bald der Schläfer. Seinem Mund entfuhr unverständliche Worte. Ängstlich lauschte sein wachendes Weib. Der Scharfsinn ihres Geschlechtes verband des Träumens Lallen zu verständlicher Rede und bald wußte sie um die grauenvolle Wette, die Meister Gerhard mit dem Bösen in eigener Person zu schließen sich vermaß.

»Er wird niemals seine Wette gewinnen,« lallte der Schläfer, »ich habe das Geheimnis.«

»Und was mag es sein?« fragte sich herzklopfend eine aus dem Geschlecht jener, der einst der Böse den Apfel gab.

»Er kann machen, was er will,« fuhr der Meister fort. »Niemand wird eine Ente aus dem unterirdischen Kanal herausschwimmen, wenn er nicht von Viertelstunde zu Viertelstunde Luftlöcher darinnen anbringt. Aber der Böse wird niemals auf diesen Gedanken kommen.«

Am andern Morgen erschien mit dem Frührot – kaum hatte der Meister sein Haus verlassen, der fahrende Magister. Treulich berichtete ihm das Weib, was sie gehört.

Da stieß der Mann im feuerfarbenen Mantel eine triumphierende Lache aus und verschwand. Bleich und ehrfurchtsvoll stand des Meisters geschwätziges Weib.

IV.

Meister Gerhard stand hoch auf dem Domkrahnen. Dunkle Wetterwolken nahten vom Rheine her. Der Meister trieb die Werkleute zu schneller Arbeit an. Schwül war die Luft. Da legte sich eine Hand schwer auf seine Schulter. Aufgeschreckt aus wohligen Zukunftsträumen wendete er sich um und sein Antlitz ward erdfahl. Hinter ihm stand im Scharlachgewand, das schwarze Samtbaretz geschmückt mit der wallenden Hahnenfeder, der Böse. Sein Angesicht triumphierte. Schweigend zeigte er nach unten: am Fuß des Domes zeigte sich ein Bächlein, schnatternd schwamm eine Ente auf seinem Wasser. Ihr folgten etliche.

Da packte verzweifelnde Wut des Meisters Herz: verloren Wette und Seele. Grinsend steht der

Böse und öffnet die gekrallten Hände.

»Nimmer sollst Du mich lebend haben!« gellt Meister Gerhard und stürzt sich in die Tiefe.


Brüllender Donner bedeckt seinen Todesschrei. Grimmig wütet das Wetter. Der lichtumlohte Himmel däucht ein Flammenmeer. Die Feuerglocke wimmert vom Turm: des Dombaumeisters Haus hatte der Blitz gezündet.

Die Flammen vernichteten des genialen Meisters Plan, und Jahrhunderte lang stockte des Riesendomes Vollendung. Das Werk trauerte um seinen Erbauer, verödet standen die Hallen, unvollendet die gewaltigen Türme. Nachts schwebte um sie klagend Meister Gerhards Geist, also erzählen sich die Bewohner von Köln. Grollend klagte er die spätern Geschlechter an, daß ihre Lauheit das Riesenwerk unvollendet lasse, das früherer Zeiten schöpferische Kraft verkünde. Ungehört verhallt des Schemens verzweifelnde Klage. Geschlechter gingen, neue kamen – und endlich ward zur That, was Kleingläubige nie geglaubt. Vollendet stand der Dom in königsstolzer Größe, das erhabenste Gotteshaus in deutschen Landen.

Seitdem erschien Meister Gerhard nie wieder. An der Stelle, wo er hinabstürzte unter des Höllenfürsten Fluch, ist sein Steinbild errichtet zu ewigem Gedächtnis.



Die Heinzelmännchen

 Das war noch in der guten, alten Zeit, die wir Jüngern so oft seufzend im Munde führen, allwo noch gutmütige Zwerge den Menschen erschienen sind und sie beglückt haben. In Schluchten und Höhlen hatten sie zumeist ihre palastartigen Wohnungen aufgeschlagen und hüteten dort unermeßliche Metallschätze der Erde, wie auch andere Schätze, sind auch wohl als Bergleute und vortreffliche Metallarbeiter thätig gewesen, als welche letztere sie herrliche Kleinodien und Waffen, so den Schatz der Nibelungen verfertigten. Dort lebten sie, von Königen beherrscht, Freunde der Finsternis, die sie nicht meiden durften, wollten sie nicht an der Sonne zu Stein werden. Mit der Zeit aber durften sie ungestraft an die Oberfläche der Erde, wohin sie durch Zwergen- oder Quarxenlöcher gelangten und den Menschen scheu auswichen. Wo sie früher zum Nutzen und Segen der Bevölkerung geschaltet und gewaltet haben, hat sie nun die fortschreitende Kultur vertrieben.

Niemand von uns hat je so ein Zwerglein gesehen: ihre Größe war verschieden und wechselte von der Größe eines Daumens, einer Spanne bis zu der eines vierjährigen Kindes. Alle kennzeichnete ein verhältnismäßig sehr großer Kopf, den Körper verunstaltete häufig ein Höcker, doch sahen sie in ihrer Bergmannstracht und den Zipfelkappen recht possierlich aus, Heinzchen nannten sie wohl die Leute, auch Heinzelmännchen.

In jener guten, alten Zeit also gab's auch in der heiligen Stadt Köln solche Heinzelmännchen und die biedern Kölner wußten gar Erbauliches von ihnen zu berichten. Gevatter Zimmerer und andere hatten dazumal gar mehr Feiertage als im Kalender stehen. Legten sich die Zimmerleute auf die lange Bank, so kamen derweil die flinken Männlein und meißelten, sägten und

hämmerten nach Herzenslust und – so berichtet der poetische Chronist, dem wir hier folgen – eh' sich's der Zimmermann versah, stand das ganze Haus schon fertig da.

Ebenso ging es beim Bäckermeister zu. Während die Burschen schliefen, ächzten die Männchen mit den schweren Säcken daher, kneteten, wogen, hoben und schoben und noch ehe der Bäckerjungen Chor erwacht, war das frische Morgenbrot schon fertig. Dem Fleischer widerfuhr dieselbe erfreuliche Heimsuchung: die nächtlichen Helfer hackten, mengten und mischten, und wenn der Gesell die verschlafenen Augen rieb, hingen im Laden bereits die dampfenden Würste. Auch der Küfer erfreute sich des verschwiegenen Besuches der fleißigen Zwerge und selbst Meister Zwirn – wie ein Märchen klingt es – wurde von ihrer Gunst beglückt. Einen Staatsrock hatte ihm das würdige Stadtoberhaupt in Auftrag gegeben und emsig führte des Meisters Hand die Nadel. Doch ihm erging's, wie es seither unzähligen Schneiderlein ergangen, die an heißem Sommertag in moslemischer Stellung die Nadel führen, er nickte ein. Und da regte es sich in dem Zimmer und auf den Tisch schlüpfen die Männchen und nähten und paßten und strichen mit kundiger Hand. Als der Meister erwachte, war des Bürgermeisters Rock fertig. Darob war jener baß erfreut und staunend stand seine Hausfrau und fand der Worte nicht genug. Ein jungliches Weib ist sie gewesen, das der Fürwitz oft schon geplagt hat im Leben. Jetzt saß er ihr wieder im Nacken und raunte ihr loses Zeug ins Weiberohr und in ihren Augen hat ein Schelmengedanke aufgeblitzt.


Am Abend, als der Meister bereits schlief, erhob sich sachte sein Ehegespons und streute Erbsen ins Zimmer, allwo auf dem Tisch ein halbvollendetes Wams lag. Stellte sich dann mit einem Lichtlein, das sie unter der Schürze hielt, hinter die Thür und lauschte. Bald schon ward es auf der Stiege lebendig, zuerst ein trippelnder Schritt, dann ein Hinschlagen, ein Ausgleiten, ein Fallen und Kollern, dazwischen Lärmen, Schreien und Verwünschungen. Hurtig ist des Schneiders boshafte Weib hinuntergesprungen mit dem Licht, aber schon waren sie verschwunden.

Seitdem sind die Heinzelmännchen niemals mehr in Köln gesehen worden und auch anderwärts hat man von ihnen nichts gehört.



Jan und Griet

Ze Köllen em ahle Kämpcheshoff,
Wonnt ens ene Boorschmann.
Dä hatt en Mähd, de nannt sich Griet,
Ne Knäch, dä nannt sich Jan.

 Also hebt es an, das bekannte niederrheinische Volkslied von Jan von Werth, der ein berühmter Reiter-General der Kaiserlichen gewesen ist, als Schwed und Franzos sich in die Zeche deutscher Uneinigkeit teilten. Daß aber der große Jan von Werth eines Kölner Bauern Knecht gewesen und nur seinem Unglück in der Liebe sein Glück im Lebensspiel verdankt, das weiß man nur in und bei der heiligen Stadt am Rhein.

Jan war ein fleißiger Gutsknecht, eine treue Seele und auch kein übler Bursch. Mancher Dirne wäre der Jan als Freier gar nicht unwillkommen gewesen, aber des braven Jan verliebtes Herz lag seit langem in dem Banne der hübschen Griet, einer dienstbeflissenen Maid des Kämpchenschhofes. Nicht allzulange glühte Jans Liebe im Verborgenen. Eines Tages trat er vor die Angebetete hin, gestand ihr unter vielem Schluchzen, daß er sie herzlich gern habe, daß er willig für sie zweimal so viel schaffen wolle, wie für den Bauern, und nachdem der Biedere noch viel geredet, was er lange bei sich getragen, bat er die schmucke Griet, ob sie nicht sein Weib werden wolle.

Da stemmte die übermütige Dirne die runden Arme in die Seite, warf den hübschen Kopf zurück und ihre Schelmenaugen maßen den braven Freiernmann. Dann schüttelte die Griet bedauernd das blonde Haupt und ein Lächeln, schier spöttisch, zuckte um ihren frischen roten Mund.

»Du bist ein Knecht, Jan, und wirst es, glaub' ich, bleiben Dein Lebtag. Du kannst nichts dafür, ich aber möchte gern einen reichen Halfen haben mit Kühen, Ochsen und Pferden.«

Da stieg dem treuen Jan eine Blutwelle ins Gesicht: aber er beherrschte sich, denn er hatte sie herzlich gern, die da so herzlos redete.

»Wie du willst!« sagte er traurig und wandte der stolzen Dirne den Rücken. Hat von der Stunde an kein Wort mehr zu ihr gesprochen außer dem Gruß. Die übrigen Knechte und Mägde aber lispelten untereinander, daß die hochfahrende Griet dem Jan einen Korb gegeben, und manch spöttisches Lächeln traf den verunglückten Freier, mehr von den Männern als von den Weibern. Da hat's den Jan nimmer gehalten auf dem Kämpchenschhof und so ist er eines Tages fortgegangen, hat Handgeld genommen und ist Soldat geworden.

Ein grimmer Krieg war's, den dazumal der Kaiser gegen die Reichsfeinde focht und an tapfern Soldaten war Mangel. Ein kühner Krieger mochte es da wohl zu etwas bringen und Jan von Werth war einer von denen. Der ehemalige Knecht vom Kämpchenschhof brachte es bald seiner Unerschrockenheit und Tapferkeit wegen zum Korporal, und als er in einer Schwedenschlacht abermals durch seinen glänzenden Mut die Entscheidung herbeiführte, ward ihm ein ganzes Regiment anvertraut. Endlich gar stieg der Regiments-Hauptmann zum Reitergeneral und der Name des großen Jan von Werth ward mit einem Schlage berühmt, als er die gefürchteten Franzosen in einem Reitertreffen bei Tuttlingen auf's Haupt schlug.

Auch von einer zarten Seite versöhnte ihn das Glück: dem berühmten General Jan von Werth reichte ein liebreizendes, adeliges Fräulein die Hand zum Ehebunde.

Jener aber, die den armen Bauersknecht Jan vor Jahren verschmäht hatte, war das Glück wenig hold gewesen. Die hübsche Griet wartete Mond um Mond und Jahr um Jahr auf den reichen Halfen mit Kühen und Ochs und Pferd, aber der erträumte Freier kam nicht, maßen schon dazumal bei dem nüchternen Bauernvolk rote Dukaten mehr Wert hatten, als rote Wangen, und blitzende Thaler mehr Reiz, denn blitzende Augen. Aber die blitzenden Augen und roten Wangen werden einst alt, und es kamen Tage, allwo die alternde Griet gerne einem Knecht wie weiland dem Jan als Ehegespons gefolgt wäre, leider kam keiner. Und so hat denn die alte Griet, nachdem die roten Wangen und blitzenden Augen längst vergangen, wehmütig alle Hoffnungen eingesargt. Hat dann am Severinsthor einen Apfelkram aufgeschlagen und sich kümmerlich durchgeschleppt ihre alten Tage.

Da ist eines Tages im Severinsviertel eine mächtige Bewegung entstanden unter den Leuten. Neugiervoll strömten die braven Kölner herzu, um einen der Ihren zu sehen, der heute durch das Severinsthor einziehen sollte mit seinem siegreichen Heerhaufen. Und der hatte es vom Bauersknecht zum Reitergeneral gebracht. Da kam er bereits, hoch auf reichgezäumtem Roß, geschmückt mit goldstrotzendem Generalskleid, auf dem kühnen Kopf den breitrempigen Hut mit der wallenden Feder: der große Jan von Werth! Hinter ihm ein Troß prächtiger Reiter.

Und das Stadtsoldatenkorps, die Funken, wirbelten die Trommeln, die Kölner schrieen ihrem Landsmann Vivat zu; das hutzelige Weiblein aber, so am Apfelkram saß und Kastanien briet, schaut mit einem merkwürdigen Ausdruck zu dem stolzen Reitergeneral auf. Da hält dieser dicht vor ihrem Kram das Pferd an, schaut ihr ins Gesicht und spricht still lächelnd: Griet, wer das gedacht hätt'!«

Da zuckt es in dem runzeligen Gesicht auf und seufzend raunt die alte Griet: »ja Jan, wer das gewußt hätt'!«

Und der große Jan ritt in das heilige Köllen. Die Stadtsoldaten wirbelten die Trommeln und die Kölner schrieen ihrem Landsmann Vivat zu.


* * *

Ein prächtiges Denkmal haben ihm die Kölner gesetzt in seiner Vaterstadt, und den niederrheinischen Mägdlein ist sie wohl bekannt, die Geschichte von Jan und Griet, und manche Maid da unten im Bann der alten Stadt Köln soll durch sie bewogen worden sein, nicht gar so hartherzig zu verfahren mit ihrem Freiersmann, sintemal man nicht wissen kann, ob in ihm ein künftiger Reitergeneral steckt, wie in dem großen Jan von Werth. Vielleicht geht auch manch anderm rosigen Jungfräulein, dessen Wiege nicht am Rhein steht, die Geschichte zu Herzen, und es gelobt, in der Liebe nicht allzu wählerisch zu sein, auf daß es nicht eines Tages mit der alten Griet zu seufzen hat: »Wer das gewußt hätt'!«



Bonn

Die Hose des Herrn Erich

 Soll einst auf dem Klochterhofe zu Friesdorf bei Bonn ein vieledler Junker gelebt haben, der war bekannt im ganzen Bonner Gau als ein großer Trinker vor dem Herrn. Einst hatte Junker Erich mit vielem Eifer dem edlen Waidwerk obgelegen im Forst, der den Fuß des benachbarten Godesberges umzog. Der Tag war heiß, das Jagen wenig erfolgreich, um so mehr mühsam wegen des mächtigen Durstes, der den Jäger plagte. Das Abendrot spiegelte sich im Rhein, als Herr Erich mißmutig die Büchse umschnallte und mit der Beute, einem feisten Häslein, heimtrottete.

Ein Wirtshaus stand dazumal am Saum des Godesberger Forstes (heute stehen viele da), dort hielt der Junker vom Klochterhofe Einkehr, gab der Wirtin den Hasen und labte die durstige Kehle mit perlendem Landwein. Besser denn heute muß damals der Rebensaft gewesen sein, den die Sonne reifen ließ auf der Friesdorfer und Godesberger Höhe. Das saftige Wildpret, von der Wirtin kundiger Hand zugerichtet, behagte dem Junker sehr, und mehr noch das edle Naß von des Schenkwrirts rühriger Hand kredenzt. Manchen Schoppen goß der durstige Junker vom Klochterhofe die Kehle hinunter, manchen Kreidestrich zeichnete der Wirt an den Thürpfosten.

Herrn Erich mahnte die Nacht zum Aufbruch. Angenehm war das Sitzen gewesen, schwer wurde das Aufstehen, mühsam das Gehen; ein ernstes Gesicht machte der Wirt, so als grober Kumpan verschrien war: »Zwölf Humpen! Denkt auch an's Zahlen, Herr Zecher!«

Da lallte des Junkers schwere Zunge ein ewig-altes Lied, das schon der große Pumpus von Perusia gesungen haben soll.

»Bezahlen geht heute nicht, maßen ich nicht mit Hellern die Büchse lade.«

Den groben Wirt verdroß des Zechers lustige Antwort. Er machte ein grimmiges Gesicht.

»Habt Ihr keinen Heller mehr, so bleibt mir Euer Beinkleid zum Pfande. Kommt morgen wieder, Herr Zecher, und löst Euch Hose und Schande wieder ein« ...

Zum Klochterhofe bei Friesdorf wallte unsicheren Schrittes ein beladener Zecher. Ihm war teils schwül, teils kühl. Er schritt als wie im Nebel und die Tannen des Forstes raunten sich eine seltsame Mär zu; einige wisperten sehr belustigt, andere ergraute Fichten schüttelten bedenklich die Wipfel; desgleichen etliche jungfräuliche Birken, die errötend der Nacht dankten, daß sie den Blumen im Waldgrund die Äuglein geschlossen ...


Ob der Junker vom Klochterhofe eingelöst hat, was er verpfändete? Die Sage schweigt darüber. Kundige Thebaner wollen es verneinen.

Am Saum des Godesberger Forstes stand lange Zeit ein Wirtshaus, zum Junkerhofe benamset; frommer Väter lose Enkel taufte's zur Junkerhose und erzählten sich beim perlenden Landwein, den die Sonne reift auf den Friesdorfer und Godesberger Höhen, die Geschichte von den Hosens

des Herrn Erich.



Die Cassiushunde

 Hoch ragt empor über das Häusermeer das alte Bonner Münster. In grauer Zeit, als noch das Volk der Ubier in jener Gegend seine Wohnsitze hatte, stand hier ein Heidentempel. Berühmt war er in den Gauen des Rheines und zahlreiche Opfer brachten die Ubier an dem gewaltigen Opferstein, der nach langen Jahren an jener Tempelstätte ausgegraben ward und noch heute als ara Ubiorum zu Bonn aufbewahrt wird. Mancher Kriegsgefangene und Sklave mag an jenem Altar verblutet haben. Als dann Konstantins Mutter, die heilige Helena, nach Bonn kam, da sank der Götzentempel in Trümmer. Zertrümmern ließ die fromme Rächerin das Heiligtum der Heiden, fällen die Eichen des umliegenden Haines und ein neuer Tempel, dem heiligen Cassius geweiht, erhob sich auf dem Platze. Später wurde jene Kirche vergrößert, ein mächtiger Hauptturm mit schlanken Seitentürmen krönte ihre Halle, gewaltige Glocken hingen in den Stühlen und haben Jahrhunderte lang geläutet in guten und schlimmen Tagen. Krieg und Frieden, Freud und Leid sahen sie unten vorüberschreiten. Als zweimal ein deutscher Kaiser, Friedrich, den sie den Schönen hießen, und Karl, der Vater Böhmens, ins Münster einzog zur feierlichen Krönung, da haben die Münstererglocken eingestimmt in den Volksjubel, und wenn die Kölner Kurfürsten, die sich Bonn zum Aufenthalt erwählt, da unten das Hochamt sangen, da haben die Münstererglocken eingestimmt in das Tedeum, und als der Franzos in Bonn lag und die Brandenburger vor den Thoren, da haben die Münstererglocken gewimmert; denn der Turm stand in hellen Flammen.


So oft ein Gewitter heraufzog über die Bonner Gegend, haben die Münstererglocken mit ehernem Mund gewarnt die Leute drunten, und mächtig hat sich jedesmal des Donners Gebrüll mit ihrem metallenen Mahnruf vereinigt. Gar schauerlich aber ist's am Münster, wenn just um die zwölfte Stundenwende ein nächtliches Wetter heraufzieht. Dann erheben sich beim ersten Donnerschlage – so geht die Sage – von jener Stätte, wo einst ihr Tempel gestanden, die Götzendienen, die jahrhundertlang das Ubiervolk mit finsternem Wahn bethörten, und mit den Göttern im Bunde, die sie heraufbeschwören, rasen sie heulend um den grauen Bau, wo Cassius der Römerheld ruht, dessen Martertum Tausende bekehrte. Sie schwefeln die Gewitterluft in verderblicher Wut und ballen die Wolken zusammen und richten ihre Blitze nach dem Münster hin, auf daß ihr Feuer es verzehre.

Aber der Heilige wacht über das Münster. Laut tönt der Glocken Mahnruf durch die Wetternacht und in ihr Geläut mischen sich der Heidengeister gräßliche Verwünschungen: »Weh uns, die Heiligen halten Wacht, die Cassiushunde künden's. Weh uns, die Cassiushunde bellen!« Mit gellendem Wehruf stürzen sie davon. Hinter ihnen rollt der Donner, die Glocken läuten und unversehrt ragt des Münsters Riesenturm in die Wetternacht, ob die züngelnden Feuerflammen ihn noch so gefahrdrohend umlodern.

Die neue Zeit, die leider mit so vielem aufhebt, hat auch die Cassiushunde zum Schweigen gebracht. Nicht mehr mahnt der Wetterglocke eherner Mund in dräuender Gewitternacht; hoffen wir, daß trotzdem der Heilige droben die Stadt nicht vergesse, vor deren Mauern er einstmals aus

der thebaischen Legion hinüberschritt in eine andere Legio fulminatrix, die noch heute besteht und immer.

Die Römergeister

 Die alte Römerstadt Bonn hat vor ihren Thoren einen berühmten Wallfahrtsberg, den sie den Kreuzberg heißen. Schon seit uralten Zeiten ziehen fromme Waller nach jener Stätte, verehren die reliquienreiche heilige Stiege in der alten Klosterkirche droben und beten in der Marterkapelle, wo zu Anfang des vierten Jahrhunderts die großen Heiligen der thebaischen Legion, Cassius und seine Gefährten Florentius und Melusius, für den Kreuzesglauben den Todesstreich empfangen. St. Cassius und seine Genossen sind große Beschützer des Bonner Gaus und haben schon manchem frommen Gebet Erhörung verliehen, seit der Zeit, wo des großen Konstantin heilige Mutter Helena auf dem Kreuzberge und auf dem Platz, wo heute das Münster steht, ihnen ein Kirchlein bauen ließ zur Ehre.

Vor langer Zeit pilgerte so ein frommer Beter aus der Bonner Gegend hinauf zum Kreuzberg, um des heiligen Römerhelden Beistand anzurufen in leiblicher Not. Ein Bäuerlein aus Dransdorf ist's gewesen, einstmals Trajansdorf geheiß, weil zur Römerzeit daselbst der Feldherr und spätere Kaiser Trajan eine Villa bewohnt haben soll. Selbiges Bäuerlein war durch die magere Ernte in arge Bedrängnis geraten und war des festen Glaubens, durch des heiligen Märtyrers Fürbitte so viel Geld zu erlangen, daß es fähig sei, den schuldigen Pachtzins zu zahlen.

Hat auf dem Kreuzberg bei den Franziskanern reumütig gebeichtet, auch die heilige Stiege abgeknieet, das getreue Abbild jener berühmten vorm Hause des Landpflegers, hat auch in der Marterkapelle dem heiligen Cassius ein Lichtlein angesteckt, das ihm seine Hausfrau mitgegeben zur Wallfahrt und ist dann vertrauend heimgekehrt. Wie das Bäuerlein den Münsterplatz passierte, auf dem dazumal schon der graue Münsterbau gestanden, da ist er nochmals eingetreten und hat unserm lieben Herrgott noch einen Sechser in den Opferkasten geworfen.

Ist aber dann, weil es bereits dämmerte in dem hohen alten Münster, und eine Kreuzberg-Wallfahrt war nichts leichtes, in einer der hohen Bänke eingeschlafen, bis ihn einer sachte am Ärmel gezupft hat: der Sakristan mit dem mächtigen Schlüsselbunde. Der Bauer hat den Glöckner etwas blöde angeschaut, hat auch sehr verschlafen in die dunkle Kirche gestarrt, hat sich dann aber aufgerafft, ein großes Kreuz geschlagen und ist hinausgetrottet.

Draußen in den Linden auf dem Münsterplatz saß der Nachtwind und rannte dem Bauern lose Worte neckisch ins Ohr. Der ist schier mißmutig über den Münsterplatz geschritten dem Sternthor zu, so hinaus nach Dransdorf führt. In dem einzigen Gäßlein, das vom Münsterplatz ausgeht und ins Sternthor mündet, ist seit alters ein alter Römerturm gestanden, ein Teil der mächtigen Stadtmauer, die vor achtzehnhundert Jahren die Soldaten des Drusus errichteten. Jener Turm deuchte dem Bauersmann ein leidliches Nachtquartier, das ihn keinen Heller koste. Der langen Wallfahrt müde, legte er sich in dem Gemäuer nieder, und schlief bald so selig wie vorhin in der Kirchenbank des Münsters. Ein schlüsselrasselnder Sakristan war hier nicht zu befürchten; dem Bäuerlein war's aber dennoch, als ob ihm jemand auf die Schulter klopfte. Schläfrig fuhr es

empor und sah vor sich einen stattlichen Helden, der trug einen römischen Soldatenhelm und ein Kriegerhemd. Neben ihm standen zwei Gefährten in gleicher Tracht. Freundlich winkten sie dem Manne, der aber vermeinte, das Angesicht der dreie sei ganz wie das des heiligen Cassius und seiner Genossen auf dem Altarbild in der Marterkapelle. Hat aber nichts verlauten lassen und ist den dreien ehrfurchtsvoll gefolgt. Zum Sternthor sind sie geschritten, schnurstracks in den mächtigen Thorbau hinein, dessen Wände so dick, wie daheim seine Stube lang. In einem hochgewölbten Gemach ist ein Tisch gestanden, darauf funkelte es wie eitel Gold.

Das Bäuerlein hat seine Augen faustgroß aufgerissen und schon hat ihm der eine von den dreien die linke, der andere die rechte Tasche mit Goldstücken angefüllt, dieweil der in der Mitte einen Pokal von dem Tische hob und ihn dem Manne freundlich reichte. Mit edlem Wein ist er gefüllt gewesen, und einen herzhaften rheinischen Schluck hat der Dransdorfer gethan. Obwohl er die Sprache der gütigen Herren nicht verstand, deuchte es ihm doch, daß sie lateinisch sprächen, just so, wie der Pfarrer daheim, wenn er die Messe las. Und beherzt hob er den Pokal und leerte ihn mit einem lauten »Vivat!« Und in dem Sternthorgewölbe hallte es wieder »Vivat.« Die drei lächelten freundlich und antworteten: »Vivat, vivat!«


Dann war's dem Bäuerlein, als ob das Gewölbe sich mehr und mehr mit Römerhelden füllte, die ihm freudig Vivat zuriefen, wie wenn sie sich freuten, auf nordischer Erde einen Laut ihrer Muttersprache zu hören. Auch er that das Seine und begrüßte sie laut mit fröhlichem Vivat. Auf einmal rüttelte es ihn; er erwachte und fand sich liegend im Römerturm am Sternthor. Leid war es ihm, daß das Erlebte nur Traum gewesen, wie es ihm schien. Als er aber in die Taschen griff, fand er diese vollgefüllt mit wirklichen Goldmünzen, welche sämtlich ein seltsames Gepräge hatten.

Da hat das Dransdorfer Bäuerlein zu dem heiligen Cassiusgraben ein freudiges Dankgebet geschickt und ein kräftiges Vivat ins Frühlicht gerufen, so kräftig, daß der Wächter mit der Hellebarde und dem Stundenhorn, so am Sternthor gestanden, den Bauern unsanft angestoßen. Ihm aber hat das Bäuerlein sein kurzweiliges Erlebnis im Römerturm gebeichtet und ihm einen guten Morgentrunke angeboten beim Wirt am Sternthor. Des Bäuerleins Abenteuer ist manchem bekannt geworden, und von selbiger Zeit an haben sie das Gäßchen, so vom Münsterplatz ins Sternthor mündet, Vivatsgasse genannt, und ihm den Namen gelassen bis auf den heutigen Tag. Der Römerturm daselbst ist gestanden bis in die jüngste Zeit hinein, bis er vor etlichen Jahren in einer stürmischen Winternacht unter donnerndem Gekrach zusammenstürzte. Dafür hat man den Weg, der längs der Vivatsgasse zum alten Sternthor läuft, den Cassiusgraben getauft.



Das Hochkreuz bei Bonn

I.

 Auf der Landstraße zwischen Bonn und dem benachbarten Godesberg ragt links aus grünem Hain eine hohe Kreuzessäule empor; in der Umgegend bekannt unter dem Namen Hochkreuz. Freundlich grüßt der Stein aus dem schattigen Grün, wenn der Wanderer an lichtem Tage vorbei seine Straße zieht; am Abend dagegen macht das hohe Kreuz, wenn es plötzlich auf einsamer

Landstraße vor den Blicken des Vorübergehenden auftaucht, einen ernsten, schier schauerlichen Eindruck, der noch bei dem verstärkt wird, dem die Sage bekannt, die seit alters her – das Hochkreuz sah schon manch Jahrhundert vorüberziehen – den grauen Stein umschwebt.

Die Sage führt uns zurück in jene Zeit, wo statt der jetzigen Ruine auf dem nahen Godesberg noch ein stolzes Ritterschloß in den wunderherrlichen Bonngau hinunterschaut. Damals lebte auf der Godesburg ein alter Degen, weit gerühmt in den rheinischen Landen. Ihm war die Hausfrau gestorben, doch ihr Bild lebte in zwei stattlichen Söhnen auf's neue. Der ältere war mit Leib und Seele das Abbild seiner Mutter; mit sanften Sitten verband er das Gemüt eines Kindes, und natürlich war es, daß des Vaters Augen wohlgefälliger auf ihm ruhten, denn auf dem jüngern, der trotz seiner Jugend schon manches tolle Wagnis, auch schon manches unritterliche Abenteuer unternommen.

Doch der Greis ward ihm darob nicht gram. Er hoffte, je ungestümer jener den Becher der Jugend leere, um so schneller werde er auf die herbe Hefe kommen, die jedem maßlosen Genuß anhaftet. Dann werde sein Herz und Hirn ernstem Dingen nicht abhold, und vielleicht werde noch dem Wunsche seines toten Ehegemahls Gewähr, das immer gehofft, ihren Liebling, den zweitgeborenen, werde dereinst der Kölner Bischofsring des heiligen Maternus schmücken, dieweil Erich, der ältere, Herr sei auf dem Godesberge.

Oft spann der Greis an jenem frommen Wunsche und richtete manch frommes Gebet zu seiner Erhörung nach oben, wohl wissend, daß droben sein heimgegangenes Weib sich mit seinen Bitten vereinige. Oft auch redete er dem Jüngling zu und seufzte innerlich, wenn jener versuchte, der ihm unbequemen Zwiesprache zu entgehen.

Da kam der Tod auf die Godesburg und meldete sich trauernd zu Gast. Er nahm den greisen Burgherrn und führte ihn zu seinem Weibe. Noch hatte der Ritter Zeit, in letzter Stunde zu wiederholen, was jahrelang als heißer Wunsch in seiner Brust geruht. Er segnete die Söhne, erflehte ihnen Gottes reichen Segen, jenem auf der Burg der Väter, diesem vor dem Altare des Herrn. Dann starb er, und viel ward geweint von den Armen und Bedrängten.

II.

Im hohen Ahnensaal der Godesburg saßen die beiden Brüder beim gewohnten Mahle. Es war ein finsternes Tafeln, schweigend saßen sie gegenüber, der nunmehrige Schloßherr und sein jüngerer Bruder. Spärlich flossen die Worte, heftig sprudelten sie dann von den Lippen des jüngern. Vergebens wehrte der ältere der grollgetränkten Rede des Bruders.

»Ich nahm nur, was mir uraltes Väterrecht beschert hat«, spricht er sanft auf die Anklage des andern. »Nicht Herr bin ich, sondern nur Hüter, und sie, deren Bilder auf uns herabschauen, würden mir fluchen aus der andern Welt, wenn ich mein Erbe nicht treulich hütete. Dir aber ward ein höheres Erbe vor dem Altare des Herrn, und selbst Rang ist dir verbrieft, wenn Du, Sproß eines würdigen Geschlechtes, ein würdiger Diener des Herrn.«

Und grollend fällt ihm der Bruder in die Rede:

»Nie beug ich mich starrem Zwange, der dem ältern die Rüstung, dem jüngern die Kutte auflegt. Und böten sie mir Bischofsring und Kardinalshut, ich trage nicht ein Priesterkleid, sondern das eiserne Kleid, das ich bisheran trug.«

Trauernd hört ihn der andere an.

»Möge Gott, den Du lästerst, Dein dunkles Herz erhellen! Gerne teilte ich mit Dir, was er mir beschied. Doch nur verwehrt es der Väter strenges Gebot. Drum beuge Dich und denke, was dem droht, der den Brauch seiner Ahnen verachtet.«

Stille herrschte in dem ernstesten Rittersaal.

III.

Jagdfanfaren durchschmetterten den waldigen Forst. Vom Fuß des Godesbergs bis zu den Thoren von Bonn erstreckte er sich dazumal und barg edlen Wildes in Fülle. Wie sie es häufig mit ihrem Vater gethan, so lagen auch heute die beiden Brüder gemeinsam dem Waidwerk ob. Gerne war Graf Erich des Bruders Einladung gefolgt. Herzlich freute ihn der trüben Verstimmung Umschwung seit etlichen Tagen. Es schien, als habe sein Bruder Einkehr in sein Inneres gehalten und sei nun doch zu dem Entschlusse gekommen, der Eltern frommen Wunsch zu verwirklichen. Er deutete gar an, daß er gedenke, den Erzbischof in der heiligen Stadt Köln aufzusuchen und ihm den Brief zu übergeben, den als wichtiges Schriftstück der Vater für seinen jüngsten Sohn hinterlassen.

Des freute sich Graf Erich gar sehr. Wohlgemut durchstreifte er das dichte Geheg und sehr war ihm das Jagdglück hold; mehrere riesige Eber hatte er gespießt und ein starker Hirsch teilte der andern Los. Mager dagegen war des Bruders Erfolg. Seine Hand war unsicher, sein Gebahren verriet Unruhe; seltsames Feuer loderte in seinen Augen. Einem mächtigen Keiler war er auf der Fährte, und bereitwillig folgte seinem Wunsch der Bruder, auf daß sie gemeinsam das Tier verfolgten. Durch Busch und Dorn setzten die Jäger, begleitet von der kläffenden Meute. Da raschelte das Laub und schnob es durch das Geäst; der Eber brach sich Bahn. Sausend schwirrt der Jagdspieß aus der Hand des jungem und bleibt tief in einer eichborkigen Rinde haften.

»Mehr geeignet ist Deine Hand, fromme Christen zu segnen,« scherzt lächelnd der ältere.

»Und unbequemer Brüder mich zu entledigen!« knirscht jener und blitzschnell riß er den Degen von seiner Seite. Zischend fuhr der Stahl in des Bruders Brust. Ein Schrei gellt durch den Wald, in dessen Dunkel der Brudermörder verschwindet. Entsetzt stürzen die beiden Knappen herzu. Ein Wehruf aus beider Munde ertönt. In seinem Blut liegt der Graf, auf seinen Augen die Schleier des Todes.

Zu dem Sterbenden beugen sich die Knappen nieder.

»Mein Bruder!« Zu seinem letzten Seufzer erstarben diese seine letzten Worte. Erschüttert wiederholen es die Knappen und bebend geht durch die rheinischen Lande die Kunde von dem unglücklichen Godesberger, dem jugendlichen Ritter, der von Bruderhand gefallen. Großes Leid herrschte auf der Godesburg, allwo sie den jungen Schloßherrn betteten in die frische Gruft seines Vaters. Die Burg ward vereinsamt; der nächste Verwandte des edlen Geschlechtes, der im glücklichen Rheingau hauste nahe der Pfalz, vermied es, die fluchbeladene Veste zu bewohnen und so blieb nur der alte Thorwart in den Mauern.

Aber auch ihn trieb's hinaus; denn eines Nachts hat der Blitz den Turm gezündet und ehe man von drunten her Hülfe brachte, hatte der züngelnde Strahl alles vernichtet bis auf das verrauchte

Gemäuer. So ward die stolze Godesberg zur trauernden Ruine.

IV.

Jahre schwanden seitdem. Aus dem Forst zu Godesberg war ein Mann gerast, rat- und pfadlos, bleich und verstört. Der trug noch gestern frevelndes Verlangen nach seines Bruders Erbe in seinem Hirn und trug heute das Kainsmal von seines Bruders Mord an seiner Stirn. Bleich und verstört ist er aus dem Forst gerast. Der Höllenplan, den er mit kaltem Verstand geschmiedet, um sich des Bruders zu entledigen, mit einem das Wild verfehlenden Lanzenstich in Minutendauer für immer zu entledigen, er ward zu nichte, als das Opfer mit einem Schmerzensschrei niedersank, und den Mörder, dem die Hand gezittert, der Dämon grinsend von hinnen trieb.

Jahre schwanden seitdem.

Da klopfte eines Tages an dem Kloster Heisterbach, das Bernhards fromme Mönche sich im Thal des Siebengebirges erbaut, ein fremder Wanderer. Halb Pilger schien er, halb Bettler. Das Gewand verschlissen, das Antlitz fahl und abgehärmt, der Leib gebrochen, vielleicht auch die Seele.

Flehend bat er den Bruder Pförtner, sich eines armen Sünders zu erbarmen. Von den heiligen Stätten komme er; nicht weiter trügen ihn seine Füße.

Dem Prior berichtet der Bruder von dem fremden Pilgrim, und führt ihm jenen zu. Der blickt ihn schweigend an, der ihm zu Füßen fällt. Dann zuckt es plötzlich auf in des greisen Priors Antlitz.

»Bei Gott! Ihr seid's, Herr Ritter!«

Weiter kommt er nicht. Seine Kniee hält der andere stöhnend umklammert und fleht ihn an um Erbarmen.

»Ich bin's, der vor zwanzig Jahren drüben im Forst den eigenen Bruder erschlug«, wimmert der Unglückliche, »Schon büße ich zwanzig Jahre meine fluchbedeckte Schuld und schrie als Pilger an seinem Grabe, als Sklave in den Ketten der Ungläubigen zu Gott um Erbarmen. Seit drei Monden fielen die Ringe von meinen Händen, und heimwärts bin ich gewallt in Mühsal und Not. Hierhin trieb's mich und Euch, Gottes Diener, der mich gekannt als Knabe und Jüngling, fleh ich an um ein Plätzchen hinter diesen Mauern, wo ich hinübersehen kann auf die Trümmer der Godesburg und büßen und beten kann, bis der Tod meine arme Seele von hinnen trägt.«

Da legte der Prior dem Armen milde die Hände aufs Haupt.

* * *


Er hat gesühnt und gebetet in des Klosters einsamer Zelle. Den sündigen Leib hat er gegeißelt viele Jahre, und mit heißen Thränen beweint die fluchwürdige Meinthat. Dann ist auch zu ihm der Tod gekommen, und unter Bußgesängen haben ihn die Mönche von Heisterbach begraben.

Dort aber, wo der Brudermord geschehen, ließ der Kölner Erzbischof eine Kreuzespyramide errichten, und so steht, schon rauschen Jahrhunderte drüber hinweg, an jener Stätte trauernd das Hochkreuz.



Siegthal

Die Heiden am Lüderich

 Wo die Sülz sich mit der Agger vereinigt, erhebt sich unterhalb Bensberg eine Bergkuppe, der Lüderich geheißten. Die Leute erzählen sich, daß der Lüderich in alten Zeiten noch einmal so hoch gewesen sei, als heute. Wie es dann kam, daß er auf seine jetzige Gestalt zusammenstürzte, darüber weiß die Sage zu berichten. Am Lüderich wohnten dazumal noch Heiden, während die Umwohner bereits dem Christentum anhingen. In den Künsten des Lebens waren sie wohlerfahren, die Kinder der Welt, trieben Bergbau und förderten edle Metalle in stille aus dem Schoß des Lüderich. Kundige Zwerge sollen dem Heidenvolk dabei Dienste geleistet haben. Also kam es, daß des Berges Bauch ungezählte Stollen durchkreuzten, die weil droben von seiner Kuppe üppige Prachtbauten hinabschauten ins Thal der Sieg. Wild und wüst aber war der Heiden Leben. Lust und Sünde feierten auf dem Lüderich Triumphe und voll Schmerz sahen die umwohnenden Christen, wie jene in schändlicher Weise dem Teufel huldigten und den Mann am Kreuze verhöhnten.

Da geschah es, als sie eines Tages wiederum ein Festgelage feierten und einer in übermütiger Zecherlaune die Gebräuche der Kreuzbekenner nachahmte, daß ein Hirsch von ungewöhnlicher Größe auf dem Platz erschien. In stolzer Herausforderung warf er seinen Kopf zurück, den mehr denn sechzehn Enden des Geweihes schmückten, und rannte geradewegs in den Hauptschacht des Berges hinein. In toller Hast rannte das neugierige Heidenvolk ihm nach. Droben auf einer Berghalde trieb just ein frommer Hirte seine Herde. Da hört er plötzlich über sich ein Vöglein singen:

Treib' Deine Schafe, o Hirt zu Thal!
Der Lüderich stürzt ein mit einem Mal.


Da trieb der Schäfer schreckensbleich seine Tiere hinab. Kaum war er unten, da donnerte es in den Lüften, der Lüderich krachte in seinen Tiefen und schweflige Flammen züngelten aus seinem geborstenen Bauch. Der Schäfer stürzte auf seine Kniee und verhüllte betend sein Haupt, vermeinend, der jüngste Tag sei gekommen. Als er aufschaute nach einer Weile, da war der Berg eingestürzt, die Prachtbauten der Gottesfrevler verschüttet, sie selber im Berg begraben.

Aus dem Blut der Heiden soll damals ein rotes Bächlein gequollen sein; Rotbach heißt es, denn sein Wasser ist rot geblieben bis zur Stunde. Viel Weinen und Wehklagen aber ward damals vernommen am Lüderich von den Hinterbliebenen. Wohl haben sie hineingegraben in den Berg, der aber gab seine Opfer nicht wieder; doch eine Quelle sprudelte dort hervor, wo sie weinend gruben und Thränenbach heißt das Bächlein bis heute, weil die Thränen es speisten, so die Weiber und Kinder der Erschlagenen vergossen haben.

Noch eine Grube ist vorhanden, welche die Heiden angelegt haben; man heißt sie den Heidenkeller im Munde des Volkes.



Der schlafende König

 Im Wolsberg bei Siegburg soll er sitzen auf riesigem Steinblock, der schlafende König, der Rotbart des Siegener Landes. Sein mächtiges Haupt lehnt an den Steintisch und die Rechte umfaßt den Knauf des Schwertes. An vollen Krippen stehen herrliche Hengste und nebenan schlafen Knappen und Krieger. Oftmals sind Schmiede von geheimnisvollen Führern in die Berghöhlen gelockt worden. Mußten allda den Rossen die Hufeisen nachsehen, die vom ungeduldigen Scharren schadhafft geworden und sind reich beschenkt entlassen worden.

Also ist's einem jungen Schmied ereignet, der von Frankfurt gen Deutz seine Straße zog und in Siegburg Herberge hielt. Zu ihm gesellte sich, als er in der Morgenfrüh den Wolsberg passierte, ein älterer Mann in altertümlicher Tracht und frug ihn, ob er gewillt sei, einen guten Zehrpfennig zu verdienen. Dies hat der Schmied bejaht. Darauf hat ihn der Alte in den Berg hineingeführt, hat drei Thore geöffnet, worauf sie einen gewölbten Gang durchschritten, von dessen Decke seltsamer Schimmer wie von edlem Gestein herniederstrahlte. In ein neues Thor mündete er, dran sind zwei Riesen im Stahlkleide gestanden, die hielten gewaltige Hellebarden in ihrer Rechten, doch auf der breiten Brust neigte ihr Haupt im Schlummer. Der Kommenden Schritt hat sie aufgeweckt; ein Wort des Alten aber ließ sie in Schlaf zurücksinken.


Weit wie ein Dom war die Halle, die nunmehr beide betraten. Auf erhöhtem Steinsitz in des Raumes Mitte der schlummernde Heldenkönig, um ihn hingestreckt seine Getreuen! In den Gängen nebenan an vollen Krippen die herrlichen Hengste! Bei jedem ein Häuflein neuer Eisen mit den dazu gehörigen Nägeln und zwei Häuflein abgenutzter Eisen, welche die Rosse abgetreten im felsigen Gestein! Den Gesellen weist der Graubart an, die Tiere zu beschlagen. Der aber meint, die Arbeit werde Tage fordern, beginnt aber dennoch frisch sein Werk. Flink geht ihm der Alte zur Hand, hebt der Rosse Bein empor und dröhnend hallen die Hammerschläge durch die Höhle. Zuletzt ist dem Gesellen vor Ermattung der Hammer entfallen und der Alte hieß ihn ausruhen, schob ihm einen Schild zum Sitz dar und ging abseits, um Labung zu holen. Kam dann mit einem goldenen Trinkhorn zurück und ein blondlockiger Knabe, der im folgte, kredenzte dem Schmied aus silberner Kanne. Der that einen mächtigen Schluck und trank das köstliche Getränk bis zu des Trinkhorns Neige. Griff dann, wunderbar gestärkt, wiederum zum Hammer und ruhte nicht, bis das letzte Roß beschlagen war.

Da hieß ihn der Alte die abgenutzten Eisen einstecken und blinzelte ihn dabei merkwürdig an. Hat den Gesellen dann wieder hinausgeführt, ihm artig gedankt und die Pforte zugeschlagen. Der Schmied aber hat, verwundert nach der Abendsonne hingeschaut, die hinter der Siegmündung über dem Rheine stand; denn ihm deuchte, er wäre nur etliche Stunden drinnen gewesen. Er schaute zurück; doch die Pforte war verschwunden. Da erinnerte sich der Geselle des Zehrpfennigs, den ihm der Alte zugesagt, aber nicht gegeben. Mißmutig langt er in die Tasche nach den abgenutzten Eisen, starrt sie an, wieder und wieder, reibt sich die Augen, wie wenn falscher Schimmer ihn blende. Doch es ist nicht die goldene Abendsonne, die den Hufeisen den gleißenden Schein verleiht: eitel Gold sind sie, das merkt der Geselle erst jetzt, wo er sie am Licht des Tages betrachtet.

Einen Jauchzer hat der Glückliche ausgestoßen und ist frohen Mutes zur Herberge zurückgekehrt. Hat dort sein seltsames Abenteuer kundgegeben, und der Schenke wie seine Gäste haben Augen gemacht, schier wie die Hufeisen so groß. Ein reicher Waffenschmied ist der Geselle geworden, hat des Schenkwrirts Töchterchen, das es ihm zuvor schon angethan, heimgeführt als sein eheliches Weib und in Siegburg noch viele Jahre in Glück und Wohlstand gelebt. Wohl haben noch viele seitdem versucht, ein gleiches Glück zu erhaschen, doch des schlafenden Königs graubärtiger Knappe ist seither keinem mehr erschienen.



Der Graf von Windeck

 Die Grafen von Windeck waren ein mächtiges Dynastengeschlecht im Siegthal. Graf Konrad war der letzte dieses Geschlechtes. In seiner Jugend hatte er dem Wein und der Minne seinen Zoll entrichtet, hatte manche Lanze im heißen Sommer gebrochen und war auch als begeisterter Kreuzfahrer im heiligen Lande gewesen. Den Abend seines Lebens verbrachte er auf seiner Stammburg, darinnen seine engelschöne Tochter Bertha als guter Genius waltete, bis ein fürchterliches Geschick den Windecks ein erschütterndes Ende bereitete. Darüber berichtet die Sage folgendes: Um die holdselige Bertha hatte Herr Heinrich von Waldenfels, des Burgherrn ritterlicher Freund, geworben. Den Werber aber hatte der Windeck schmerzlich abgewiesen. Dem Kloster habe er die Jungfrau in ihren ersten Jahren gelobt und kein Gesetz der Welt werde ihn von seinem Gelöbniß entbinden. Schon habe er seine würdige Schwester, die Äbtissin des Klosters Rheindorf, verständigt; nach einer Woche werde der letzte Windeck seine einzige Tochter dem Herrn weihen. Mit Groll und Schmerz ist der Waldenfels heimgeritten. Ein Brieflein ist zu ihm hingeflattert am folgenden Morgen von der Geliebten Hand, und Antwort ward der harrenden Maid, die nicht gewillt war, den Hochzeitsschleier mit dem Nonnenschleier zu vertauschen. Als die Nacht herabsank auf die Veste Windeck und das Thal der Sieg, da hat sich an schwankender Strickleiter, die zarte Frauenhand herabließ, ein kühner Ritter in die Kemenate des Burgfräuleins geschwungen, und bald darauf ist derselbe Ritter den tollkühnen Weg wieder hinabgestiegen und hat mit der Linken ein zartes Mägdlein umfaßt, das sich an ihn schmiegte. Unten aber hat ein feuriger Rappe gestanden, der wieserte freudig seinem Herrn entgegen. Der aber erblaßte, denn auf des Tieres Gewieher war droben in des Turmvogts Kammer ein Lichtlein aufgeflattert. Wie ein Pfeil schwang sich der Waldenfelser mit seiner kostbaren Beute auf den Hengst und wild raste das edle Roß den Fluß entlang durch die Nacht. Leis weinte in des Ritters Armen die zitternde Maid; denn schwer lastete auf ihrer armen Seele das Vergehen. Mit sanftem Kosen tröstete sie der Ritter. Ehe der Morgen dämmere, winke seine Veste und ehe das Tagesgestirn über ihrem Scheitel strahle, habe sie beide des Pfaffen Segensspruch untrennbar verbunden.


Da gellte Hifthornruf durch die Nacht und Rossegetrapp polterte vom Walde herab. »Wir sind verraten!« raunt der Ritter und ein Wehruf entströmt dem bleichen Mund seiner Geliebten. Wilder rast der gehetzte Renner. »In Bogenschußweite geht der Steg über die Sieg; habe ich ihn erreicht und seine Pfosten gelockert, den Verfolgern zum Verderben, dann sind wir gerettet!« Wild entschlossen sprach's der Waldenfelser. Doch flehend umschlang ihn die Jungfrau. »Erbarmen, Geliebter! Lieber wähle ich den Tod als im Gemahl den Mörder des Vaters zu

hassen.« Da winkt schon der Steg, aber toll bäumt sich der schäumende Rappe vor dem schmalen Balken, nicht Zorn noch Sporn treibt ihn vorwärts, und näher tönt der Rossehuf der Verfolger. Noch einmal spornt der Graf das keuchende Tier, mit jähem Sprung stürzt es in die Flut und wirft aufbäumend die, so es trägt, in die Wellen. Die Wasser rauschen in kreiselndem Lauf...

Im Frühlicht ziehen des Windecks Knechte zwei Leichen ans Land, die hielten im Tod sich umschlungen, Jammernd wirft sich der alte Windeck aus die Toten und stöhnt leise: »O Gott! Du strafst die Sünder schwer! Hätte ich zeitig enthüllt, daß Bertha den eigenen Bruder freite, so lebten mir noch meine Kinder!« Am dritten Tag hat man den Alten bei den Geschwistern begraben. Wo die Sieg die Liebe einst vor Schande gehütet hat, dort wirbelt noch heute ein Strudel.



Der starke Hermel

 Ein wilder Knabe ist er gewesen, Hermann, von seinen Gaugenossen der starke Hermel genannt. Gleich seinem Zeitgenossen, dem jungen Cheruskerfürsten, der des Varus Legionen am Osning zerschmetterte, also haßte der Sohn der Berge die römischen Zwingherren, die dazumal die Ufer des Rheines und seiner Nebenflüsse mit ihren Kohorten bevölkerten und den Adler des Augustus an die deutschen Eichen hefteten. Mit List und Tücke banden die aalglatten Fremdlinge den freien Germanen das römische Joch vor die Stirne, legten ihre Hände auf das Land und alles, was darauf wuchs, und zwangen die germanischen Bauern, ihnen Frondienste zu leisten gegen kärglichen Entgelt. Grimmiges Hadern gab's da oftmal zwischen den überlisteten Fronleuten und den fremden Eroberern. Vergebens beschwerten sich die Männer aus dem Thal der Sieg bei Sigurd, dem Fürsten der Sigamber, ihrem rechtmäßigen Herrn, den das gleißende Gold des Tiberius in römische Netze gelockt hatte zum Schaden seines Volkes. Da geschah es, daß ein großgewachsener, wilder Knabe zum Frondienste befohlen wurde. Der starke Hermel war es, der sieben Jahre lang seiner Mutter Brust getrunken und davon stark geworden war wie ein junger Ur. Die Fremdlinge freuten sich des blonden Hünen, der mit zwanzig Jahren die Kraft zweier Gallier übertraf. Als aber der Arbeitstag kam und die andern schon längst auf der Tenne standen, lag der träge Geselle auf dem Stroh und schnarchte. Der Vogt weckte und schalt ihn. Er aber sagte mit Lachen, daß es nicht notwendig sei, um solch geringer Arbeit willen früher aufzustehen. Er wolle noch vor Mittag mit dem ganzen ungedroschenen Vorrat fertig werden, nur bedinge er sich den Karren mit Stroh, so hoch er sich laden lasse, für sein Lager, sowie Brot und Fleisch, so viel er essen möge, zur Kost. Die Bitte ward ihm gewährt, und der junge Riese ging hinaus in den Wald, nahm einen Eichenstamm und befestigte ihn mit einem Seil an eine Tanne, kehrte dann zurück, hob der Scheune Dach ab, auf daß es ihn nicht hindere und drosch mit seinem Riesenflegel, daß das Stroh rasend herumstob. In einer Stunde war das Werk gethan und der Goliath nahm das Dach als Futterschwinge und schwang sie, daß die Streu wirbelte wie Schneeflocken. Trug dann das gereinigte Korn in Säcken auf den Speicher und verlangte seinen Lohn. Willig gewährten ihn die Heiden, die ihm staunend zugeschaut.

Als er aber den Karren mit Stroh zurecht setzte, da vermochten die vorgespannten Ochsen den hochbeladenen nicht fortzubewegen, und grimmig schlug der Recke die Tiere mit der Faust

zusammen, schirrte sie ab, warf sie oben auf das Stroh und zog den Wagen selber fort. Lachend rief er den fremden Herren zu: »Mit Fleisch bin ich schon versorgt; nun das Brot noch!«

Da ging ein Raunen durch die Reihen der Herren. Unbehaglich ward ihnen die Kraft dieses Riesen und sie hielten Rat, wie sie sich seiner entledigen möchten. Am folgenden Tag gab ihm der Vogt den Auftrag, den Brunnen zu reinigen im Herrenhof und versprach den fettesten Hammel zum Lohn. Willig stieg Hermel hinab und wand den Schlamm aus dem Schacht. Da wälzten gedungene Spießgesellen dicke Steine an den Brunnenrand und stießen sie gleichzeitig hinunter, daß Hermel davon zerschmettert würde. Der aber sang just ein lustiges Lied zur Arbeit und rief unwillig herauf:


»Jagt mir die Hühner vom Brunnenrand weg! Sie scharren mir den Kiessand in die Augen, daß ich nicht fortarbeiten kann.« Ei! dachten die da droben, nennt er die Mauersteine noch Kiessand, so wollen wir ihm den Spott doch verleiden. Und holten einen Mühlstein, den fünf Mann mit Hebebalken fortschieben mußten und ließen ihn in den Brunnen hinabstürzen. Oben jubelten die Heiden, doch ein teutonischer Fluch drang grollend aus der Tiefe. Aus dem Schacht schwang sich der Hüne, der hatte sich den Mühlstein um den Hals gebunden, und schalt gutmütig mit grimmigem Lachen die Fremdlinge, daß ihm ob ihres losen Streiches der Schädel brumme. Hat sich dann ein neues Stück Arbeit ausbedungen, da der Abend noch fern sei und ihm der Hammel erst nach voller Tageslast recht wohl gedeihe.

Da sandten sie ihn hinaus in den Wald, wo er mit andern Fronleuten Holz fällen sollte. Als er dort zuvor, treuer Gewohnheit folgend, sein Mittagsschläfchen hielt, da schichteten die römischen Mietlinge Holz und Stroh um ihn her, zündeten dies an und umzingelten triumphierend den lohenden Wall. Da klang nach einer Weile rauhes Räuspern hinter der Flammenwand, dann hustete einer, wie wenn ihn Qualm belästige, und dann rasselte es da drinnen und mit einer wilden Verwünschung sprang der Riese über den Feuerkreis hinaus, riß einen Eichenstamm aus und erschlug die feigen Römer, die draußen jubelten, riß dann mit glühenden Freiheitsworten die herbeigeeilten Stammesgenossen mit sich fort, und ein grimmiges Morden veranstalteten die Männer des Sieghales an ihren Zwingherren. Nur wenige retteten sich in ihren Booten auf das gallische Ufer des Rheines, der starke Hermel aber ward hoch gefeiert und noch tausend Jahre später sangen die Fahrenden von dem kühnen Sohn der Berge aus dem romantischen Sieghal bei Waldbröl.



Heisterbach

Der Mönch von Heisterbach

 In einem reizenden Thal des Siebengebirges stand in alter Zeit das Kloster Heisterbach. Trauernd stehen heute noch etliche Mauerreste auf dem baumumkränzten Wiesenplan. Nicht dem Zahn der Zeit, sondern der Barbarei einer kriegstollen Epoche sind die Klosterhallen zum Opfer gefallen. Man hat die Mönche verjagt, die Mauerwerke gebrochen und die Steine verwandt zum Bau von Festungen. Seit dieser Zeit, so erzählen sich die Landleute im Siebengebirge, wandeln nächtlich die Geister der vertriebenen Mönche zwischen der Chorruiue und den Säulentrümmern und erheben stumme Anklage wider ihre Verfolger und die Zerstörer ihrer Zellen. Unter ihnen befindet sich Gebhard, der letzte Prior von Heisterbach. Er irrt zwischen den Mönchsgräbern, zählt sie und besucht auch die Grabstätten der Herren von Löwenburg und Drachenburg. Eine Gruft fehlt: bei der letzten Zerstörung haben sie die Klosterschänder geöffnet. Gar berühmt waren im Mittelalter die gelehrten Mönche von Heisterbach. Manch kunstvolle Abschrift der heiligen Schrift, manch hochgelehrtes Schriftstück wanderte aus des rheinischen Klosters stiller Einsiedelei in die Welt und redete von dem Fleiß und Wissen der frommen Mönche. War da einer drunter, noch jung an Jahren, der allen voranleuchtete an hoher Gelehrsamkeit. Hoch stand der jugendliche Bruder in Achtung bei allen, und selbst des reichen Paters Prior ergrautes Haupt beugte sich mitunter demütig vor des Jüngers gottbegnadeter Wissensfülle. Aber des Zweifels giftiger Wurm nagte an seinem blühenden Wissen, und den Spiegel seines Glaubens trübte schädliche Grübeleien. Oft irrte sein scharfes Auge unruhig über das vergilbte Pergament, worauf das lebendige Wort Gottes geschrieben, und ob sich sein kindlich gläubiges Herz demütig unterwarf und jammernd aufschrie: »Ich glaube Herr! Hilf meinem Unglauben!« umschwirrten ihn höhnend die Gebilde seines unruhigen Geistes, des verderblichen Zweifels trübe Gestalten, und machten seine Seele zum Schauplatz qualvoller Kämpfe.

Wieder hatte er einstmals, das erglühte Antlitz über die Pergamentrolle gebeugt, die Morgenfrühe verbracht. Stunden vergingen, und um die hohen Bogengänge wob lichtgolden die Morgensonne ihren Strahlenglanz. Verlockend hüpfen ihre Strahlen auf der beschriebenen Rolle in des Mönches Händen. Der aber schaute es nicht und starrte nur immerfort auf eine Stelle, die ihm seit Monden des Zweifels trübe Gestalten höhnend in die Seele riefen: »Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!«

Mondenlang schon quälte sein Hirn das rätselschwere Wort des Apostels. Mit Gewalt hatte er die unfaßbare Stelle ausgelöscht aus seinem Gedächtnis, und nun tanzten wiederum ihre Lettern vor seinen wirren Augen. Sie wuchsen, die krausen, schwarzen Zeichen, dehnten und reckten sich riesenhaft, wurden zu seinen Zweifelshohngestalten und umschwirrten ihn spottend: »Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!«

Es riß ihn hinweg aus der dumpfen Zelle, in des Klostersgartens kühle Waldeinsamkeit. Unruhigen Schrittes maß er die Pfade ab mit quälendem Brüten. Sein Blick haftete am Boden, sein Geist weilte weitfern von der ruhatmenden Umgebung. Ohne es zu wissen, hatte er den Klostersgarten verlassen und wandelte in den Waldgängen. Traulich grüßten ihn die Vögel aus

grünem Geäst, großäugig die Blumen aus schwellendem Moos. Er aber, der Denker, hörte nichts und sah nichts. Denn der Zweifler in seiner Seele sah nur eine Stelle, hörte nur einen Laut:
»Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!«

Ermattet war der irrende Fuß, schlafmüde das fiebernde Hirn. Auf einen Stein sank der Mönch nieder und lehnte das müde, geplagte Haupt an den Baum. Ein mild versöhnender Traum entführte seinen Geist. In lichtumflossenen Sphären fand er sich wieder; am Throne des Allerhöchsten, ihn umrauschten die Wasser der Ewigkeit. Und alle Schöpfungsgebilde erschienen und priesen seiner Hände Werke, dessen Herrlichkeit die Himmel rühmen: von dem Wurm im Staube, den noch nie ein sterbliches Wesen verstand zu schaffen, bis zu dem Aar in den Lüften, dem er Fittige gegeben, durch die er hinabschaut auf die Höhen der Erde; von dem Sandkorn im Meer bis zu dem Riesenkegel, der auf des Herrn Geheiß Feuer speit aus Jahrtausende verschlossenem Schlunde; sie alle reden nur eine Sprache, die den Hochmütigen verschlossen und nur den Niedrigen offenbar und verständlich: Die Sprache dessen, der sie einst aus dem Nichts hervorrief, sei es in sechs Tagen, sei es in sechstausend Jahren: »Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag!«

Leis verschauernd öffnet der Mönch die Augen.

»Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!« murmelte er sich aufraffend. Lauschend steht er. Die Klosterglocke tönt von fern. Vesperläuten ist's. Schon strahlt das Abendrot durch das schimmernde Geäst. Eilends wendet er sich dem Kloster zu. Schon ist die Kirche erhellt. Durch die halbgeöffnete Thür schaut er auf die Brüder in ihren Stühlen. Geräuschlos eilt er auf seinen Platz zu. Stauend gewahrt er, daß ein anderer Mönch in seinem Stuhle steht. Er berührt ihn mit dem Finger. Noch seltsamer! Ein Fremder ist's, den er nie zuvor geschaut. Nun hebt auch der und der sein Haupt von dem Buch und schaut stumm fragend auf den Ankömmling.

Den packt ein seltsames Gefühl. Nur fremde Gesichter gewahrt er. Erbleichend schaut er um sich und harret des ernstesten Psalms Ende. Verstummt sind Gesang und Gebet. Murmelndes Fragen geht die Reihen entlang. Der Prior nähert sich dem Eingetretenen, ein würdiger Greis. Auf seinem Haupt ruht der Schnee von achtzig Jahren.

»Wie ist dein Name, fremder Bruder?« fragt er in mildem, wohlwollendem Tone.

Grausen erfüllt den Mönch.

»Maurus,« murmelt er tonlos und seine Stimme zittert. »Bernhard der Heilige war der Abt, der mein Gelübde empfing im sechsten Regierungsjahre des Königs Konrad, den sie den Franken nennen.«

Ungläubiges Staunen auf den ernstesten Gesichtern der Mönche!

Sein todbleiches Antlitz hebt der Mönch zu dem greisen Prior und beichtet ihm mit umflorter Stimme, wie er hinausgewandelt in der Morgenfrühe in den Klostergarten, wie er im Walde entschlummert und nicht aufgewacht sei, als bis die Vesperglocke ertönte.

Der Prior winkt einem Bruder.

»Es sind schier dreihundert Jahre, da Sankt Bernhard starb und Konrad, den sie den Franken

nannten.«

Die Urkunden des Klosters bringt der andere. Weit zurück blättern sie: dreihundert Jahre bis in die Tage Bernhard des Heiligen. Und also las der greise Prior, was das Pergament verkündete: »Maurus, ein Zweifler, verschwand eines Tages aus dem Kloster, und niemand hat seitdem erfahren, was aus ihm geworden ist.«

Ein Schauer durchläuft des Mönches Glieder. Das war ja er, jener Bruder Maurus, der ins Kloster zurückkehrte nach dreihundert Jahren! In seinen Ohren hallte es wieder, jenes letzte Wort, das der Prior gelesen, wie Posaumenton des jüngsten Gerichtes: dreihundert Jahre! Großoffenen Auges starrt er empor, hilfeschend tasten seine Hände vorwärts; die Brüder stützen ihn und betrachten ihn mit geheimem Grausen: denn sein Antlitz wird aschfahl, ähnlich einem Sterbenden, der schmale Haarkranz auf seinem Haupte wird plötzlich schneeweiß.


»Meine Brüder!« murmelt er mit erlöschender Stimme, »achtet allezeit das unvergängliche Wort des Herrn und suchet nicht zu durchdringen, was er mit Absicht uns verhüllte. Für ihn giebt es weder Raum noch Zeit. Möge mein Beispiel nie erlöschen in Eurem Gedächtnis. Erst heute ward mir offenbar das Wort des Apostels: »Tausend Jahre sind dem Herrn wie ein Tag! Er, der Herr, sei mir armen Sünder gnädig!«

Leblos sank er zu Boden und erschüttert beteten die Brüder an seiner Leiche die Totengebete.



Siebengebirge

Entstehung des Siebengebirges


 Vor grauen Zeiten ists gewesen, daß der Rhein oberhalb der Stadt Königswinter in einem gewaltigen, tiefen See schloß. Denen die damals in der Eifel und auf den Höhen des Westerwalds lebten, war das mächtige Gewässer, das oft die Fluren verheerend überschwemmte, gar nicht angenehm. Doch Hünenkräfte waren nötig, um den See abzuleiten. So schickten sie denn einst Boten ins Land der Riesen und baten, es möchten ihrer etliche hinabkommen und versuchen, das Gebirge zu durchstechen, das den Strom am Weiterfließen hindere. Wertvolle Geschenke seien ihr Lohn.

Da sind eines Tages sieben Recken gekommen mit riesigen Spaten, die haben mit wuchtigen Stößen eine Lücke in das Gebirge gegraben, also daß in wenigen Tagen das Wasser in die Spalte einriß, sie zusehends vergrößerte und dann hinabflutete. Der See verengte sich, verschwand vollends, und majestätisch strömte der befreite Rhein der Ebene zu.

Behaglich schauten die Hünen auf ihr Werk, die dankbaren Umwohner aber brachten ihnen reichliche Schätze, die sie aus dem Schacht der Berge gewonnen. Brüderlich teilten die Riesen, schulterten ihre Spaten und gingen davon. Des angehäuften felsigen Grundes aber war so viel, daß daraus sieben Berge entstanden, die noch heute an jener Stelle ins Land ragen und wohl so lange dort stehen werden, bis die Sieben abermals kommen, sie wegzufegen.



Das Nachtigallenwäldchen bei Honnef

 Es ist ein reizendes Fleckchen Erde, jenes liebliche Honnef, das sich wie ein schönes Kind zu Füßen des alten Drachenfelsen am Rheinstrom hinschmiegt. Des Berges Riesenrücken schützt es vor dem eisigen Atem des Boreas, und milder weht darum die Luft in jenem Thal und Ort, den sie das deutsche Nizza nennen. Wenn den Wanderer die Juni-Abendsonne droben auf der Drachenfelshöhe zur Heimkehr mahnt, und er herunterschreitet durch das Honnefer Thal dem harrenden Dampfschiff zu, dann tönt dem Verspäteten rings aus den Büschen zahlloser Nachtigallen wunderbarer Gesang entgegen. Zahlreich, wie nirgends ringsum, haben sich hier die Sängerrinnen der Liebe ein Stelldichein gegeben; seit langen Jahren ist's so, und die Sage vertraut uns: warum.

Einst sangen sie anderwärts, in der Eifel war's, im Forst der alten Abtei Himmerode. Dort klang, wie heute im Thal von Honnef, in schweigsamer Dämmerstunde ihr entzückender Gesang. Ihn vernahmen die frommen Mönche, die in den Kreuzgängen und im Klostergarten umherwandelten in gläubiger Betrachtung; ihn vernahmen die heiligen Büsser, die in den Zellen drinnen büßend den Leib kasteiten. Und in ihr murmelndes Beten mischte sich verführerisch der Nachtigallen

lockender Werbelaut, und da haben sich in manchem Mönchsherz, das der Weltlust längst entsagt im tiefsten Innern, schein und schämig, die Erinnerungen geregt, und in des frommen Bruders Ohr haben sie geraunt von süßen, sündigen Dingen.

Dann ist eines Tages der heilige Bernhard in die Abtei Himmerode gekommen und hat hineingeschaut in die Herzen der Brüder. Und es ergriff ihn tiefe Betrübniß, da er wahrnahm, wie aus manches Heiligen Seele der Gottesfrieden gewichen. Nicht unbekannt blieb ihm die Ursache. Voll heiligen Eifers trat der heilige Gottesmann hinaus in den Wald, so das Kloster umkränzte, und hob zürnend die Hand auf gegen die verführerischen Sängler des Forstes. »Hebet euch weg von hinnen! Ihr seid uns zum Ärgernis!«


Dräuend hatte es der Heilige hinausgerufen und siehe! Ein Gewimmel entstand in dem Geäst, ein Schwarm von zahllosen Nachtigallen hob sich aus den Büschen, noch einmal erfüllte den Forst ein entzückender Gesang; dann stoben sie fort mit scheuem Flügelschlag.

Im Thal von Honnef haben sie sich niedergelassen, und kein Bannfluch hat sie seither von dort vertrieben. Nicht sind sie der Weltlust abhold, wie Sankt Bernhard, die da träumend oder plaudernd wandeln allein oder zu zweien im Thal von Honnef; noch jene, die da träumend wandeln mit glänzenden Augen und hektischen Wangen im Garten von Hohenhonnef. Ihnen und jenen tönt der Nachtigallen bald schmerzenreicher, bald übermütiger Werbelaut – und jeder deutet ihn nach seiner Weise.



Der Drachenfels

I

 Wenn der Wanderer die reizend gelegene Musenstadt Bonn verlassen hat, erschaut er bald zur Linken des Dampfers, der ihn über den majestätischen Strom trägt, die mächtigen Kuppen des Siebengebirges. Des vordersten Berges steilragenden Gipfel krönen noch heute Turm und Mauern eines alten Ritterschlusses. Von jenem lieblichen Berg mit dem schauerlichen Namen, allwo es zur Sommerzeit nimmer stille wird von Zechersang und Becherklang, erzählt das Volk eine rührende Sage.

In den ersten Jahrhunderten nach der Geburt des Welterlösers nahmen die Germanen auf der linken Rheinseite willig die Kreuzeslehre an, die ihnen der heilige Maternus, ein Jünger des großen Völkerapostels, aus Gallien herüberbrachte. Vergeblich waren lange Zeit der frommen Christenboten ernste Bemühungen bei den heidnischen Stämmen des innern Germaniens. Sie verharrten in ihrem Heidentume und verschlossen ihre Gaue finster den fremden Kreuzespriestern aus dem Reiche, das bereits früher unter verschlagenen Heerführern seine gepanzerten Legionen auf freie Männererde geführt hatte.

Damals soll ein gräulicher Lindwurm in einer Höhle des Felsen gehaust haben, (die noch heute das Drachenloch heißt), ein Drachen von scheußlicher Gestalt, der täglich sein Felsloch in der Höhle verließ und in die Wälder des Thales raste, Menschen und Tiere bedrohend. Menschliche

Kräfte waren ohnmächtig gegen das Ungetüm und vermeinend, eine erzürnte Gottheit verberge sich in dem schlangenartigen Molch, erwiesen sie ihm göttliche Ehren und opferten ihm Verbrecher und Gefangene.

Ein roher Heidenstamm bewohnte den Fuß des Berges. Oft unternahmen die kriegslustigen Männer verheerende Raubzüge auf die linke Rheinseite und trugen erbarmungslos Mord und Brand unter ihre christlichen Brüder. Einst waren sie wiederum nächtens hinübergezogen und erbeuteten in wildem Kampfe mit den Überfallenen Gut und Gefangene. Unter den letzteren befand sich eine Jungfrau von wunderbarer Schönheit. Zwei Führer, von ihrer Anmut entflammt, verlangten sie für sich, Horsrik der ältere, ein berühmter Häuptling, ein gefürchteter Kämpfer mit Bärenstärke und Tigerwildheit, der jüngere, Rinbold, von minder rohen Sitten, doch gleicher Kühnheit.

Schauernd wandte sich die liebliche Jungfrau zur Seite, als sie die beiden Fürsten blitzenden Auges um ihren Besitz streiten sah. Ringsum die siegestrunkenen Männer. Mehr noch als der Preis der eigenen Beute bewegt sie der Streit der Mächtigen um das gefangene Christenweib. Schon finden die grollenden Worte der beiden Gegner einen Widerhall in den Herzen der umstehenden Krieger. Horsrik fordert, der gefürchtete Kämpfer; – Heilrufe aus der Männerrunde ermutigen ihn. Rinbold fordert, der jugendstolze Heerführer, zahlreichere Heilrufe aus der Männerrunde begrüßen ihn. Finster starrt der andere, seine Riesenfaust umklammert drohend den Streitkolben. Da lichten sich der Männer geschlossene Reihen. Zwischen die Streitenden tritt der Oberpriester, ein silberhaarer Greis mit ernstem Blick und strengen Zügen. Grollend tönt des Greises zorngepreßte Stimme:

»Verflucht sei jeder Zwist um den Besitz der Fremdgläubigen! Nicht soll die Christin die Edelsten unseres Stammes entzweien. Keines Anteil werde die Tochter derer, die wir hassen. Dem Drachen sei sie geopfert, die Stifterin unseligen Zwiespaltes. Zu Wuotans Ehre, den sie lästert und ihre Erzeuger, werde sie geweiht, wenn sein Sonnenauge sich öffnet zum andernmal!«

Beifall murmeln die Männer, als erster Horsrik, hochehobenen Hauptes steht die Jungfrau. Schmerzlich und bewundernd hängt an ihrem engelgleichen Antlitz das Auge Rinbolds, des jugendstolzen Führers.

II.

In der Frühe des folgenden Tages, noch ehe die Tagesgöttin ihr strahlendes Haupt aus den Purpurkissen des Ostens erhob, wurde es im Thale lebendig. Durch des Waldes Dämmer bewegte sich ein lärmender Zug hinauf zur Höhe, voran die Priester, in ihrer Mitte, bleich, doch gefaßt, die Gefangene. Schweigend hatte sie geduldet um des Herrn willen, daß des Oberpriesters knöcherne Hand um ihre Stirne die Opferbinde wand und geweihte Blumen flocht in das gelöste Haar. Manch mitleidiger Blick aus des Volkes Kreis hatte die Standhafte heimlich gestreift, eines jugendstolzen Heerführers Blauauge hatte flammend gezuckt in unsagbarem Weh beim Anblick der todgeweihten Jungfrau.

Erreicht war der Felsvorsprung, den schon oftmals unschuldiges Menschenblut geschändet. Stumm umwanden die fanatischen Priester ihren zarten Leib mit Stricken und schnürten ihn an den heiligen Baum Wuotans, der den Schluchtrand überschattete. Keine Klage entfuhr der Christin bleichen Lippen, keine Thräne schimmerte in ihren Augen, die verklärt hinaus schauten in den frührotlichten Himmel. Des Volkes Schwarm lichtete sich und zerstob; schweigend und

scheubefangen standen in der Ferne die erwartungsvollen Heiden.

Die ersten Sonnenstrahlen fluteten über den Berg. Sie flammten in der Blumenkrone, die der Jungfrau Haar umschlang, spielten in dem geistentrückten lieblichen Antlitz und umgaben es mit einem Glorienkranz von Licht und Schimmer.

Die Christenjungfrau erwartete den Tod, wie die Verlobte den Bräutigam. Ihre Lippen bewegten sich leise wie im Gebet.

Da drang aus der Tiefe dumpfes Getöse; der Drache fuhr fauchend aus seiner Höhle über den Waldweg. Er erblickt das Opfer an der Stätte, die seiner Blutgier bekannt. Hochauf krümmt sich der schuppegepanzerte Wanst, auf scharfkralligen Beinen gespreizt, scheußlich wirbelt er den schlangenartigen Schweif und zeigt in gräßlich gähnendem Rachen sein tödliches Gebiß. Schnaubend kriecht das Ungeheuer heran, gierig züngelnd, aus den blutigen Augen sprühen höllische Flammen.

Todesschauer faßt auch die Jungfrau beim Anblick des scheußlichen Molches. Aus dem Busen reißt sie zitternd ein funkelndes Goldkreuz und hält es, wie abwehrend, mit einem bebenden Aufschrei zu Gott, dem Lindwurm entgegen. Und Staunen! Hochaufbäumend, wie vom Blitz getroffen, fährt dieser zurück und stürzt rückwärts über zackiges Felsgestein in die Tiefe. Unter brüllendem Geheul und dem donnernden Geröll stürzender Felsstücke verschwand das Untier in den aufbrausenden Wogen des Stromes.

Einstimmiger Schrei entfuhr den abseits harrenden Heiden. Staunen und Schreck auf allen Gesichtern! In müder Ergebung, mit traumhaft geschlossenen Lidern stand die Jungfrau und betete leise zu dem, der sie gerettet. Da sanken die Stricke, die sie schnürten; zwei sehnige Arme ergriffen sie und trugen sie in den Kreis der staunenden Menge. Sie hob die Augen und sah den jüngern der beiden Heerführer; seine rauhe Kriegerhand erfaßte die ihre. Wie vor einem himmlischen Wesen beugte der Jüngling das Knie und berührte mit den Lippen ihre weißen Finger. Laute Heilrufe ertönten dem Häuptling.

Der Priestergreis trat vor, und erwartungsvolles Schweigen lag über dem Volke. Wer sie gerettet habe vor dem sichern Verderben, wer der Gott sei, der den Seinen so sichtlich helfe, fragte er feierlich die Christin. Und triumphierend leuchteten die verklärten Augen der Jungfrau.

»Dies Bild des Christengottes hat den Drachen zerschmettert und mich gerettet,« rief sie siegreich. »In ihm ruht das Heil der Welt und die Wohlfahrt der Menschen und Völker.« Mit scheuer Ehrfurcht betrachtete der Priestergreis das Christuskreuz.

»Möchte es bald erhellen deinen Geist und den von diesen allen,« sprach die Jungfrau ernst. »Es wird euch größere Wunder offenbaren wie dieses; denn unser Gott ist groß.«

Man geleitete die Jungfrau zurück in ihr Vaterland samt den übrigen Gefangenen. Sie kehrte bald zurück, begleitet von einem christlichen Priester. Die Stimme des Glaubens und der Unschuld wirkte Wunder in den Herzen der Heiden. Zu Tausenden begehrten sie die Taufe. Der Priestergreis und Rinbold waren die ersten, die ihr Haupt der neuen Lehre beugten. Jubel herrschte in dem Stamm, als die Jungfrau dem jugendlichen Heerführer die Hand reichte fürs Leben. Ein christlicher Tempel erstand in dem Thale und eine stolze Burg den Neuvermählten, auf der Höhe des Felsens. Wohl zehn Jahrhunderte blühten die Drachenburger, ein mächtiges


Geschlecht in den Gauen des Rheines.



Rolandseck

Ritter Roland

I.

 Ein Kranz kraftstolzer Helden umgab den großen Kaiser Karl. Der Paladinen Krone aber war der Neffe des Frankenkönigs, Graf Roland von Angers. Keines Ritters Name glänzte wie der seine in Schlacht und Turnier. Ihn verehrte die wehrlose Unschuld, ihn bewunderten die Freunde, ihn achteten die Feinde. Sein ritterlicher Geist war dem üppigen Wohlleben abhold. Stolz den dauernden Aufenthalt an des Kaisers Hoflager verschmähend, trat er vor seinen kaiserlichen Oheim und erbat sich von ihm die Gewähr zu Fahrten in jene Länder des gewaltigen Frankenreiches, die ihm bisher fremd geblieben. In jugendlichem Thatendrang sehnte er sich nach ritterlichen Abenteuern und Gefahren. Wehmutsvoll sah der große Karl den tapfern Degen von seinem Hofe scheiden; doch willig willfahrte er seiner Bitte.

Und so verließ denn im Frühlicht des kommenden Tages der ritterliche Held den Kaiserpalast an der Seine und ritt, nur von seinem treuen Knappen begleitet, nach Sonnenaufgang; dem Wasgau galt sein nächstes Ziel. Auf der Burg Nideck bei Haslach hielt er Einkehr und bei Attich, Herzog im Elsaß.

Weiter zog Roland, und als er eines Abends den Wasgauwald hinunterritt, begrüßte ihn aus der Ferne des Rheines blitzende Flut. Breit wälzten sich die fessellosen Wogen über das breite Bett des Stromes und bespülten schonungslos die beiderseitige Ebene. Wenig Reiz bot der Fluß hier in seiner schrankenlosen Wildheit. Aber dem Ritter war bekannt, daß bald das Bild sich ändere. Rheinabwärts zog er, dorthin, wo den rauschenden Strom gewaltige Bergriesen in feste Grenzen engen. In seinen Fluten steht siegend ihr Fuß, nur manchmal treten sie milde zurück und lassen dem Knappen und Kaufherrn einen Saum Landes, oft kaum so breit, daß ein Gefährt ihn passiere. Auf ihrer Höhe schauen königsstolze Burgen in die Gauen und verkünden dem Wanderer drunten den Ruhm erhabener Geschlechter. So machte Roland manche Tagereise auf seiner fröhlichen Rheinfahrt; er begrüßte manche sagen- und erinnerungsreiche Stätte, den steilen Lurleifelsen, wo nächstens die Wassernixe sang, das freundliche Örtchen, wo St. Goar gelebt und gewirkt zu Childeberts, des Merovingers Zeit (jener wunderliche Heilige, der jüngst Rolands kaiserlichem Ohm einen dichten Nebel nachschickte, ihn nötigend, auf freiem Feld zu übernachten, maßen des großen Karl Majestät unterlassen, auf der Fahrt von Ingelheim nach Koblenz vor des Heiligen Kapelle das Knie zu beugen), die Maienfelder Au bei Andernach, wo Genoveva gelebt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendhaftes Ehegemahl.

Und nun nahte Roland der Stelle, wo den Strom, am Ende des Rheinthales angelangt, mit burggekrönten Häuptern sieben gewaltige Trachytiesen umstehen, gleich jenen sieben gekrönten Paladinen, die in späterer Zeit des deutschen Kaisers heilige Person weihend umstanden. Ein waldiges Eiland lugt grüßend aus der dämmerblauen Flut. Rotgoldiger Abendsonnenglanz über den sieben Bergen! Auf den Bergrücken zahllose Rebgelände, links lauschige Buchenhaine, aufsteigend bis zur Höhe der schroffen Kuppe, rechts des Stromes murmelnder Wellenschlag, drüben, weit sichtbar auf dem sagemumwobenen Fels, allwo voreinst ein scheußlicher Lindwurm

gehaust, die Zinnen eines Ritterschlosses. Hoch über allem die Nacht im Sternengoldgewand!

Schweigend hielt der Ritter. Sein Blick ruhte bewundernd auf dem entzückenden Bild. Unruhig stampfte des Rosses erzbeschlagener Huf, besorgt schaute der treue Knappe zum dunkelnden Himmel. Schüchtern mahnte er den Herrn, daß es Zeit sei, ein Nachtlager zu suchen.

»Dort oben möchte ich es erbitten,« sprach Roland träumerisch, den zum ersten Male eine seltsame Weichheit des Gemütes erfaßte. Dem Knappen gebot er, nach des Schlosses Namen den Fergen zu fragen, der drunten seinen Nachen löste zum nächtlichen Fang.

Die Beste sei den Drachenburgern, Graf Heribert hause dort zur Stunde. Also lautete die Antwort, und Freude blitzte aus Rolands Augen. Vieledlig Grüße und Botschaft waren ihm aufgetragen worden an den alten Grafen auf der Drachenburg von ritterlichen Freunden am Oberrhein und in Rheinfranken. Roland säumte nicht länger mit seinem Entschluß. Bald durchfurchte ein Kahn die dunkle Flut.

II.

Nacht war's worden mittlerweile. Durch des Waldwegs Dunkel zeigte ihnen der milde Vollmond den Weg. Gar freundlich bot Graf Heribert, eine würdige Rittergestalt in der Fülle der Jahre, dem ritterlichen Neffen seines kaiserlichen Herrn auf seiner Burg Willkommen. Bis zur zwölften Stundenwende pflegten sie in dem trauten Gemach des Schloßherrn unterhaltender Rede.

Am anderen Morgen stellte Graf Heribert dem Ritter sein Töchterlein Hildegund vor. Voll Bewunderung hing Rolands Auge an der lieblich errötenden Jungfrau. Nie hatte bisheran Frauenanmut tiefere Gefühle in seiner Seele geweckt, die stets nach Waffenruhm und Heldenwagnis, nach Spiel und Fehde gedürstet, nun aber berührte mit einem Male den kühnen Kämpfen der Zauberschlag der Liebe. Er, der ungezählte Male gefürchteten Gegnern ins Auge geschaut, beugte das furchtlose Haupt in mädchenhafter Verwirrung vor dem Zauber Hildegundis. Doch auch sie stand da, purpurübergossen, vor dem gefeierten Helden, dessen Namen gar einen guten Klang besaß in den fränkischen Landen.

Der alte Ritter löste der Scene unmerkliche Beklommenheit. Mit heiterm Scherzwort schloß er die zage Zwiesprache des jugendschönen Paares und geleitete den Gast durch des Schlosses hohe Räume.

Länger weilte Roland auf der gastlichen Drachenburg, als er je auf einem andern Schloß gerastet, in den Gauen des Rheines. Mit unlöslichen Banden hielt es ihn auf der paradiesischen Höhe; strahlend hob in seinem Herzen die Liebe ihr Haupt, und auch in Hildegundis reine Seele warf sie den lohenden Flammenbrand und eines Tages – um die Steinbank spann die Dämmerung silbergraue Fäden – senkte sie Hand in Hand, Auge in Auge, Mund auf Mund und jauchzend schwebte sie über denen, die sie verbunden, die allsiegende Königin.

Willig vertraute Graf Heribert dem gefeierten Paladin sein holdseliges Töchterlein. Mit fröhlichen Hoffnungen schmückte er den Liebeslenz seines einzigen Kindes. Eine Burg sollte sich erheben auf der Felshöhe drüben am Rhein, der Drachenburg gegenüber. Als stolze Warte sollte sie von jenem schroffen Felseneck hineinschauen in das wunderherrliche Siebengebirge, die künftige Rolandsburg. Schon stiegen ihre Mauern empor, und täglich standen die Verlobten auf dem Söller der Drachenburg und schauten hinüber, wo fleißige Werkleute zimmerten und

Steinmetzen hämmerten, und Schön-Hildegund rankte süße Zukunftsträume um das neue Heim, worin sie mit treuer Liebe fesseln wollte den abenteuergewohnten, ritterlichen Helden.

Da erschien eines Tages ein Bote auf schäumendem Roß zur Drachenburg. Von der Kaiserstadt Worms kam der Abgesandte des kaiserlichen Ohms und brachte die Kunde von des Kaisers beschlossenen Kreuzzügen gegen die Ungläubigen hinter den Pyrenäen. Karl wünscht den erprobten Paladin unter seinen Heerführern. Schweigend nahm Roland die Botschaft des hohen Gebieters entgegen. Er schaute auf Hildegund, die mit totenbleichem Antlitz neben ihm stand, und grausam wühlte der Harm in seinem Herzen. Doch das Gebot der Pflicht muß ihn tragen. Den Königsboten heischt er, seine Ankunft im kaiserlichen Heerlager zu melden für den drittfolgenden Tag. Finster wendet er sich ab. An seiner Brust liegt schluchzend Hildegunde.

III.

Grimmig stritten im Lande der Iberer Kreuz und Halbmond um die Herrschaft. Heiße Schlachten wurden geschlagen, viel Blut floß von Christen und Ungläubigen. Blutige Siege erfochten des Frankenkönigs tapfere Paladine, vor allen Roland. Sein Schwert bahnte dem Kaiser die Triumphwege, es deckte des Kaisers Heer, als es siegreich in unbekanntem Feindesland zog. Zu Ronceval war's in jenem Thale, von dem seither gar viele Dichter gesungen in deutschen und welschen Landen.

Vom Hauptheer getrennt zieht Rolands tapfere Nachhut ihre Straße auf dämmerndem Waldwege. Da tönt plötzlich wildes Geschrei von den Höhen, verderbendrohend dringen die feigen Mauren auf das Häuflein der Franken ein. Löwenmutig kämpfen diese, wie ein Königsaar fliegt Rolands Schlachtroß Brillador bald hierhin, bald dorthin und manchen Sarazenschädel spaltet sein mächtiges Schwert Durando. Aber die Uebermacht siegt über die Tapferkeit. Immer lichter wird die Schar der Franken, da sinkt auch Roland, von dem Lanzenstich eines riesigen Mauern getroffen. Ueber ihn weg wogt der grimmige Kampf. Als die Nacht sich trauernd über die Kampfstätte breitete, hatten die Ungläubigen ihr scheußliches Werk gethan. Erschlagen lagen die Franken. Nur etliche waren dem Verderben entronnen.

Wo ist Roland? klang die bange Frage aus blassem Munde. Er war nicht unter den Geretteten. Wo ist Roland? fragte bestürzt der große Karl die traurigen Boten. Im ganzen Reiche hallte ihre Antwort wieder: Roland der Held fiel im Kampfe gegen die Sarazenen. Wo man sie hörte, weckte sie tiefes Leid.

Auch am Rhein ward sie vernommen, und eines Tages erschienen auf der Drachenburg die Königsboten und überbrachten mit des Kaisers innigem Beileid die traurige Mär. Tief auf seufzte der alte Heribert und bedeckte mit der Hand die Augen. Einen gellenden Schrei that Hildegund. Herzbrechend war ihr Jammer. Vor dem Bild der Schmerzenreichen lag sie schluchzend auf den Knien und flehte um Trost im tiefsten Leid. Tagelang schloß sie sich ein in ihr Kämmerlein, und selbst des Vaters milder Tröstung gelang es nicht, ihren wilden Jammer zu lindern.

Wochen schwanden. Dann trat eines Tages die bleiche Maid in des Ritters Gemach, ruhiger wie sonst; verklärt schien ihr Schmerz. Und wie er die Kniende an sich zog, da enthüllte sie dem Vater den Entschluß, der in ihrer leiderprobten Seele gereift war. Schmerzlich hat das Auge des Grafen Heribert gezuckt. Dann hat er einen Kuß gedrückt auf ihre reine Stirne.

Dann ist ein Tag gekommen, wo auf dem Eiland Nonnenwert dort unten die Klosterglocken

feierlich läuteten. Vor dem Altare kniete verschleiert eine neue Novizin, des Grafen Heribert holdselige Tochter. In des Klosters heiliger Stille suchte sie den Frieden, den sie in der väterlichen Burg nicht fand. Mit einem letzten Aufweinen hatte sie des Geliebten Namen aus dem Herzen gerissen, die Flamme trauernder Liebe erloscht, und nun sollte es für immer erfüllt sein mit dem heiligen Feuer reiner Gottesminne. Vergeblich hoffte der gebeugte Vater, daß des Klosters ungewohnte Einsamkeit den Entschluß der geliebten Tochter wankend mache und sie am Ende des Probejahres zurückführe in seine Arme. Im Gegenteil; inständigst bat die gottliebende Jungfrau den Bischof, dem Geschlecht des Vaters verwandt, er möge ihr das Probejahr erlassen und ihr schon nach kürzerer Zeit gestatten, das unwiderrufliche Gelübde vor dem abzulegen, dem sie sich ganz gewidmet. Ihr sehnsüchtiger Wunsch ward erfüllt: ein Monat war vergangen, da fiel das goldene Haargelock von Hildegundis Haupt, und des Drachenburgers holde Tochter weihte sich durch feierlichen Schwur auf ewig dem Herrn.

IV.

Monde waren seitdem vergangen. Es starb der Lenz und die Garben reiften auf den Feldern. An der Stelle, wo den Strom, am Ende des Rheinthals angelangt, mit burggekrönten Häuptern sieben gewaltige Trachytiesen umstehen, hält rastend mit seinem Troß ein Ritter. Noch ist's nicht allzulange, da hat er fern im Süden, wo die Sonne Iberiens das Thal von Ronceval bestrahlt, in einer elenden Hirtenhütte gelegen! dorthin hatte der treue Knappe den Gebieter geschleppt, dem sich eine maurische Lanze in die Brust gebohrt. Hier hatte der kühne Held und Heerführer wochen- und mondelang auf dem Siechbett gelegen und mit dem Tod gerungen, bis jenen seine kraftgestählte Natur besiegte. Roland erholte sich unter liebender Pflege, dieweil man ihn im Frankenlande als Toten betrauerte. Nun war er zurückgeeilt zu der Stätte, wohin es ihn drängte mit unbezwingbarer Gewalt.

Ein waldiges Eiland lugt grüßend aus der dämmerblauen Flut. Rotgoldiger Abendsonnenglanz über den sieben Bergen! Auf den Bergrücken zahllose Rebgelände, links lauschige Buchenhaine, aufsteigend bis zur Höhe der schroffen Kuppe, rechts des Stromes murmelnder Wellenschlag, drüben weit sichtbar auf dem sagemumwobenen Fels, allwo voreinst ein scheußlicher Lindwurm gehaust, die Zinnen eines Ritterschlosses. Hoch über allem die Nacht im Sternengoldgewande!

Schweigend hält der Ritter. Sein Blick ruht bewundernd auf dem entzückenden Bild: wie vor Monden faßt den Träumenden eine seltsame Weichheit des Gemütes.

»Hildegund!« murmelt Roland und blickt hinauf zum sterngeküßten Himmel.

Wieder durchfurcht wie dazumal ein Fahrzeug die dunkle Flut. Auf dem Waldweg, der zur Drachenburg führt, schreitet Roland, begleitet von seinem Knappen.

Totenbleich starrt der alte Burgwart auf die späten Gäste. Er bekreuzt sich und stürzt hinauf in des Herrn Gemach. Da wankt eine Männergestalt herfür, von Alter oder Gram gebeugt. Ihm stürzt der Ritter entgegen. »Roland!« klingt es wie Gestöhn aus des ergrauten Burgherrn Munde. Schweigend hält der Jüngling den schluchzenden Alten umfangen. Als Roland wegzog vor Monden, fand sein Harm keine Zähnen, nun flossen sie reichlich über seine kummerbleichen Wangen.

Aus des andern Arm reißt sich der Ritter.

»Wo ist sie?« Gellend hallt die Frage. »Tot?«

Unsagbar traurig schaute zu ihm Graf Heribert.

»Hildegund, die Braut des totesagten Roland, ward eine Braut des Himmels.«

Da stöhnt der Held laut auf und verhüllt schmerzlich das Haupt.

Hat dann im Frühlicht die Drachenburg verlassen, eine Königseiche, vom Blitz berührt. In der Burg auf dem Felseneck drüben, die im Lenz sich seine hoffende Liebe erbaute, ist er eingekehrt und hat dort die Kriegerrüstung abgelegt für immer. Erloschen waren die Sterne in seiner Brust, erstorben sein Thatendurst. Tag um Tag ist er dort oben gesessen und hat stumm hinuntergeschaut auf das grüne Eiland im Rhein, allwo jeden Morgen im Klostergarten die Nonne Hildegund einherwandelte zwischen den Blumen. Bisweilen war es, als ob sie grüßend sich neige, und dann verklärte des Ritters bleiches Angesicht das Abendrot eines einst erstrahlten Glückes.

Dann ward ihm auch dies Glück genommen, Eines Tages blieb die Holde aus und dann tönte klagend das Sterbeglöcklein auf dem stillen Eiland. Er sieht einen Sarg, den sie dort unten hinaustragen zur Begräbnisstätte und hört der Nonnen Trauer-Gesänge und Gebete. Alle sieht er wallen, nur eine nicht und er verbirgt das Antlitz: er weiß, wen sie dort zu Grabe tragen ...


Der Herbst kam und wehte welkes Laub auf das Grab der Nonne Hildegund. Noch immer saß Roland oben und schaute starr allmorgens nach des Eilands Kirchhof. Und so fand ihn eines Tages der Knappe bleich und tot, das gebrochene Auge nach der Stätte gewandt, wo die Geliebte schlief, die verlorene ...

Noch manch ein Jahrhundert krönte den Berg, den sie noch heute Rolandseck heißen, die stolze Rolandsveste. Dann sank auch sie in Trümmer, gleich der gewaltigen Drachenburg, deren Turm noch jetzt emporragt. Vor einem halben Jahrhundert sank in stürmischer Winternacht ihr letzter Bogen in Trümmer. Liebende Pietät aber hat ihn wieder aufgebaut, und noch immer ragt vom steilen Felseneck der Rolandsbogen, die jetzigen Geschlechter erinnernd an ritterlicher Vorzeit seltentreue Minne.



Ahrthal

St. Peter von Walporzheim

 Sie haben allesamt einen guten Klang, die dunkelroten Weine der Ahr, vor allem jener, der bei Walporzheim reift. Das ist übrigens nichts neues, und schon manchen, der zu tief hinabblickte in den Walporzheimer Pokal, hat auf dem späten Heimwege an der ›bunten Kuh‹ der verfluchte Kobold erwischt, gleich den biedern Gevattern Klaus und Velten, deren feuchtfröhliche Nachtwanderung ein rheinischer Poet gar erbaulich beschrieben: der Velten torkelt rechts und fällt stolpernd auf eine Felskante, der Klaus links geradeaus in die Ahr –

Dem einen strömten aus der Nas
Die hellen blutigen Perlen;
Der andre tief im Wasser saß
Und hielt sich an den Erlen. (Kinkel.)

Und das hatte mit seinem feurigen Wein der Kobold von Walporzheim gethan.

Ähnlich, doch minder *feuchtfröhlich*, ist es dem heiligen Petrus zu Walporzheim ergangen; denn kein geringerer als der Herr selber und sein schlüsseltragender Jünger haben eines Tages (ein vortreffliches Weinjahr war's eben) das Ahrthal aufgesucht und in verschiedenen Weinkellern Rast gehalten. Trefflich hat ihnen der Ahrwein gemundet und gar gehobener Laune war St. Petrus. Hat auch manchen tiefen Schluck gethan, trotzdem ihn der Meister stumm mahnend ansah. Schwer ward ihm endlich der Kopf, schwerer noch der mächtige Himmelschlüssel in seiner Hand. Bei einem biedern Weinbauern sind sie just gesessen, und weil dessen Wein den himmlischen Zechern gar besonders gemundet, sind sie über Gebühr all dort geblieben. Erst als die Abendglocke den Walporzheimern die Feierstunde schlug und schon vereinzelt Sternlein neugierig durchs Himmelsdach blinzelten, winkte der Herr St. Peter ernstmild zum Aufbruch.

Da that der Jünger noch einen langen, letzten Schluck, warf einen schmerzlichen Abschiedsblick auf den ungetrunkenen Rest und folgte in schweigsamem Gehorsam dem Meister. Sputen mußte er sich, maßen schon etliche Seelen droben stürmisch Einlaß verlangten. Als sie eben an der bunten Kuh vorübergingen, merkte der heilige Himmelspförtner zu seinem großen Entsetzen, daß er den Himmelschlüssel bei dem gastlichen Weinbauern zurückgelassen.


Da entschlüpfte ihm ein Zorneswort, wie damals, als er dem Malchus das Ohr abgehauen, und mit schwerem Herzen und schwerem Kopf ging er den Weg zurück. Aber der verfluchte Kobold spielte ihm einen Schabernack – Sankt Peter irrte rings in der Rund', weil er den Weg nicht finden kunnt', und ging endlich mit trotzigem Ärger von dannen, weil des Herrn Stimme von ferne ihn zu sich beschied.

Wie es St. Petrus dann droben ergangen, das hat die Sage nimmer erfahren, sintemal sie sich nicht zu solchen Höhen versteigt. Der Walporzheimer Schenkwirt aber hat bald erfahren, wer der Gast gewesen, der den mächtigen Schlüssel bei ihm zurückgelassen. Weil er ein pffiffiges Bäuerlein gewesen, hat er fortan sein Wirtshaus nach jenem hohen Gast getauft, den

Himmelsschlüssel aber draußen über dem Eingang angebracht zum ewigen Gedächtnis – und wenn ihr heute einkehrt beim St. Pitter in Walporzheim, mögt ihr ihn selber sehen.

»»»«««

Die Fadenbrücke

 An den Ufern der Ahr stand in alter Zeit die Bergveste Neuenahr, ihr gegenüber, ebenfalls auf steiler Bergeshöh, Schloß Landskron. Die Herren beider Burgen waren einander in warmer Freundschaft zugethan; und um sich gegenseitig öfter besuchen zu können, hatten sie eine Brücke erbaut über die Ahr und also Burg mit Burg verbunden. Aber der Enkel Sinnen ist nicht immer gleich dem der Väter, bittere Fehde entzweite die Geschlechter und keines Hengstes erzbeschlagerer Huf stampfte mehr wie vordem auf der Brücke, keines Ritters noch Edelfräuleins Fuß schritt hinüber oder herüber. Und kein Steinmetz kam, als die Brücke trauernd ob ihres unnützen Bestandes morsch wurde. Allgemach bröckelte das verwitterte Gestein, Regen und Sturm rasten höhrend um die wankenden Bogen, bis sie endlich einstürzten, sich begrabend in den Fluten der rauschenden Ahr. Nur die beiden Brückenpfeiler trotzten der Vernichtung. Gleich stummen Wachtposten, die man abzulösen vergessen, standen sie hüben und drüben und tauchten ihren Fuß in die neckische Flut.

Nun geschah es nach vielen Jahren, daß auf Schloß Landskron ein junger Ritter aufwuchs, derweil auf Neuenahr ein holdseliges Fräulein erblühte, und es geschah auch, daß die Augen der beiden jungen Menschenkinder sich begegneten, nicht in Haß wie die ihrer gestrengen Väter, wohl aber in Liebe, gar zärtlicher Liebe. Die Herzen des Ritters von Landskron und des Schloßfräuleins von Neuenahr hatten sich gefunden, trotzdem der Brücke Trümmer längst im Bett der Ahr verwitterten und kein Steg noch Furt die Burgen verband; daß dem so war, betrauerte niemand so sehr wie das liebende Paar. Gar oft saß die jungfräuliche Maid am Burgfenster ihrer Kemenate, und aus ihren Augen schaute die Sehnsucht verlangend nach der Veste drüben, indes ihr klopfendes Herz tausend fromme Wünsche spann über Fluß und Thal für den Geliebten drüben.

Während sie so einst wieder dort saß, da raunte ihr der lose Schalk im Flügelkleide, der körpertragende und herzenplagende, einen tollen Plan ins Ohr, und als sie ihn erfaßt hatte, da schüttelte das blitzäugige Schloßfräulein frohgestimmt das blonde Köpfchen. Hat dann heimlich eine Armbrust genommen aus der Rüstkammer, an den Pfeil einen Garnknäul geknüpft, dessen Endfaden befestigt und dann mit kundiger Hand – Erwartung in den Augen und ein Gebetlein auf den Lippen – den Bolzen hinüber gesandt zum Nachbarschloß. Der Liebe, die so also eine Fadenbrücke erbaut, hat dann die Mechanik treulich geholfen, und ein Ringlein an einer haarfeinen Schnur ist fortan fleißig hinüber und herüber gewandert. Manchen Pergamentstreifen, drauf in zierlichen Zeichen schwere Schwüre standen, hat jene Post auf der Luftbrücke hüben und drüben befördert.


Die Windsbraut hat gelächelt, als sie, über die Ahr schwebend, das Werk erschaute und gelobt, seiner gnädiglich zu schonen. Und die Vögel, die durchs Ahrthal kreisten, gelobten ein gleiches; denn auch das Schwälblein weiß heimliche Liebe zu achten.

Wie viele Monde die Liebenden also miteinander verkehrten, darüber schweigt die Sage. Doch weiß sie zu berichten, daß der unselige Zwist zwischen den feindlichen Geschlechtern ein Ende genommen und eines Tages der Ritter von Landskron die reizende Gräfin von Neuenahr heimgeführt hat als sein eheliches Gemahl. Und wiederum erstand die Brücke aus den Trümmern, hochgewölbt wie vordem, zwischen den beiden Burgen. Auf's Neu stampfte der Hengste erzbeschlagener Huf auf der Brücke, und manches Ritters, manches Edelfräuleins Fuß schritt hinüber und herüber.

Dann starb auch jenes Geschlecht aus, wie so manches im rheinischen Land. Die stolzen Vesten Landskron und Neuenahr sind zerfallen, auch die Brücke verwitterte und ist endlich zum andernmale zusammengebrochen. Kein Stein mehr blieb erhalten, und auch von den beiden Schlössern sind nur noch spärliche Trümmerreste vorhanden.



Der letzte Ritter von Altenahr

 Trauernde Trümmerreste decken heute den Bergkegel, wo einst eine der stolzesten Vesten des Rheinlandes, das Schloß Altenahr gestanden. Trauernd berichtet die Sage von dem Letzten des stolzen Geschlechtes, das Jahrhunderte lang jene Burg bewohnt hat. Ein trotziger Paladin ist's gewesen, der nimmer den allgewaltigen Erzbischof anerkennen mochte, den als Schirmherr des Kaisers Majestät gesandt hatte in die rheinischen Lande. Aber stolz und gebieterisch war auch der Bischof, und finstern Groll nährte er gegen den Verächter seiner Rechte.

Nicht lange dauerte es, da lohte aus dem beiderseitigen Groll die Flamme der offenen Fehde, und vor die stolzeste Veste des Ahrthales wälzte sich des Bischofs und seiner Verbündeten Streitmacht. Einen eisernen Ring zogen sie um die trutzige Veste: aber ihren Besitzer störte es nicht: mit höhnischem Grimm spottete er der Belagerer vergeblicher Bemühung, den Felsen zu erstürmen, und mit ohnmächtigem Zorn sah der Bischof zahlreiche Mannen seines Heeres nutzlos verbluten. Er hatte sich verschworen, das unbesiegbare Felsennest als Sieger zu betreten und wenn auch bis zum jüngsten Tage der Kampf währen sollte; Und einen ähnlichen Schwur hatte der Herr von Altenahr gemacht. Keiner war dem andern an trotzigem Mannesmut unterlegen.

So zog sich die Belagerung schon etliche Monate hin. Immer stärker ward der Zorn der Belagerer, denn jeder Sturm kostete einer stattlichen Zahl von Reisigen das Leben, und nutzlos war es trotz alledem. Schon pflanzte der Mißerfolg Unzufriedenheit in die Kampfreiheit des Bischofs und seiner Mitstreiter, und gar nicht selten traf es sich, daß des Morgens eine Anzahl der Söldner und Vasallen fehlte, die es vorgezogen hatten, einer nutzlosen Belagerung zu entsagen. Es schien gar Meuterei im Heere zu drohen, als eines Tages wiederum ein verzweifelter Angriff mit heldenmütiger Kühnheit von den versteckten Burgbewohnern blutig zurückgeschlagen wurde.

Des Bischofs Verbündete drangen in den strengen Mann, von seinem vermessenem Vorgehen abzustehen; er aber empfing die Waffengenossen mit einem finstern Lächeln. »Wenn Ihr mich verlaßt, naht mein größerer Verbündeter: der Hunger. Er kommt, des bin ich gewiß!« Da drangen aus nächster Nähe verworrene Stimmen; meuternde Reisinge, durch den Wein kühn gemacht,

haderten mit ihrem Führer. Andere schlossen sich den Recken an. Des Bischofs finstere Lächeln erstarb.

»Noch einen Sturm harret aus, ihr Mannen!« rief er mit mächtiger Stimme. »Er sei der stärkste und letzte!« Mit finstern Antlitz schritt er davon.

* * *

Das Frühlicht wob seinen Purpurschleier über das Thal der Ahr. Drunten am Bergabhang herrschte reges Leben im Kriegslager; droben grüßte, umstrahlt vom rotgoldigen Morgenlicht, das Schloß von Altenahr. Schweigen floß um seine Zinnen. Da tönte plötzlich Fanfarenton vom verschlossenen Burghof, und auf die herabgelassene Zugbrücke sprengte auf milchweißem Renner der Schloßherr von Altenahr. Hoch über des Tieres Rücken ragte des Ritters mächtige Gestalt, flatternd wehte vom ergrauten Haupt der wehende Helmbusch und der erste Strahl der aufsteigenden Sonne strahlte tausendfach in seiner blitzenden Silberbrünne.

Nun hielt er den Hengst mit nerviger Faust, und den anstürmenden Belagerern, die vergebens sein Gefolge erspähten, deutete er an mit ausgestreckter Rechte, daß er reden wolle. Weit hinaus klang seine Stimme.


»Schaut hier den letzten Mann und das letzte Roß von allen, die in meiner Burg atmeten. Der Hunger raffte mir alle hinweg: Weib, Kind, Gefährten. Sie alle zogen den Tod der Knechtschaft vor. Ich folge ihnen nach, bis zur letzten Minute unbezwungen und frei.«

Hoch auf bäumte sich das edle Tier, von seinen Sporen getroffen. Ein mächtiger Sprung, gefolgt von donnerndem Getöse. Über Roß und Reiter schlugen die Wasser der Ahr schäumend zusammen.

Grauen packte die, welche es sahen. Des finstern Belagerers Antlitz ward totenbleich. Zur selben Stunde zog er ab. Ihm folgten die Verwünschungen der meuternden Reisige. Die Burg Altenahr blieb seitdem verödet; niemand wagte sich in die Räume, die todgeweihten, und so stand sie Menschenalter hindurch unbewohnt und gemieden, bis endlich der Zahn der Zeit auch ihre Mauern anfraß und ihre Hallen vernichtete.

Der Spielmann von Neuenahr

I.

 Er hieß Ronald, war hochgewachsen, blauäugig und blondgelockt, voll edlen Anstandes und ein Meister des Spieles und Gesanges. Eines Tages – eben feierte ein üppiges Fest der stolze Schloßherr von Neuenahr – tönte sein Harfenspiel und Lied auf der Zugbrücke. Da verstummte der Gäste lärmende Unterhaltung und Ritter wie Edelfrauen lauschten gebannt dem unsichtbaren Sänger. Und laut gebot der stolze Schloßherr von Neuenahr dem Pagen, den Fahrenden hereinzuführen. Also kam er, der hochgewachsene Mann, der Fremdling voll edlen Anstandes,

der blauäugige und blondgelockte Sänger. Mit wechselnden Gefühlen betrachteten ihn die vornehmen Herren, schamig ruhte auf ihm manch schönes Frauenaug.

War auch eine drunter, eine wunderherrliche Maid, halb Jungfrau, halb Kind, des Burgherrn Töchterlein, deren Geburtstag feierte die vieleckle Versammlung. Und es erhob sich der Schloßherr vom reichgeschnitzten Eichenstuhl und winkte dem Sänger, der sich tief vor den Rittern und Frauen, tiefer vor dem Gebieter der Burg verneigte.

»Ein Lied, Spielmann, zu Ehren der Siebzehnjährigen!«

Und des Spielmanns Augen hefteten sich in schweigender Bewunderung auf die Jungfrau. Die senkte die Lider, und holde Scham hauchte auf ihre Wangen liebliches Rot. Er aber griff in die Saiten, und nach einigen rauschenden Harfenakkorden sang er ein Lied der Huldigung; süßer Wohllaut war die Weise, süßer Schmeichellaut die Worte. Immer tiefer färbte sich das Rot auf dem Antlitz des Fräuleins, scheu schauten in den Schoß die schönen Augen, nur einmal, als des Harfners Lied sie pries, mit zwei Sternen sie vergleichend, so dem nächtigen Wanderer leuchten, da schauten sie aufflammend empor und begegneten den seinen, um sich rasch und zuckend wieder zu senken. Ihr schwanden vor Scham schier die Sinne; aus traumspinnendem Gedankenwiegen weckte sie der Gäste tosender Beifallsruf; sie sah den Vater den schweren Humpfen heben und ihn dem Sänger reichen, sah, wie jener ihn zuerst gegen sie hob, hierauf gegen den Vater und die Gäste und ihn dann an die Lippen führte: und dann fühlte die Maid, wie sie nicht mehr Herrin sei ihres Herzens, des mächtig klopfenden.

II.

»Ihr mögt meiner Rothtraut das Harfenspiel lehren, Spielmann!« hatte der stolze Schloßherr von Neuenahr in weinfroher Laune gerufen. Sie hörte es wie im Traum und er hatte sich tief verneigt, von seiner Unwürdigkeit gemurmelt und des Ritters Wohlwollen leis dankend gepriesen.

Und also blieb er. Wohl empfand Schön-Rothtraut in tiefster Brust ein leises Bangen, gleich dem Kind, das unbekannt mit zager Scheu den Steg betritt, der hinüberführt zur blumigen Au: kein Mutterherz war da, dem sie anvertrauen konnte, wofür sie keine Worte fand, und so fügte sie sich mit wechselnder Empfindung in des Vaters Begeh, ihm der Abende Einsamkeit durch Sang und Spiel zu verkürzen. Leicht ward ihr jenes – eine Nachtigall schien in ihrem Busen zu schlummern – schwerer ward ihr dieses: die zarten Madchenfinger schlugen manchen mistonenden Dreiklang aus den Saiten, und behaglich lachte im hohen Lehnstuhl nebenan der Vater, derweil des Magdeins Wangen sich mit glühendem Purpur färbten und ihre großen Augen wie scheue Vöglein von den Saiten zu dem Spielmann irrten. Wenn sie dann aber verschämt in den seinen ruhten, ward ihre Verwirrung noch größer.

Er war gar geduldig mit ihren schulerhaften Leistungen, tadelte nie, und lobte den bescheidensten, gelungenen Harfengriff über alle Gebühr. Und wenn er dann zum Schlusse ein eigenes Lied sang und eigener Töne goldenen Reifen um tiefempfundene Worte schlang: dann lauschte selbst der Schloßherr, der nebenan saß im hohen Lehnstuhl, und ihr ward wohl und weh um das junge Herz: sie wußte selber nicht warum, die reine Maid; er hatte sich ihr längst ins Herz gesungen und das keusche Madchenherz zitterte, berührt von dem Flügelschlag der ersten Liebe.

Und die Liebe umkreiste sie eng und enger und breitete endlich triumphierend ihre Fittige aus über den beiden Herzen: im verschwiegenen Burggarten hielt Ronald, der Harfner, des Burgherrn

Tochter liebend umfangen.

III.

Der Liebe Lust folgte noch stets der Liebe Leid. Auch Schön-Rothtraut mußte es erfahren. In des Spielmanns Armen überraschte der Schloßherr sein geliebtes Kind. Grimmig war des Ritters Zorn. Gleich einem Raubtier stürzte er auf den Sänger zu, doch mit einem Aufschrei stellte sich zwischen Vater und Geliebten die Tochter, die plötzlich zum Weibe gewordene schwache Maid. Was aus ihrem Munde er vernahm, traf mit Hammerschlägen des stolzen Burgherrn Seele: mit zitternden Lippen und glühenden Wangen bekannte das Fräulein das Geheimnis ihrer Liebe.

Bleich, doch fest, trat vor den Ritter der Sänger.

»Nur ein Fahrender bin ich, doch deshalb nicht ehrlos. Darum zerstört nicht die Blume, die Gott in unsere Herzen gepflanzt, mit rauher Vaterhand, sondern gebt mir Gewähr: ich will weiterfahren und singen und ringen im Lieder- oder Waffenstreit für meine Liebe – und nur, wenn ich als Edler zurückkomme, möget ihr mir die geben, die mich liebt. Als ein Ritterlicher werde ich wiederum vor Euch treten oder nimmer.«

Finster sah ihn der Burgherr an, leis weinend stand die Maid. Ihre Hand faßte Ronald.

»Lebt wohl, Jungfrau, und harre mein, Rothtraut!«

Die Büsche nahmen ihn auf, und ein klagender Wehruf entfuhr dem Munde des Fräuleins.

IV.

Um mancherlei Unrecht gegen Papst und Kirche zu sühnen und ein heiliges Gelübde zu erfüllen, war Kaiser Rotbart in seinen alten Tagen zum heiligen Lande aufgebrochen an der Spitze eines mächtigen Kreuzheeres. Gar viele Mannen sind ihm zugeströmt aus den deutschen Landen, und stolze Heeresmassen zogen über Byzanz, die Griechenstadt, in Levantens Steppen. Sind dann zum Saleph gekommen, dem traurigberühmten Bergstrom in Cilicien; ein Heldenleben hat hier geendet: Barbarossa ertrank und der Kreuzfahrer Augen wandten sich vertrauend an Heinrich, seinen Sohn. Ein eiserner Heerführer ist er gewesen, jener Kaiser, in der Reihe der Heinriche der sechste, dabei ein Freund des Gesanges. Hat selber zahlreiche Weisen erfunden, deren etliche uns erhalten blieben bis auf den heutigen Tag.

Manche aus des Kaisers Umgebung haben vermeint, daß nicht der gekrönte Minnesänger solches gedichtet, wohl aber des Kaisers Liebling, jener blondhaarige, blauäugige, Ronald geheißene, der Harfe wie des Schwertes gleich kundig. Ein stattlicher Kämpfer war jener; schon manchen Türkschädel hatte er gespalten. Als einst die Kreuzfahrer einen besonders rühmlichen Sieg erfochten, hatte er ein Lied gedichtet zu des Sieges Preis, hatte es selbst gesungen zu der Harfe und der Sang ist im Christenlager rundgegangen und der Kaiser Heinrich, der liederkundige, hat den Sänger zu seinem Freunde gemacht. Von jenem Tage an ist die Sonne der Huld nicht mehr von jenem gewichen. Aber die Schatten in Ronalds Seele hat sie nicht verdrängen können, und oft, wenn des Kaisers Harfner dem Herrscher eines seiner schönsten Lieder sang, hat er plötzlich mit schrillum Mißton abgebrochen und ist verstört hinausgeschritten zu dem Zelte. So hat ihn der Kaiser eines Tages gefunden, und er hat ihm beichten müssen, was Rotbarts Sohn längst erraten hatte aus des andern Wort und Wesen.

Etliche Tage drauf hat der Sturm der Kreuzfahrer begonnen auf Akkon, die unüberwindliche Türkenfeste. An Heinrichs Seite focht Ronald. Ein Türke schwang den krummen Säbel über des Heerkönigs Haupt, und mit wuchtigem Hieb spaltete Ronald dem Ungläubigen den Schädel. Am Abend desselben Tages hat Kaiser Heinrich vor den Kriegsmännern seines Zeltens einem wackern Kämpfer den Ritterschlag gegeben mit eigener Hand: Ronald von Harfenstein ward sein Name, eine Leier, auf einem Krummsäbel und einem Christenschwert ruhend, sein Wappen. Und eine Burg hat ihm der dankbare Kaiser zu bauen versprochen an den Ufern des Rheins, die sollte Harfeneck heißen für alle Zeit.

Da ist die Pest in das Lager von Akkon gekommen und hat viele Kreuzfahrer weggerafft, darunter den Kaiser selbst. Trostlos war Ronald, der Sänger und Held.

V.

Zu den Ufern des Rheins ist ein müder Kreuzfahrer zurückgekommen aus dem Heere Leopolds, des Herzogs und Heerführers der morgenländischen Deutschen. Ihn hat man mancherorts gefragt, ob es wahr sei, daß Rotbart nicht ertrunken im Morgenlande, sondern im Kyffhäuser lebe, um bald wiederzukommen in das verwahrloste Reich: er aber hat den Fragern karg geantwortet und ist rastlos weiter geritten auf müdem Renner, das Rheinufer entlang. Und als endlich das Silberband der Ahr vor ihm auftauchte und die Schloßzinnen von Neuenahr, da hat der Reiter aufgejubelt und dem Roß die Sporen gegeben und ist im ersten Abendstrahl hinaufgeritten den Waldweg entlang zu jener Veste, wo er einst als Fahrender auf der Zugbrücke gestanden, wo er den Himmel gefunden in einer Jungfrau reinen Augen.

Den späten Gast hat der Burgvogt dem Schloßherrn gemeldet. Aus schmerzlichem Brüten erhob sich im reichgeschnitzten Eichenstuhl der gebeugte Ritter. Unbekannt war ihm der Fremde.

»Ronald bin ich, Ritter, durch des seligen Kaisers Heinrich Gnade ward ich Ritter im Lager von Akkon, und komme zu werben um Rothtraut, Eure Tochter.«

»Werbt sie vom Tod. Er raubte sie mir vor zwei Monden.« Und stöhnend wandte der Burgherr sein Haupt zur Seite.

Da ist ein Aufschrei durch das dunkle Gemach geklungen, gellend und verzweifelnd.

Herber Zwiesprach spärliche Worte sind dann gefallen hüben und drüben: eines liebenden Mannes trostloses Weh, eines reuigen Vaters scheue Selbstanklage. Zum blütendurchdufteten Winkel des Burggartens ist der Gast geschritten; an dem frischen Hügel, den man dort aufgeworfen vor zwei Monden – hier wollte ruhen des Burgherrn siechende Tochter –, ist er lange gestanden bis die Nacht hereinbrach und dunkle Schatten um seine Augen wob, wie der Schmerz um seine Seele.

Jählings ist er dann aufgebrochen, hat den Schloßherrn nicht mehr geschaut und ist fortgeritten in die Nacht.

* * *

Im Abendlande, wohin Rotbarts Kreuzfahrer zurückkehrten, hat man viel erzählt von den Heldenthaten, die nachher Richard vollführte, der englische Königssohn, den sie Löwenherz


nannten seiner Kühnheit wegen. Auch die Türken kannten ihn wohl, den furchtlosen Heerführer; ihn und auch den deutschen Ritter, der an Richards Seite focht. Richard hat ihn hochgeschätzt, den tapfern Degen, obwohl sein Rittertum noch jung war. Zu seinem Vasallen wollte er ihn machen wenn er zurückkehre in die Heimat. Er that es nicht: ein feindlicher Lanzenstich, dem er oft entronnen, traf Richards Schwertgenossen und klagend rief der Königserbe: »Ronald, mein Getreuer!« Er hörte es nicht mehr. Der Spielmann von Neuenahr fand seine Ruhestätte im heiligen Lande; das Geschlecht der Harfensteiner erlosch mit des ersten Mannes Blüte und Schloß Harfeneck ward nie erbaut.



Andernach

Genoveva

I.

 In allen Gauen des Rheines wird sie mit Verehrung genannt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiche Gemahlin. Heilige Genoveva nennen sie die Leute, die einst des Herzens höchstes Kleinod trotz grausamer Prüfung und unnennbarem Leid bewahrte. In dem Mayenfelder Gau, westlich der alten Stadt Andernach, stand das Schloß des Pfalzgrafen zur Zeit, als Karl, des großen Frankenkönigs gleichnamiger Ahn, das Land der Westfranken regierte. In herzlicher Eintracht lebte der junge Pfalzgraf mit seinem wunderholden Ehegemahl.

Da trübte das erste Wölkchen die Sonne des ehelichen Glücks. Aus Spanien her waren die gefürchteten Araber in Gallien eingedrungen und bahnten sich mordend und sengend nach Norden den Weg. Ein Ruf des Schreckens ging durch die christlichen Frankenlande. Den Feind des Kreuzes galt es zu vernichten, wenn nicht das Abendland das Schicksal des islamunterworfenen Afrikas teilen sollte. Auch in die Burg des Pfalzgrafen drang der Aufruf des Herrschers zur Teilnahme am Kampfe. Da legte Herr Siegfried die Rüstung an, küßte sein weinendes Weib und nahm Abschied von der Burg seiner Väter. Schwer ward ihm das Scheiden von der wunderherrlichen Mayenfelder Au, wo das schönste Glück seines Lebens erblüht war, schwerer der Abschied von dem trauernden Gemahl. Dringend empfahl er die Treue dem Hausmeister Golo, und die Gattin bat er, jenem zu vertrauen in allen Dingen.

Ueberaus schmerzlich waren für die Pfalzgräfin die Tage der Trennung von ihrem geliebten Ehemann. Gar tief empfand sie die Einsamkeit in der großen Burg, sehr entbehrte sie Siegfrieds beglückende Nähe, den Klang seiner Stimme, die Sicherheit seiner Gegenwart. Zu jenem, den er ihr als Hüter beigegeben, vermochte sie nimmer zu reden, wie mit einem Freunde; ihr reines Auge erschrak vor der leidenschaftlichen Glut, die aus den dunklen Blicken Golos flammte. Ihr vermeinte, als ob seine Augen mitunter verstohlen ihren Bewegungen folgten und mit einem Ausdruck, den ihre Kindesseele nicht verstand, auf ihr ruhten.

Zwiefach vermißte sie dann den abwesenden Gemahl. An den Söller trat sie oft hinaus und spann goldene Träume. Dieweil die Sehnsucht aus ihren Augen verlangend hinaus schaute in die dämmerblaue Ferne, gedachte Genoveva des seligen Augenblicks, wo sie ihren Siegfried wiedersehen würde; wo sie, das Haupt an seine breite Brust gelehnt, ihm das süße Geheimnis mitteilen würde, das die hoffende Mutter tiefbeglückt unter dem Herzen trug. Vielleicht währte lange der Krieg gegen die Heiden, und sie würde dem Heimkehrenden das Pfand ihrer Liebe jauchzend entgegenhalten hier vom Söller. Und der Pfalzgräfin holdseliges Antlitz verklärte ein Schimmer seligen Glückes, und an den Söller trat sie gar oft hinaus und spann goldene Träume, dieweil die Sehnsucht aus ihren Augen verlangend hinausschaute in die dämmerblaue Ferne.

Die geheime Scheu, welche die Pfalzgräfin vor dem Hausmeister empfand, mochte wohl berechtigt sein. Die engelgleiche Schönheit Genovevas hatte in Golos jugendlicher Brust ein verbotenes Feuer entzündet, das er nicht zu ersticken verstand; im Gegenteil wurden durch das

häufige Beisammensein mit der liebreizenden Pfalzgräfin, die huldvoll gegen ihn war wie gegen alle Untergebenen, die Flammen verderblicher Leidenschaft in ihm noch mehr geschürt, bis sie eines Tages lohend über seinem Haupte zusammenschlugen und ihn forttrissen zu den Füßen der verzehrend geliebten Frau. In wilder Leidenschaft flehte Golo seines Herrn Weib um ihre Liebe.

Entsetzt war Genoveva über das Geständnis. Mit Entrüstung und Verachtung wies sie den Verwegenen zurück. Sie verbot ihm, der seine Pflicht so sehr vergessen, ferner vor ihrem Angesicht zu erscheinen und drohte ihm mit Anklage bei ihrem Gemahl.

Da flammten Golo's Augen düster auf und ein Strahl tödlichen Hasses traf das ihn züchtigende schöne Weib. Verzeihung war nicht zu erhoffen von der empörten Gebieterin; sein gedemüthigter Stolz verlangte auch keine, aber nach Rache dürstete er. Nun galt es weiter zu schreiten auf der vermessenen Bahn und der angedrohten Rache Siegfrieds zu entgehen.

Einen Höllenplan gebar das unheimliche Paar, Haß und Rache, in Golo's Brust. Er entließ das Schloßgesinde und umgab die Burg mit einer neuen Dienerschaft. Dann trat er eines Tages der entsetzten Pfalzgräfin vor allen Leuten des Schlosses entgegen, beschuldigte sie blitzenden Auges, daß sie ihrem fernen Gemahl die Treue in schändlicher Weise gebrochen, und mit einem gemeinen Knechte, der ihre Stute sattle, verbotene Liebe gepflegt, deren sündige Frucht sie unter dem Herzen trage. Scham und Entrüstung raubten Genoveva die Sinne. Golo erklärte dem Gesinde, das in stummer Bestürzung umherstand, daß er den Pfalzgrafen bereits von der Schuld seiner treulosen Gattin und ihres entflohenen Dieners Drago unterrichtet und als derweiliger Burgverwalter befehle, die Treulose in ein Verließ zu bringen.

Im feuchten Burgverließ erwachte die unglückliche Pfalzgräfin. In tiefstem Leid verhüllte sie das Haupt und flehte zu dem, der ihr die Prüfung gesandt, ihr zu helfen in der gegenwärtigen und bevorstehenden Bedrängnis. Schmerzvolle Stunden standen Genoveva bevor: sie genas eines Knäbleins. Sie taufte es mit ihren Thränen und gab ihm den Namen Tristan d. i. Schmerzenreich.

II.

Sechs Monate war Siegfried bereits abwesend. Als Held hatte er gestritten in manchem grimmigen Kampfe. Mit wilder Begeisterung kämpften die fanatischen Bekenner des Islam, die die Pyrenäen überschritten hatten, um auch das übrige Abendland mit Feuer und Schwert der Lehre Muhameds zu unterwerfen. In mehreren Treffen hatten die Franken ihrer gewaltigen Uebermacht weichen müssen. Schon standen die zügellosen Horden im Herzen Galliens und tränkten ihre Rosse in der Loire. Da erschien Karl, des schwächlichen Frankenkönigs erster Paladin, und maß sich bei Tours in blutiger Schlacht mit den Arabern. Vom Frühlicht bis zum Abend rangen hier Kreuz und Halbmond um das Schicksal Europas. Nie genug ward sie gewürdigt, jene Maurenschlacht zwischen Tours und Poitiers, wo Karl Martel wie mit Hammerschlägen die Ungläubigen aufs Haupt geschlagen hat gleich jenem Judas, den sie Makkabäus, d. i. der Hämmerer, genannt haben.

An des Heerführers Seite focht Siegfried, der Pfalzgraf. Er kämpfte wie ein Löwe und Gottes Schutz war mit ihm bis zum Ende der Schlacht. Da traf noch am Abend den kühnen Pfalzgrafen die Lanze eines verfolgten Sarazenen. Kein tödlicher Stich war's gewesen, aber zur Unthätigkeit hat's ihn verdammt schleichende Monde lang. Mißmuthig lag Graf Siegfried auf dem Lager, und voll Trauer gedachte er der liebenden Gattin im schönen Rheinthal.

Dann kam eines Tages ein Bote aus dem Mayenfelder Gau, der brachte dem Pfalzgrafen ein Pergament, von Golo, dem Hausmeister, geschrieben. Starr hat Graf Siegfried die krausen, schwarzen Zeichen angeschaut, als sollte sein Blick sie auslöschen auf dem Blatt; aber höhnisch haben sie vor seinen Augen geschwirrt und in seine Ohren geraunt die vernichtende Post: »Eure Hausfrau hat Euch die Treue gebrochen mit Drago, dem entlaufenen Roßbuben.« Grimmig haben des Helden Finger das Schriftstück umkrallt, ein Stöhnen entfuhr dem blassen Munde. Dann ist er aufgebrochen mit wenigen Knappen zur selben Stunde und den Ardennen zugeritten, finster und verstört, ohne jegliche Rast, bis die Pfalzburg vor den Blicken auftauchte. Auf dem Söller stand ein Mann und schaute spähend in die Ferne, und als in der nahen Lichtung Staubwolken aufwirbelten und ein kleiner Troß Reiter sichtbar ward, da blitzte es in den dunklen Augen triumphierend auf.

Da sprengt ein stattlicher Ritter den andern voraus. Donnernd dröhnt des Schlachtrosses erzbeschlagener Huf auf der Zugbrücke. Vor dem finstern Pfalzgrafen, der hinuntergesprungen vom schäumenden Pferde, steht mit heuchlerischer Rührung Golo und berichtet mit erlogem Weh aufs neue, was jener bereits erfuhr.

»Wo ist der Frevler, daß ich ihn zerschmettere, der meines Hauses Ehre befleckte!« ruft der Pfalzgraf verzweifelt.

»Herr, grausam strafte ich den Elenden an seiner eigenen Sünde und habe ihn dann mit Peitschenhieben vertrieben aus dem Schlosse,« entgegnete Golo mit markiger Stimme.

Tief auf seufzt der Pfalzgraf. Schweigend winkt er Golo, und ein Strahl teuflischer Freude zuckt in des Falschen Auge.

Auch in das Burgverließ war der Hufschlag der Pferde gedrungen, der Zulauf des Gesindes und der Aufzug der Reisigen. Hoch aufgerichtet lauscht in ihrem Kerker Genoveva. Ein teurer Name zittert auf ihren Lippen und ein Aufschrei zu Gott. Nun mußte die entsetzliche Prüfung ihr Ende finden, nun mußte ihre Tugend triumphierend den Ort der Schmach verlassen und die Dornenkrone umtauschen mit einem Siegeskranze.

Da regt sich der Riegel, feste Schritte tönen und Männerstimmen! An die Brust reißt sie den schlummernden Knaben. Der Thürflügel ward emporgerissen, dem geliebten Gatten entgegen hält sie das liebliche Kind, das Pfand ihrer Liebe – jauchzend schwellt des teuren Gemahls Name von ihren Lippen, doch des Wortes Ton zerbricht und gellt aus in einem lauten Wehruf. Er schleudert sie von sich, wie Hammerschläge treffen seine Anklagen ihr schuldloses Haupt, und wimmernd bricht Genoveva zusammen. Am andern Morgen im ersten Frühlicht führten zwei Knechte die Unglückliche hinaus in den Wald. Mit kalter Hand sollten sie töten das Weib, das ihrem Ehemann schmählich die Treue gebrochen, dieweil er sein Leben der Sache des Kreuzes geweiht, und mit ihr sollte sterben das Kind ihrer Schande. Die Zungen gebot ihnen heimzubringen der ergrimmt Pfalzgraf, zum Beweise des vollführten Befehles.

Herzlos trieben die Knechte die Ärmste hinein in den wildesten Teil des Forstes, wo nur der Schrei eines Raubvogels oder der Ruf eines Waldtieres die Stille unterbricht. Schon hatten sie die Messer gezückt. Da warf sich die Pfalzgräfin verzweifelt den Männern zu Füßen, hielt weinend ihr Knäblein in die Höhe und beschwor sie, wenn nicht ihrer, so wenigstens des unschuldigen Kindes sich zu erbarmen. Mitleid wandelte die Beiden an und entwaffnete ihre Hand, welche die Mordwaffe trug. Noch tiefer schleppten sie Mutter und Kind in den Wald, wandten sich dann

hastig ab und überließen ihre Opfer sich selbst.

Zwei Rehzungen brachten dem Pfalzgrafen die Männer, berichtend, daß sie des Auftrages getreulich sich entledigt.

III.

Herbes Leid wob trübe Wolken über Genevevas kummervolles Dasein. Schmerzverloren irrte ihr müder Fuß durch den unbekanntenen Forst. Der Hunger kam und meldete sich scheu zu Gast. Leise wimmerte das Knäblein in ihrem Arm, und ein inbrünstiges Flehen sandte die verzweifelnde Mutter gegen Himmel. Des Herzens dumpfes Weh löste sich in eine Flut heißer Thränen. Leichter ward ihr dann. Der Knabe war, nachdem auch er sich ausgeweint, entschlafen. Geneveva aber sah, wie vom Himmel geführt, zu dem sie geschrieen, vor sich eine Höhle, die ihr Schutz versprach und Zuflucht. Und als wollte Gott ihr zeigen, daß er ihrer milde gedenke, kam eine weiße Hirschkuh in die Höhle und kauerte sich traulich zu der Verlassenen Füßen. Es strotzten ihre Euter: sie mußte vor etlichen Tagen Junge geboren haben. Willig ließ das sanfte Tier es zu, daß die fremde Frau ihre Kindlein labte. Auch am andern Morgen kam die Hindin wieder, Geneveva aber dankte Gott aus bewegtem Herzen. Sie fand Wurzeln, Beeren, und Kräuter, ihr Leben zu fristen; das zahme Tier kam täglich in die Höhle und blieb endlich beständig bei ihr.

So schwanden Tage, Wochen und Monate. Der tiefe Schmerz der geprüften Frau hatte ihre unwandelbare Frömmigkeit zu linder Wehmut gelöst. Mit der Zeit lernte sie ihrem Gemahl, der sie schuldlos verdammt, verzeihen, selbst dem, der erbarmungslos an ihrer Tugend Rache genommen; – wohl waren ihre lieblichen Wangen schmal geworden, aber die würzige Waldluft umhauchte mit sanftem Rot die fahle Blässe, welche die Kerkerluft ihnen aufgedrückt. Mehr noch erholte sich der Knabe, dem nicht verzehrendes trübes Leid wie seiner Mutter am Herzen nagte. Er wuchs, lernte lallen und beten: ein blühendes Reis an einem geknickten Stengel.

IV.

Auf dem Schlosse des Pfalzgrafen war seit jenem betrübenden Geschehnis der bleiche Harm steter Gast. Der lodernde Zorn Siegfrieds war trübem Gram gewichen, und oft, wenn er unstät durch die Gemächer irrte, die erinnerungsreichen, und ödes Schweigen ihm entgegengähnte, wo ehemals des geliebten Weibes sanfte Stimme geklungen, da schüttelte ihn das Weh und nur die Reue kam und raunte mit bleichem Munde glühende Worte ihm ins Ohr: ob er nicht gar zu streng gewesen in seiner grausamen Strafe – ob er nicht gar zu schnell das Urteil gefällt, und nicht hätte erwägen sollen, was zur Milderung gereichte der entlarvten Sünde ...

Wenn jene mahnenden Stimmen ihn verfolgten, dann ward dem Pfalzgrafen das Schloß und seine Einsamkeit zur Qual und er eilte hinaus mit der kläffenden Meute und dem Gefolge, um durch Jagdfanfaren und Hundegebell jene innern Ankläger verstummen zu machen. Aber es gelang ihm nur selten, und auch draußen sah überall ein todbleiches Frauenantlitz zu ihm herab, um dann in Strahlenschimmer zu zerfließen. Golo war der Seelenzustand seines Gebieters nicht entgangen und doppelt schmiegte sich der Arglistige an den trauernden Pfalzgrafen, heuchelte zwiefache Unterwürfigkeit und Sorge für sein Wohl. Ein Hungernder nimmt selbst das Brot an, das ihm der Bettelmann anbietet: Siegfried vermeinend, der Hausmeister wolle ihn in seiner Verlassenheit entschädigen, nahm jene Ergebenheitsbeweise willig an und lohnte sie mit seiner Huld, wenn er auch im Innern dem Manne gram war, der ihm den traurigsten Dienst seines

Lebens geleistet hatte.

Eines Tages ritt der Pfalzgraf wiederum hinaus zur Jagd. Nur wenig Gefolge begleitete ihn. Auch Golo war unter ihnen. Tiefer als gewöhnlich war Siegfried in den Forst eingedrungen. Eine milchweiße Hirschkuh war vor ihm aufgesprungen, und in echter Waidmannslust jagte der Pfalzgraf durch Busch und Dorn, das seltene Tier zu erlegen. Schon hatte sein Speiß es gestreift, da verschwand es plötzlich in einer Höhle. Und eine Frauengestalt trat plötzlich aus der Felsöffnung, ein Knäblein an ihrer Hand führend: schutzsuchend schmiegte die Hindin sich ihr zu Füßen. Sie erblickt den Jäger und wirft tieferglühend des Blondhaares reichen Mantel über das dürftige Schultergewand. Aber ein Zittern überfällt sie; unbeweglich starren ihre großen, müden Augen den Jäger an. Ein Schrei entfährt ihrem Munde, halb Jauchzen, halb Gestöhn, und dem Pfalzgrafen stürzt sie zu Füßen. Und den Lippen, die mondelang nur in heißem Gebet gestammelt und dem verlassenen Kinde süße Schmeichellaute zugelallt, entfließt Beteuerung und Anklage verfolgter Unschuld. Wie Feuer strömen ihre Worte in des Pfalzgrafen Seele, wie Feuer, das erhellt, läutert und erglöh.

An seine Brust zieht er sein wiedergefundenes Weib, küßt ihr Thräne um Thräne von den Wangen, sinkt dann selber zu ihren Füßen nieder und erlebt ihre Verzeihung. Den Knaben drückt er an sein Herz und giebt dem verkannten teuren Kinde tausend Schmeichelnamen.

Ins Hifthorn stößt er dann. Das Gefolge naht; auch Golo. Ihn reißt der Pfalzgraf aus dem Kreis der bestürzten Knappen vor Genoveva.

»Kennst Du diese?«


Wie von Keulenschlägen getroffen brach der Elende zusammen und umklammerte geständig des Gebieters Kniee, der ihn verächtlich von sich stieß. Er beichtete seinen Frevel und wimmerte um Gnade. Siegfried aber schüttelte finster das Haupt, ließ ihn fesseln und abführen. Schmähhlicher Tod ward, trotz der frommen Pfalzgräfin Fürbitte, Golos Lohn.

* * *

Neues Glück spannte seinen lichten Himmel über den Pfalzgrafen Siegfried und sein engelgleiches Weib. Mit doppelter Zärtlichkeit verschwendete der Pfalzgraf seine Liebe an den teuren Ehegemahl und seinen blühenden Knaben. Zum Dank gegen den Himmel ließ er im Forst, wo der Hindin Spur ihn in die Höhle geführt, eine Kirche bauen. Oft wallte die fromme Pfalzgräfin zu jenem Gotteshause und pries die Güte des Himmels, der ihr Freude aus Thränen erblühen ließ.

Eines Tages hat man unter tiefer Trauer ihre Hülle hinausgetragen und in jener Kirche beigesetzt. Noch heute steht die alte Frauenkirche zu Laach in der Mayenfelder Au, noch zeigt man dem Wanderer das Grabmal, noch den Turm, worin sie schmachtete, noch die Felshöhle, worin sie litt, und niemand ist im Rheinlande, der sie nicht kennt, des Pfalzgrafen Siegfried tugendreiches Gemahl, die heilige Genoveva.



 Westlich von dem alten Städtchen Andernach liegt in einem abgelegenen Eifelthal der Laacher See. Eine düstere Sage knüpft sich an jene Stätte. Vor vielen, vielen Jahren stand in des Sees Mitte auf Felseneiland ein stolzes Schloß. Von ihm und seinen Bewohnern wurde gar vieles und arges erzählt in den rheinischen Landen: ein Raubritter war der Schloßherr; rauh wie der Fels, darauf seine Burg stand, war sein Gemüt; finster wie des Wassers Grund, das seine Veste umspülte, seine Seele. Eine herrenlose schreckliche Zeit herrschte damals: mit Scheu und Schrecken zogen die friedlichen Kauffahrer am Rhein ihre Straße, mit Scheu und Schrecken nannten sie der Räuber gefürchtete Namen, zumal des Einen, der sein Schloß auf den unüberwindlichen Felsen gebaut im Laacher See.

Oft hallte des Schlosses Prunksaal wider von dem rohen Jubel trunkener Zechgenossen, dem schamlosen Lachen feiler Buhlerinnen, indes drunten im schauerlichen Verließ elende Gefangene gegen den schwertführenden Wegelagerer Klagen und Verwünschungen ausstießen.

Da hat sich eines Tages Gottes Hand dem Bösewicht gezeigt, zuerst mahnend, dann strafend. An des Sees Ufer hat in weltferner Waldeinsamkeit ein Klausner gelebt. Dem frommen Gottesmann war das gottlose Leben des Ritters, der drüben auf dem Felseneiland hauste, wohlbekannt, und inbrünstig betete der Greis, der Himmel möge einen Strahl der Gnade werfen in jenes Sünders verstocktes Herz. Oft auch hat der Greis den Ritter angefleht, wenn er heimkehrte von seiner Raubfahrt von der Landstraße am Rheine, Beute und wohl auch gefesselte Kaufherren mit sich schleppend. Aber nur roher Spott ist des grauen Mannes Lohn gewesen, und unter der Reisigen wüstem Lachen zog sich der Einsiedler trauernd in seine Hütte im Waldgrund zurück.

Und eines Abends hat wiederum des Schlosses Prunksaal von dem rohen Jubel trunkener Zechgenossen, dem schamlosen Lachen feiler Buhlerinnen widergehallt. Da haben sich auf einmal die Thürflügel geöffnet und ein hagerer Greis ist auf der Schwelle gestanden, den hat der Ritter wohl wiedererkannt: der Klausner ist's gewesen vom Waldgrund drüben.

»Gott hat mich zu Euch gesandt, Ritter. Im Traumbild sah ich, was Furchtbares er Euch angedroht und lenkte mit welcher Hand mühsam den Kahn durch den brausenden See, um mein Menetekel zuzurufen Euch und den wüsten Zechern dort.«

Drohendes Stimmengewirr folgte den Worten des Greises und mit finsterem Blick maß der Schloßherr den kühnen Sprecher. Der aber trat furchtlos vor und hob mahnend die dürre Rechte. Da riß sich der Ritter von dem schönen Weibe los, das sich kosend an ihn schmiegte und stieß mit wildem Fluch das Schwert in des Greises Brust. Auf den Sterbenden stürzten sich diensteifrig die Knechte und schleppten ihn hinaus.


Und ein eisiges Schweigen legte sich auf die Versammlung. Mit bleichem Antlitz lehnte im Pfuhl des Mörders Lieb, er aber starrte großoffenen Auges auf die Lache am Boden, dieweil sich die Gäste hinterm Humpen entsetzten. Da tönte ein donnerndes Getöse in die Totenstille, wie brausender Wogenprall und brüllender Donnerschlag, und von der Blitze zuckenden Strahlen erblaßten die Lichter im Saale. Dann hallte ein Wehruf, vielstimmig und weitgellend, durch die verfinsterte Nacht: er erstarb im Kampfgebrüll der entfesselten Elemente.

Als am andern Morgen das Frühlicht seine rotgoldigen Streifen am Himmel zog, war das Felseneiland im See verschwunden. Mit ihm die stolze Ritterburg. Ein wilder Strudel bezeichnet noch heute die Stelle, wo sie gestanden. In manchen Nächten sollen die Geister jener Unseligen dort am See herumgehen, klagende Laute sollen aus dem Grunde herauftönen, und der nächtliche Wanderer, dessen verspäteter Fuß die Stätte berührt, meidet scheu die Nähe des geisterhaften Sees.



Eifel


Der Pfeil zu Prüm

 Das alte Städtchen Prüm in der Eifel, wo vor tausend Jahren Lothar, des frommen Ludwig ungeratener Sohn, seine Sünden bereute, hat in der Pfarrkirche zwei uralte Gemälde. Auf dem einen schießt ein Ritter, auf einem Felsblock stehend, einen Pfeil ab, indes sein Gemahl und Gefolge andachtsvoll gegen Himmel schauen; auf dem andern erblickt man einen Priester am Altar, dem von Engeln ein Pfeil zugetragen wird. Wer ist der Ritter? Wer der Gottesmann? Der Ritter ist Nithard, der edle Herr von Guise, der gegen Ende des neunten Jahrhunderts im nördlichen Frankreich lebte. Seinem tugendhaften Weib Erkanfrida waren keine Kinder beschert, und der Ritter faßte den Entschluß, seine Güter zu frommen Zwecken zu verwenden. Einem Kloster wollte er sie schenken, auf daß man all dort nach seinem Heimgang seiner und seiner Gemahlin am Altare gedenke. Schwer ward's ihm, unter den vielen Klöstern das würdigste zu wählen. Auf eines frommen Priesters Rat beschloß er, die Entscheidung dem Herrn zu überlassen; er befestigte eine Stiftungsurkunde an einen Pfeil, bestimmte seine Besitzungen dem Kloster, wohin der Pfeil falle, und ging dann, begleitet von seinem Weib und einem großen Gefolge, zu einem Fels in der Nähe der Burg. Nach einem inbrünstigen Gebet schoß er den Pfeil ab und dieser, so vertraut uns die fromme Sage, flog, von Engelhand getragen, mehrere Tagereisen weit gen Prüm hin.

Dort stand eben Ansbald, des Klosters heiliger Abt, am Altare, als der Pfeil zu seinen Füßen niederschwirrte. Er las mit Staunen und Dank die Urkunde und verkündete sie dann frohbewegt der versammelten Gemeinde. Ritter Nithard überwies dem Kloster die Schenkung, und in der Folgezeit strömten viele nach Prüm, den Pfeil zu schauen, den Engelshände dorthin getragen. Die Stürme späterer Jahrhunderte sind über das Kloster hinweggegangen, aber die Bilder in der ehemaligen Abteikirche sorgen dafür, daß die Sage nicht vergessen werde.



Das Weinfelder Maar

 Ihr alle, die ihr die Eifel durchwandert habt, kennt die drei düsterschönen Maare, die südlich vom Städtchen Daun in der Eifel liegen. Das mittlere davon ist das Weinfelder Maar. Totenstille liegt über dem Wasser, Totenstille in dem uralten Kirchlein am Ufer des Sees und auf dem Kirchhof, der es umgiebt. Einst herrschte ritterliches Leben, wo heute die trauernden Wasser gehen. Ein reicher Graf hatte dort sein Schloß. Sein ehelich Gemahl war eine schöne, stolze Frau, aber ihr Herz war kalt und voll Verachtung gegen die Niedrigen. Sie ließ die Diener peitschen und schmähte die Armen, die dem Schloßherrn sich nahten, also daß jeder, der sich dorthin verirrt, mit hungrigem Magen und grollendem Herzen von dannen ging. Der Graf betete sein schönes, stolzes Weib an und wagte nicht, sie zu erzürnen. Sie aber blieb jahraus jahrein die gestrenge, schnöde Herrin.

Eines Tages – Winter war es und Christnacht stand vor der Thür – stand sie am Fenster und schaute den Flocken zu, die draußen tanzten. Da gewahrte sie, wie unten ein Bettler vor dem Thore stand und des Vogtes Weib dem krüppelhaften Alten einen Laib Brot verstohlen reichte. Da eilte die Schloßfrau hinab, entriß dem alten Mann das Brot, trat es wütend mit Füßen und schalt mit heftigen Worten das zitternde Weib, daß sie arbeitsscheues Gesindel gegen ihren Willen ans Schloß heranziehe. Da hob der graue Bettler die Hand empor, sah die Zürnende stumm, mit großen Augen an und ging davon.

Derweil war der Graf hinausgeritten zur Jagd. Unterwegs gewahrte er, daß ihm seine Handschuhe fehlten. Er sandte den Diener, der ihn begleitete, zurück, sie zu holen. Nicht lange währ't's, da kommt dieser schreckensbleich wieder und berichtet, das Schloß sei verschwunden; dort aber, wo es gestanden, breitete sich ein dunkler See aus.

Ungläubig hört ihn der Graf an.


»Es ist ebenso wenig denkbar, wie wenn der Falchert, den ich reite, hier aus dem Boden eine Quelle scharrte!« spricht er kopfschüttelnd. In demselben Augenblick scharrt des Rosses erzbeschlagener Huf auf dem Sande und ein Born sprudelt hervor (noch heute der Falchertsborn geheiß). Da ist der Graf in rasendem Galopp zurückgeritten und an einem schauerlichen See hält der keuchende Renner. Bleich und stumm starrt er hin auf das dunkle Gewässer. Da sieht er eine Wiege dem Ufer zuschaukeln. Zitternd drückt er sein Kind, das wunderbar gerettete, an die Brust und flieht hinweg. Hat nimmer das Maar geschaut seit jener Stunde.



St. Goar

Die Loreley

I.

 Oberhalb Koblenz wo der Strom seine grünen Fluten zwischen rebenbekränzten Hügeln wälzt, erhebt ein steiler Felsen sein sagenumwobenes Haupt: der Loreley-Felsen. Mit scheuer Ehrfurcht schaut der Schiffer zu des Steinriesen Gipfel hinauf, wenn seine Barke in dämmernder Stunde über die Wasser gleitet. Gleich geschwätzigen Kindern flüstern die nimmermüden, kleinen Wellen und raunen sich wundersame Mären zu, die weil um sein graues Haupt die Sage rauscht, im Rosenkleid und dem Sternenkranz im Haar, und seltsames lispelt von der schönen, falschen Nympe, die einst dort oben gesessen ist auf dem Gipfel des Berges und süße Sirenengesänge gesungen hat, bis ein trauriges Abenteuer sie für immer vertrieb.

Lang, lang ist's her! Ob's wahr ist, wer kündet es? ...

Dazumal, wenn die Nacht im dunklen Gewande von den Rebenhügeln herniederstieg und ihr stiller Gefährte, der bleiche Mond, seine silberne Brücke über die grüngoldigen Fluten spannte, dann erklang von dem Fels ein wunderbarer Frauensang, und ein Weib von göttlicher Schöne zeigte sich auf seinem Gipfel. Gleich einem Königsmantel wallte ihr goldenes Gelock über die üppigen Schultern, in weichen Linien auf das schneeige Prachtgewand niederwallend, das ihren stolzen Leib in eine Lichtwolke einzuhüllen schien.

Weh dem Schiffer, der zu jener Stundenwende – wo tagesmüde Augen sich schließen und lebensfrohe Herzen sich öffnen – den Felsen passierte! Wie einst der irrende Griechenheld, ward er durch den himmlischen Gesang gebannt. Er erfüllte ihn mit einem süßen Seinvergessen und ließ sein Auge, verblendet wie seine Seele, Strudel und Klippe nicht beachten. Doch jene holde Frauenblume, deren Reize ihn an sich fesselten, blühte auf einem Grabe: während er sinnberaubt ihr zusteuerte, sich schon träumend in ihrem Besitz, umleckten die eifersüchtigen Wogen sein Fahrzeug und schleuderten es im letzten Momente verräterisch gegen den Fels, der es, ähnlich wie die Magnetberge des Nordens, erbarmungslos an seiner harten Brust zerbrach.

Den Todesschrei des Opfers bedeckte das grollende Murmeln des Rheines. Niemals sah man den Armen wieder.

Die Jungfrau aber, die noch niemand in der Nähe gesehen, fuhr fort allabends zu singen, weich und verlockend, bis die Nacht verschied unter dem Kuß der Morgenröte und das strahlende Tagesgestirn die grauen Morgennebel aus den Thälern vertrieb.

II.

Ronald war ein stolzer Jüngling und der kühnste Krieger am Hofe seines Vaters, des Pfalzgrafen am Rhein. Er hörte von dem götterhaften Wesen. Sein Herz glühte vor Begierde, sie zu sehen. Noch ehe er die Jungfrau geschaut, verehrte er sie.

Er schied vom Hofe, scheinbar zur Jagd. In Wirklichkeit führte ihn ein alter, erfahrener Schiffer dem Felsen zu. Dämmerung schwebte auf grauen Flügeln durch das Rheinthal, als das Boot sich dem Bergriesen näherte. Tief stand die scheidende Sonne hinter den Bergen. Trauernd hüllte die Nacht ihre Häupter in ernstes Dunkel. Da flammt es zuckend auf am tiefblauen Firmament: der Abendstern. Hat ihn der Schutzgeist des träumenden Jünglings dort soeben mit mahnender Hand an die Kuppel des Himmelsdomes gesetzt, den Verblendeten zu warnen?

Er schaut hinauf, für eine Weile entrückt.

Ein leiser Ruf des Alten an seiner Seite.

»Die Loreley!« raunt er scheu, »seht Ihr sie, die Zauberin?«

Jener antwortet nicht. Schon sah er sie. Auch ihm entfuhr ein leiser Schrei. Großoffenen Auges starrt er nach der Höhe. Dort stand sie, die Loreley! Ja, das war sie, die Jungfrau! Ein strahlendes Götterbild in einem dunklen Rahmen! Eine duftumhauchte Wunderblume auf einer Ruine sprossend! Das war ihr goldgelocktes Haar, das war ihr weißwallendes Lichtgewand!

Am Saum des Gipfels sitzt sie und ordnet ihr lichtgoldenes Gelock. Strahlenschein umgiebt das edle Haupt, seine Reize trotz Nacht und Ferne enthüllend: aus feuchten, großen Augen träumt süßheimliche Begier, auf zwei Blütenwangen ruht der Zauber der Gewährung und zwei Purpurlippen öffnen sich wie zum Singen oder Sagen. Nun durchzittert Gesang die Stille, weich und klagend, süßlockend wie schmelzender Nachtigallenlaut in schweigsamer Sommernacht.

Schweigen nun!

In freudesüßer Ruh sitzt sie da und schaut traumverloren in die dämmerblaue Ferne. Dann blickt sie hinab auf den Strom und ein blitzendes Augenpaar senkt sich tief in den starren Blick des Jünglings, ein Sonnenpaar, dessen Glutpfeile sich hineinsenken in auflohende Tiefen.

Leis erschauert der Jüngling. Noch immer haftet sein Blick auf den Zügen des dämonischen Weibes und liest dort trunken das süße Märchen der Liebe ... Fels, Strom, verschmelzen in Eins mit dem nächtigen Himmel, sein Auge schaut nur sie, dort auf dem Felsrand; nur den Schnee des üppigen Busens, die Saphire der strahlenden Augen. Zu langsam kriecht die Barke durch die Flut. Ihn hält's nicht mehr in dem Fahrzeug. Er glaubt ihre Stimme zu vernehmen, unsagbar weich und lockend. Er stürzt hinaus, das Ufer winkt: »Lore!«

Ein Todesschrei gellt und bedeckt den Ruf der Liebe. Klagend trug ihn das Echo zu den Felsen.

Die Wellen seufzten und leckten schmeichelnd den Unglücklichen. Der alte Schiffer stieß einen Wehruf aus und bekreuzte sich. In diesem Augenblick zerriß ein Blitz die Wolken und dumpfer Donner grollte hinter den Bergen. Leis raunten dort unten die Wellen und von der Höhe ertönte von neuem, diesmal trauernd und verhallend, der geisterhafte Gesang der Loreley.

III.

Der Pfalzgraf erfuhr bald die traurige Nachricht. Schmerz und Zorn erfüllten sein Vaterherz. Er befahl, die falsche Zauberin tot oder lebend einzuliefern. Am Nachmittag des folgenden Tages segelte ein schnelles, bemanntes Boot den Rhein hinunter. Vier Fergen hielten die Ruder,

wetterharte, gebräunte Gestalten. Finster unter buschigen Brauen blickt des Führers Auge nach dem Fels, der ernst und schweigend herübergrüßt. Trauer und Zorn reden aus den Zügen des breitschultrigen Mannes: er hatte sich die Erlaubnis erbeten, die teuflische Verführerin von der Spitze des Felsens hinab in den Strudel stürzen zu dürfen, wo ihrer ein sicherer Tod harrte, – denn ihre Zauberkünste möchten die Gefangene aus Fesseln und Kerker befreien – und der Pfalzgraf hatte den Racheplan gebilligt.

IV.

Die ersten Schatten der Dämmerung huschten schüchtern über die traumüde Erde. Den Fels umstanden bewaffnete Männer; mühsam erkletterte der Führer mit drei beherzten Kriegern die Höhe. Den Gipfel des Berges umhüllte eine lichtgoldene Wolke. Den Männern deuchte es die Abendröte. Magischer Schimmer war es, die Jungfrau umstrahlend, die eben auf der Felskante erschien. Träumend lagerte sie, mit goldenem Kamme ordnete sie die Wellen ihres Haares. Nun löste sie eine Perlenschnur vom Busen und wohlgefällig befestigt die schlanke, weiße Hand das Geschmeide im Stirngelock. Da erschaut sie die drohenden Männer. Eine Wolke des Unmutes huscht über ihre Züge.

»Was suchen die schwachen Söhne der Erde auf dieser Höhe?« Verächtlich bewegen sich die blühenden Lippen.

»Dich, Zauberin!« schrie der Führer ergrimmt und mit höhnischem Lachen fügte er hinzu: »Dich! Um Dich hineinstürzen zu sehen in diesen Fluß!«

Ein klingendes Lachen hallte auf dem Berge wider.

»Oh, der Rhein wird selber kommen, mich zu holen!« rief die Jungfrau. Weit über den Abgrund, der unten gähnt, beugt sich ihr üppiger Leib. Die Hand reißt das Stirnband herunter und schleudert es triumphierend in die Flut, den Lippen entströmt siegend ihr Sang:

»Vater, geschwind, geschwind!
Die weißen Rosse schick' Deinem Kind!
Es will reiten mit Wogen und Wind!«

Da erhob sich ein Sturm, der Rhein erhob sich, milchweißer Gicht bedeckte die Ufer und zwei schaumgekrönte Wogen, zwei schneeigen Rossen vergleichbar, stiegen aus der Tiefe bis zur Höhe des Felsens und trugen die Jungfrau hinab in den Strudel. Über sie weg brandete er schäumend.

V.

Schreckenerfüllt kehrten die Boten zum Pfalzgrafen zurück und berichteten die seltsame Mär.

Ronald ward viel beweint. An seinem Leichnam, den eine Woge mitleidvoll ans Ufer trug, hallten die Klagerufe ungezählter Menschen. Von diesem Tage an sah man die Loreley nie wieder.

Doch, wenn die Nacht im dunklen Gewande von den Nebenhügeln herniedersteigt und ihr stiller Gefährte, der bleiche Mond, seine silberne Brücke über die grüngoldigen Fluten spannt, dann

erklingt von dem Fels ein wunderbarer Frauensang, weich und klagend, süßlockend wie
schmelzender Nachtigallenlaut in schweigsamer Sommernacht ...

Sie schied, die Loreley. Ihr Zauber blieb.

Du schaust ihn, o Wanderer, in blitzenden Rheinlandsmädchenaugen, er schläft auf üppigen
Rheinlandsmädchenwangen, er träumt auf schwellenden Rheinlandsrosenlippen.

Du wirst ihn spüren dort am Rhein, freudesüß und glückesschwer ...

Wappne dein Herz, stähle deinen Willen, blende deine Augen!

Wie sprach doch weise und warnend der rheinische Poet?


»Mein Sohn, mein Sohn! Zieh nicht an den Rhein ...«

Sie schied, die Loreley; ihr Zauber blieb.

◆◆◆◆◆

Rhense

Kaiser Wenzel

 In dem Koblenzer Gau, nicht weit von dem Ufer des Rheines steht auf blumigem Wiesengrund der historische Königsstuhl. Hier, wo die Gebiete der drei großen geistlichen Herren von Köln, Mainz und Trier zusammenstießen auf dem Rhenser Grund, versammelten sich die fürstlichen Sieben, den neuen Herrscher zu küren, der des heiligen römischen Reiches Geschicke zu lenken hatte. Hier ging als Erster der vierte Karl aus freier Fürstenwahl hervor, der Vater Böhmens und Stiefvater Deutschlands; hier wählten die Sieben auch des Luxemburgers Sohn Wenzeslaus zum deutschen Kaiser. Sehr hatte sich der Kaiser schon zu Lebzeiten um die Wahl seines Erstgeborenen bemüht und war höchstselber mit ihm zum Rhein gepilgert nach Rhense, allwo im berühmten Königsstuhl, der Kanzler des Reiches, der Erzbischof von Mainz oft gewichtige Konferenzen pflog mit seiner Liebden, dem Trierer und Kölner und dem Pfalzgrafen als dritter!

Dazumal hat sich Wenzeslaus von Böhmen eine große Begeisterung für den Rhein und seinen Wein angetrunken und als er später wirklich, weniger durch eigenes Verdienst, als durch des Vaters Bemühen und der Kurfürsten Gnade deutscher Kaiser wurde, dieweil sein Bruder Siegmund die sandige Mark Brandenburg erbte, da hat er dem Rheinwein mehr Ehre angethan als irgend ein Zecher. Er fand, daß das Gold der Traube mehr Reiz berge, denn das Gold der Krone, und weil ein guter Trunk nirgendwo echter und rechter kredenzt wird als an der Quelle, suchte er gar häufig den wackern Pfalzgrafen des Rheines auf, der in dem gesegneten Rheingau hauste und mehr Gebinde in seinen Felskellern zählte, als Heilige im Jahr.

Dem vieledlen Ruprecht von der Pfalz war jener Beweis kaiserlichen Vertrauens gar nicht unangenehm und er versäumte nicht, durch auserlesene Gastfreundschaft seinen kaiserlichen Zecher immer huldvoller für sich, zu stimmen. Der wackere Ruprecht hätte sein Pfalzgrafenkrönlein gar nicht ungern mit der Kaiserkrone vertauscht, und wenn mitunter sein gekrönter Gast in weinfroher Laune gestand, wie lästig der Kaiserprunk für seinen Träger, dann pflichtete dem der Pfalzgraf aus tiefster Seele bei. Versäumte auch nicht, seinem gestrengen Herrn zu beichten, wie die weisen Kurfürsten von des Kaisers nachlässiger Reichsverwaltung wenig erbaut und mit seinem Rücktritt höchlich zufrieden seien. Solches hörte Kaiser Wenzel hinterm vollen Humpen mit eiserner Ruhe an und trank derweil eins nach dem andern.

Einst saß der Kaiser wiederum mit seinen Zechgenossen beim Rhenser Königsstuhl und männiglich war froher Laune, denn der Pfalzgraf kredenzte in mächtigen Pokalen feurigen Aßmannshäuser. Mit großem Behagen kostete Wenzel das edle Getränk und die übrigen Zecher wußten nicht Worte genug, das köstliche Naß zu loben.

Und während die Becher kreisten und lustige Weisen die Königshalle erfüllten, erhob sich plötzlich der Kaiser und sprach in übermütiger Weinlaune zu dem Pfalzgrafen:

»Nicht unbequem wäre Euch die Krone, die man mir aufs Haupt setzte. Wohl, ich biete sie Euch an, wofern Ihr mir und den Andern hier einen Wein kredenzt, der noch besser mundet als dieser

Aßmannshäuser.«

Da blinzelte der Pfalzgraf gar lustig mit den Augen, winkte darauf seinem Pagen und nach einer Weile schleppten die Knechte ein bestaubtes Faß herein, aus dem allsogleich die Becher gefüllt wurden. Und der Pfalzgraf erhob sich und reichte den ersten Pokal dem Kaiser.

»Das ist mein Bacharacher, ihr edlen Herren! Kostet ihn; ich höre ohne Scheu Euer Urteil.«

Und man hörte ein behagliches Schlürfen und sah viel hochbefriedigte Gesichter. Ungeteiltes Lob ward dem feurigen Bacharacher, und Kaiser Wenzel erhob sich und gab ihm laut den Vorzug vor dem Aßmannshäuser. Nicht genug konnte er loben und erproben den köstlichen Rebensaft.


»Der Wein ist mehr als Kronen wert!« sprach er nach jedem vollen Zuge.

Hat auch Wort gehalten. Herr Ruprecht von der Pfalz erhielt die Königskrone und vermachte dem Kaiser Wenzel zum Danke sechs Fuder Bacharacher Weines.

→→→←←←

Moselthal

Der Bernkastler Doktorwein

 Doktorwein, oder noch kürzer, Doktor, heißt der Bernkastler, und diesen gespaßigen Namen hat er schon mehr als ein halb tausend Jahre. Damals – es war um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts – lag auf seiner Burg zu Bernkastel der Bischof Bohemund an einem hitzigen Fieber schwer krank darnieder. Manche bittere Pille, manch herbes Tränklein mußte der würdige Herr herunterschlucken und doch half alles Quacksalbern nichts. Dem wackern Kirchenfürsten ward's gar bänglich zu Mute, denn trotz seines erbaulichen Wandels behagte ihm vor der Hand sein Erzbistum im schönen Mosellande weit besser als ein Plätzlein im Himmel. Er ließ deshalb in seinem ganzen Sprengel verkünden, wer ihn von seinem üblen Fieber kuriere, sei er Laie oder gelahrter Medicus, dem sei seine höchste bischöfliche Gnade und ein reichliches Geschenk der Anteil.

Nun lebte damals im Trierer Lande ein alter Degen. (Des Edlen Name ist nie bekannt geworden.) Den erbarmte des geistlichen Herrn arge Not. Er war ihm zwiefach ergeben, weil ihn einmal, vor Jahren war's, Herr Bohemund, sein Kampfherr, in einem Reitergefecht zu Sponheim mitten aus den Feinden herausgeschlagen hatte. Daß es dem vielerleiden Gottesmanne zur Stunde so elendiglich ergehe, betrübte den ergrauten Kämpen sehr. erinnerte sich auch, daß der hitzige Gesell, das Fieber, auch wohl ihn selber einmal gepackt und derb geschüttelt hatte in rauher Herbstnacht. Dazumal wollten sie auch an ihm mit Tränklein und Pillen salbadern, er aber hatte sie alle wegbefördert, hatte sich durch seinen Knappen einen mächtigen Humpen reichen lassen, darinnen perlte ein Feuerwein: der Bernkastler. Einen tapfern Trunk hat er gethan – bei einem fieberdurstigen Rittersmann will das etwas sagen – und als er zwölf Stunden später aus tiefem Schlaf erwachte, war der hitzige Gesell verschwunden.

Weshalb sollte diese Bernkastler Kur nicht auch bei dem würdigen Kirchenfürsten gut anschlagen? Nach kurzem Bedenken brach der Alte von seiner Burg im Soonwald auf und suchte den kranken Oberhirten auf. Ein Fäßlein hatte er bei sich, sonst niemand.

Herr Bohemund soll ein bedenklich erstauntes Gesicht gemacht haben auf seinem Schmerzenslager, als nun gar ein Heilkünstler in dem Krankengemach erschien, der die Medicinen und Mixturen, ein ganzes Fäßlein, auf der Schulter trug. Als aber die dienenden Geister auf des Ankömmlings Wink hinausglitten und jener dem hochwürdigen Herrn berichtete, was er berichten wollte; als er dann mit kundiger Hand das Spundloch einschlug, und dem Kranken von dem duftenden, perlenden Trank ein großes Medicinglas voll kredenzte: da hat der fromme Herr den feurigen Heiltrank genommen und das Glas in einem Zug geleert. Hat ihm noch eine zweite Dosis folgen lassen von gleicher Stärke und ein wohlthuender Schlaf ist über ihn gekommen.


Am andern Morgen haben die Trierer mit großer Befriedigung vernommen, daß den Erzbischof das leidige Fieber verlassen, Herr Bohemund aber hat zur selben Zeit dankbar bewegten Herzens einen gewaltigen Frühschoppen getrunken und dabei ausgerufen mit dem Brustton der Überzeugung:

*Der Wein, der Wein macht' mich gesund!
Der ist der beste Doktor!*

Und wenn damals schon die Melodie zu dem Studentenvers existiert hätte, (so berichten kundige Thebaner), dann hätte Herr Bohemund ihn gesungen.



Das Miseräbelchen

 Wie St. Peter, der himmlische Pförtner, einstmals ins Ahrthal gekommen und zu Walporzheim den Himmelsschlüssel vergessen hat, das ist männiglich am Rheinstrom bekannt. Die frommen Zecher an der Mosel aber wissen noch eine zweite weinfrohe Historie von dem heiligen Jünger zu berichten, der zur Strafe dafür, daß ihn eine Magd im Hof des Kaiphas schwach gesehen, seit Hans Sachsens Tagen durch die schalkhafte Legende wandert.

So plaudert denn das Märlein, daß unser Herr einmal, von dem kalten Glauben der Juden wenig erbaut, ins Moselland gekommen sei, um dort den heidnischen Mosellanern das Wort Gottes zu verkünden. Dem Herrn und seinen Jüngern behagte das gerade, derbbiedere Völklein an dem krummen Moselfluß gar sehr; nur deuchten ihnen der Berge und Hügel allzuviele, weil sie das Wandern in der Sommerhitze höchst mühsam machten.

Ließen sich auch bald allesamt in einem schattigen Gehölz nieder und der Heiland winkte mit mildem Lächeln St. Peter zu sich: »Lauf hinüber, Petrus, ins Dorf und hole einen Schoppen Wein. Er wird uns wohl bekommen.«

St. Peter ließ sich das nicht zweimal sagen, blinzelte verständnisvoll mit den Augen, eilte spornstreichs, trotz Sonnenbrand und mühsamer Straße, ins Dorf hinein. Herrlich duftete das edle Naß, so ihm in einem hölzernen Becher gereicht wurde. War's Sünde, daß ihn der verschmachtende Jünger in einem Zuge leerte? Gewiß nicht: er hätt's nimmer ausgehalten vor Trockenheit in der Kehle. Hat auch sofort den Humpen zum andernmal bis hoch zum Rande füllen lassen, des Meisters und der übrigen Getreuen gedenkend, und ist dann befriedigt zurückgekehrt.

Heiß brütete die Sonne auf dem Bergeshang; dabei ist das Gehen auf bergiger Straße höchlich unbequem, zumal einer einen übervollen Becher in den müden Händen hält. Nicht zu verhindern war's, daß einige Tropfen des goldigen Getränkes den Boden netzten. Den Jünger dauerte die gute Gabe Gottes und pflichtschuldigst nippte er an dem vollen Rande, das Überfließen zu verhindern. Leider hatte er zu tief genippt und gar zu breit war des Humpens Rand geworden. Was solls? Weitbauchig und hoch waren die hölzernen Becher der Mosellaner: mit einem raschen Schnitt hatte St. Peter den hohlen Rand beseitigt. Konnte aber nicht verhindern daß im Weitergehen abermals etliche Tropfen den Boden netzten. St. Peter fand mit vollem Recht, daß der edle Wein dem Felsgestein keinen Nutzen bringe und that abermals einen tapfern Schluck. Daß er zu viel genippt, sah er bald ein, doch er half sich wie das erste Mal. Leider ward mit jedem Trunk und Schnitt, das Hümpchen kleiner, Schritt für Schritt.

Etwas beklommen ist St. Peter bei dem Meister angelangt. Stumm fragend sah der Herr den Jünger an. Der schaute einen Augenblick hilflos um, hub dann aber keck und zuversichtlich an:

»Herr, miserabel dünkt dir das Schöppchen, so ich dir bringe. Ich ward mir's noch mehr bewußt, wie elend das Naß hier zu Lande. Doch mich bedäuchte, Du, der Du die Fünftausend speitest mit fünf Broten und einigen Fischlein, werdest auch uns, wenn Du willst, den Durst stillen mit diesem miserablen Schöppchen.«

Mildlächelnd hob den Finger der langmütige Meister, »Erquicken will ich Euch gerne trotz des Miseräbelchens, das du uns gebracht hast. Jedem nach Herzenslust, dir jedoch dein Miseräbelchen, weil du deinen Anteil bereits hast.«


* * *

Klein waren die Schöppchen im Moselland seit der Zeit und Miseräbelchen heißen sie noch bis zur Stunde.



Schwalbach im Taunus

Adolfseck

 Nicht weit von dem lieblichen Schwalbach, das jährlich Zahlreichen Kraft und Genesung zurückbringt, liegen auf steilem Fels die spärlichen Trümmer einer Ritterburg. Adolfseck hat sie geheißt und bereits sechshundert Jahre sind vergangen, seit Kaiser Adolf von Nassau sie bewohnte. Das weltferne Schloß, in wunderherrlicher Waldeinsamkeit gelegen, barg des Kaisers Liebstes: oft sah man ihn auf verschwiegenen Waldwegen der Veste zureiten; auf dem Söller aber stand ein schönes Weib und begrüßte den Kommenden mit seliger Freude, und das weiße Hündchen an ihrer Seite bellte froherregt und sprang dem stolzen Reiter wedelnd entgegen.

Auf seltsame Weise hatten sich der Kaiser und die schöne Frau gefunden. Seine Pflegerin war sie zuerst gewesen, als er in heißem Kampf getroffen, in dem Kloster am Rheine lag. Damals hatte der Nonnenschleier ihr Haupt bedeckt – dann aber, wie sie den stolzen, ritterlichen Mann pflegte, war in der barmherzigen Schwester das Weib erwacht, und die bewundernden Blicke des Genesenden hatten in ihrer Seele ein Feuer entfacht, dessen Glut sie nicht mehr zu dämpfen vermochte. Wohl rang ihr keusches Frauenherz mit den Geistern, die der schöne Mann in ihr heraufbeschworen und mit heißen Thränen und Gebeten tilgte sie die Bilder in ihrer Seele. Vergebens war ihr Ringen gewesen; als der heimlich geliebte Ritter um ihre Liebe warb, da wurde sie schwach. Unter dem Schutz der Nacht entführte Adolf das geliebte Weib den Klostermauern. In der entlegenen Veste Adolfseck barg er seine Liebe.

* *
* *

Fluchwürdig war jene That, und des Kaisers süßes, sündiges Lieb wußte, daß des Himmels Strafe sie und den Andern treffen werde. Schneller noch als sie befürchtet, nahte das Verhängnis. Die schmachvolle Entführung konnte kein Geheimnis bleiben. Der Erzbischof von Mainz, der sittenstrenge Gerhard von Eppstein erfuhr davon und voll heiligen Zornes schleuderte er den Bannfluch auf seinen vermessenen Neffen. Und als jener stumm blieb in seiner Leidenschaft für das angebetete Weib, da berief der erzürnte Kirchenfürst die Kurfürsten nach Mainz und verlangte in gerechter Entrüstung die Absetzung des kaiserlichen Frevlers. Die Kurfürsten thaten nach dem Geheiß des Kanzlers und Primas und wählten den bei Adolfs Wahl übergangenen Sohn Rudolfs von Habsburg, den ritterlichen Albrecht.

Adolf aber war nicht gewillt, sich freiwillig seiner Rechte zu begeben und sammelte seine Kräfte zum Kampf wider den Gegenkaiser. Spärlich war die Zahl seiner Getreuen; außer dem Pfalzgrafen bei Rhein und einigen treuergebenen Rheinstädten hielt niemand zu dem Gebannten. Im Gebiet des Pfalzgrafen sollte es zur Entscheidung kommen zwischen den gekrönten Gegnern. Zum letztenmal war Adolf am Tage vorher hinaufgeritten nach Adolfseck, hatte die weinende Geliebte getröstet und Abschied von ihr genommen.

In der Frühe des kommenden Tages wollte *er* selber die Schlacht herbeiführen, bis zum Abend komme er zurück als Sieger oder Entthronter. Ist dann schweren Herzens hinausgeritten in die Julinacht. Die aber, so auf der Burg zurückgeblieben, hat in der Nacht kein Auge geschlossen und

nur verstört hinaufgestarrt zum nächtlichen Himmel. Sie vermochte nicht zu weinen noch zu beten, ihr war es aber, als komme er nah und näher, der graue Schatten Fluch, der sich mit grinsender Fratze an jede unselige That heftet, früh oder spät. Mit kralligen Fingern schien er das schöne, sündige Weib erfassen zu wollen, das den Nonnenschleier abgestreift und das Kleid der Buhlerin über die nackten Schultern geworfen, sich selbst zur Schande, dem andern zum Verderben.

Aufseufzend sah sie das Frühlicht kommen, aber noch schlimmer ward ihr der Tag denn die Nacht. Sie wußte, daß er nun draußen in heißer Schlacht um seine Krone stritt, daß er sein Leben für seine Krone in die Schranke schlug. Wie, wenn er Beides verlor? Mit Flammenschrift bohrte sich der Gedanke in ihr gequältes Herz und in qualvoller Bedrängnis verbrachte sie die Stunden.

* * *

Zu Göllheim in der Pfalz haben sie eine heiße Schlacht geschlagen: zwei Träger der deutschen Kaiserkrone – ein Schauspiel, wie es unsere Geschichte nur selten sah – rangen mit eigener Hand um den Besitz des Reiches. Mit wahrem Heldenmut kämpften die Getreuen des Nassauers für ihres Herrn Sache. Wie ein Löwe stritt er selber, allen voran. Aber das Schlachtenglück war gegen ihn. Immer lichter wurden Adolfs Scharen, immer siegreicher das Vordringen Albrechts. Da stürzt sich endlich der ritterliche Adolf verzweifelt in die Reihen der Feinde und durch die Gasse der scheu sich lichtenden Krieger gelangt er bis zu seinem Todfeind Albrecht: ein Zweikampf wie ihn grimmiger kein anderes Paar an jenem Tage ausgefochten! Die Verzweiflung giebt Adolf Riesenkraft, doch sie blendet sein Auge, und von Albrechts sicherer Hand getroffen, sinkt er sterbend neben der Linde zu Boden. Über den Gefallenen hinweg rast mit erneuerter Wut die Schlacht.

* * *

Als der Abend sich trauernd über die Wahlstatt senkte, ist ein junges Weib mit verstörten Zügen zwischen den Toten und Sterbenden umhergeirrt. Ein weißes Hündchen ist ihr gefolgt, das hat allorts herumgeschnuppert an erkaltenden und erstarrten Leibern. Dann hat das Tier ein klägliches Gewinsel ausgestoßen und auf des erschlagenen Kaisers Leichnam hat sich mit gellendem Aufschrei das unglückliche Weib geworfen.

* * *


Kaiser Adolfs Leiche hat man nach dem Kloster Rosenthal gebracht und dort bestattet. Erst später gewährte man dem unglücklichen Herrscher eine Stätte unter den Kaisergräbern zu Speier. Sein unseliges Lieb aber hat herber Harm schon nach wenigen Monden getötet. Mit heißer Reue hat sie ihre Schuld abgebußt und voll heiliger Buße schloß sie ihr verlorenes Leben.



Boppard

Kloster Marienberg

I.

 Auf seiner Burg zu Boppard lebte Graf Konrad Bayer, der Sproß eines hochedlen rheinischen Geschlechtes. Er war noch jung an Jahren, voll feurigen Lebensmutes, oft beherrscht von jugendlichem Ungestüm und gefährlicher Wildheit, doch nicht entartet. Leider hatte sich ein Kreis verderblicher Zech- und Jagdgenossen an den jugendlichen Ritter gekettet und mancher gute Kern, der hoffnungsvoll in seiner Seele schlummerte, ward durch jenen gefährlichen Umgang erstickt.

Das Fräulein einer benachbarten Burg hatte er einstmals kennen gelernt und die bezaubernde Anmut der Jungfrau hatte in dem Ritter den Entschluß gereift, um ihre Hand zu bitten. Ihre Väter waren eng befreundet gewesen und gern wurde der ritterliche Jüngling auf dem Schloß gesehen. Auch Maria, das Schloßfräulein, lernte ihn achten, und wenn wohl mitunter die kraftpulsende Männlichkeit des Ritters ihr zartes Mädchenherz ungern empfand, so faßte sie dennoch eine warme Neigung zu dem kühnen Jäger und ritterlichen Freier, und als er eines Tages um ihre Hand warb, da gab sie seiner Werbung Gewähr und nannte sich gern seine Verlobte. Für den nächsten Mond war die Hochzeit bestellt und in hoffnungsreichem Brautstande verbrachte die liebliche Maid die folgenden Wochen.

Minder fröhlich war der Seelenzustand ihres Bräutigams. Mit spöttelnden Reden hatten ihn seine wüsten Zech- und Jagdgenossen beglückwünscht. Sie alle fühlten es mißbehaglich, daß das tolle Junkerleben in der Burg des gastlichen Freundes ein Ende nehmen, zum mindesten eine Beschränkung erfahren sollte, und während die einen ihm schilderten, welch goldner Freiheit er sich leichtfertig für immer begeben, verstanden die anderen es, ihn mit Witz und Spott zu überzeugen, welch drückende Fesseln er sich in der Blüte seiner Jahre anzulegen gedenke. Anfangs hörte der Ritter sie lächelnd an. Das Bild der Verlobten verdrängte die trüben Bilder der beredten Sprecher; je mehr diese ihm aber zuredeten, um so schwankender ward er; der kraftstolze Jugendübermut regte sich stärker denn je in seiner Brust und verdrängte die edleren Regungen.

Eines Tages, als die junge Gräfin ihren Verlobten erwartete, kam er nicht. Statt seiner traf ein Schreiben ein, bei dessen Lesen sie weinend zusammenbrach. Es enthielt die Erklärung des Grafen Konrad Bayer, daß er sich noch nicht reif genug halte, das Ehejoch zu tragen und seines Wortes sich entbinde.

II.

Wochen waren vergangen.

Durch den Forst seiner Besetzung ritt Graf Konrad. In Gedanken versunken – trübgestimmt war er geworden trotz zwiefacher Lustigkeit der Gelage – hatte er nicht bemerkt, wie ein fremder

Ritter mit verhülltem Visir ihm in den Weg sprengte. Mit überraschtem Zuruf hielt er den andern an und frug ihn nach Name und Begehr.

»Mein Schild giebt dir Antwort,« entgegnete mit seltsamer Stimme der fremde Ritter. »Mariens Rächer bin ich, dich feigen Treubruchs zu zeihen und Gottes Urteil mich mit dir zu unterstellen. Schicke dich zum Kampfe an.«

Die stolze Herausforderung reizte des Ritters Zorn. Der Klang der verschleierte Stimme hatte sein Inneres mächtig bewegt, das Wappen des Schildes gehörte dem Geschlechte seiner ehemaligen Verlobten: ihr Bruder muß es sein, der im Morgenlande weilte, schloß er bei sich, und meiden mochte er den Zweikampf. Doch schon ritt der Gegner vor: ein kurzer Kampf ward's. Ungeübt war des Fremden schwacher Arm, ein gewaltiger Hieb Ritter Bayers bohrte sich durch seine Brünne und lautlos sank er zu Boden. Der Sieger eilte hinzu, den Helm zu lösen. Ein Ruf des Entsetzens entfuhr seinem Munde. In den Händen hielt er das Haupt Mariens, seiner verlassenen Braut, aus klaffender Todeswunde floß ihr Blut.

»Von deiner Hand suchte ich den Tod, seitdem deine Treue mir starb.« Sie hauchte es mit erlöschender Stimme. Über die Sterbende warf sich laut stöhnend der verzweifelte Ritter.


* * *

Erstorben war seit jenem Tage im Schloß zu Boppard der Jubel fröhlicher Gelage auf immer: still ward es im Forst, darin gar oft Fanfarenton und Rüdengebell erklungen. Auf jener Stelle im Forst hat man ein Kloster gebaut, Marienberg geheißten (noch heute trägt es den Namen), dem hat Ritter Konrad Bayer, der es gründete, alle seine Güter vermacht zur Sühne. Er selber aber ist nach dem heiligen Lande gezogen, wo der Kreuzfahrer fromme Scharen mit den Ungläubigen um den Besitz der heiligen Stätten stritten. Ohne Panzer hat er gefochten – man sagt, er habe stets das wildeste Kampfgewühl aufgesucht – und Wunder der Tapferkeit verrichtet im Kreuzfahrerheer. Da traf ihn, bei der Erstürmung von Ptolemais, ein feindlicher Lanzenstich und er starb ergeben, auf den Lippen den Namen seiner unglücklichen Verlobten.



Sternberg und Liebenstein. (Die Brüder.)

I.

 Im Mittelalter war das Schloß Sternberg oberhalb Boppard eine der schönsten Burgen an den Ufern des Rheines. Zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, bewohnte es ein alter Paladin Kaiser Konrads des Staufens, der aus der Wahl hervorgegangen auf der Ebene von Oppenheim bei Mainz. Zwei Söhne standen dem ergrauten Degen zur Seite. Längst schlummerte sein Weib unterm Stein. Seitdem klang selten fröhliches Lachen durch die hohen Gänge.

Eines Tages begrüßte ein lieblicher Gast das einsame Herrenschloß. Ein Stückchen Sonnenschein zog mit ihm in die dunklen Räume. Ein entfernter Vetter aus dem Geschlechte der Bröncher von Rüdesheim war gestorben und hinterließ sterbend sein einziges Kind, ein blühendes Mägdlein,

der Obhut seines Verwandten, des Herrn zu Liebenstein.

Die blondhaarige Angela – sie verdiente ihren Namen – ward bald der Liebling des Schlosses. Sie verehrte den Greis wie ihren Vater und lohnte die wohlwollende Freundschaft der beiden Jünglinge mit schwesterlicher Zuneigung. Was Jahrtausende vordem geschah und noch heute geschieht, traf auch hier ein: die Freundschaft der jugendlichen Ritter verwandelte sich bald in Liebe. Beide bewarben sich um die Gunst der Jungfrau.

Der greise Burgherr bemerkte es, und trübe Ahnungen legten sich um sein Vaterherz. Mit gleicher Liebe war er beiden Söhnen zugethan; dennoch befriedigte ihn das sanfte, von der Mutter ererbte Wesen des Erstgeborenen mehr als der feurige Geist Konrads, des jüngern. Schon vom ersten Augenblicke an, wo die junge Waise auf seinem Stammsitz erschien, hatte ihn der Wunsch beseelt, die liebliche Jungfrau seinem Lieblingssohne Heinrich zu vermählen, dem des Vaters Name und Stammburg zu eigen.

Heinrichs Liebe glühte im Stillen. Ihre Flammen lohten schweigend himmelan. Sein Bruder hingegen machte keinen Hehl aus der glutvollen Liebe, die er für Angela empfand, und bald gewährte der Greis mit Betrübniß, daß das schöne Mädchen die Neigung des Ritters erwidere. Auch dem Bruder blieb das Liebesglück der Beiden nicht verborgen und tiefbeklommen sargte er seine Liebe ein, ein scheues Kind, vielleicht deshalb zum Sterben verdammt, weil ihm die Sprache nicht frühzeitig gekommen.

Und Angela? Wohl entging ihr nicht die Schwermut, welche die Blicke des Ältern umflorte, Sie ward bewegt, als sie einst bemerkte, wie seine Stimme zitterte, da er ihren Namen sprach; aber der Sonnenglanz ihrer jungen Liebe blendete ihr Auge, daß sie die Wolken nicht schaute, welche des Ritters ernste Züge umschatteten.

Um jene Zeit kam Bernhard von Clairvaux aus Frankreich an den Rhein und predigte einen neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Tausende wurden entflammt durch die Flammenworte des heiligen Mönches. Auch auf der Veste Liebenstein ward sein Ruf vernommen. Heinrich nahm das Kreuz. Nicht länger hielt es ihn auf der Burg, wo die weilte, die er hoffnungslos liebte. Aber auch des jüngern thatenstürmender Geist war mächtig erregt von den unbekanntem Reizen, welche ein Kreuzzug im märchenhaften Morgenlande bot. Seine üppige Kraft, jahrelang eingengt auf weltferner Veste, dürstete nach Abenteuern, wie sie des kühnen Kreuzfahrers, fern unter des Orients Palmen, in Levantens Wüsten harrten. Vergeblich waren die Bitten und Thränen der liebenden Jungfrau, vergeblich der Schmerz seines Vaters, der ihn bat, ihn nicht zu verlassen.

Verzweifelt war der Greis über den unbeugsamen Entschluß seiner Söhne.

»Wer bleibt mir auf der Burg meiner Väter, wenn Ihr sie verlaßt, um nie mehr dorthin zurückzukehren?« rief er schmerzlich. »Dich fleh ich an, mein Ältester, Abbild deiner Mutter, habe Mitleid mit dem weißem Haar deines Vaters! Du, mein Konradin, habe Mitleid mit den Thränen der Dir Anverlobten.«

Schweigend standen die Brüder. Dann faßte der Ältere des Greisen Hand.

»Ich werde dich nicht verlassen, mein Vater,« sprach er weich.

»Und du Angela,« sprach stolz der Jüngere zu der Jungfrau, welche weinte, »du wirst das Opfer der Trennung tragen und ein Lorbeerreis pflanzen, mir den Kranz daraus zu winden, wenn ich zurückkehre.«

II.

Am folgenden Tage verließ der junge Ritter die heimatliche Burg.

Das junge Mädchen schien anfangs in ihrem Schmerz untröstlich. Die verlassene Liebe weinte sich aus und schlief dann ein, wie ein thränenmüdes Kind, und als sie aufwachend um sich schaute, kam der Groll und raunte ihr anklagend ins Ohr und trübte die Wasser ihrer Erinnerung, darin sich das Bild des leichtsinnigen Verlobten strahlte, der sich um schnöden Ruhm von ihr getrennt.

Mehr als früher ruhte ihr Auge auf dem stolzen Jüngling, der ein frauenhaftes Antlitz auf Manneschultern trug, und der gezwungen war, unter einem Dache mit seiner verlorenen Liebe zu leben. Sie bewunderte ihn, der ihr durch ungezählte Akte reiner Freundschaft die Leiden der Gegenwart zu versüßen suchte. Vieles an ihm war ihr früher entgangen, seinen hohen Mut auf der Jagd, seine Erfahrungheit in den Waffen fand sie nunmehr gleich bewundernswert.

Er schien sie zu fliehen, als fürchte er, die Geister der toten Liebe zu wecken, die in seiner Seele schliefen. Angela indessen fühlte sich mehr und mehr zu dem Ritter hingezogen. Sie suchte ihm verständlich zu machen, daß ihre Liebe zu dem jüngern nichts gewesen, als das Strohfeuer einer Jugendleidenschaft, die mit ihrem Gegenstand davonging. Sie fühlte sich unglücklich, als sie sah, daß jener, den sie anfang wahrhaft zu lieben, nichts für sie zu empfinden schien, als brüderliche Zuneigung. Und dennoch hätte sie ihm für ein Wörtlein Liebe ihr reiches, tiefführendes Herz gegeben.

Die Veränderung ihres Empfindens war dem Ritter nicht verborgen geblieben; stolz aber und männlich erstickte er jedes aufdämmernde Gefühl für die Verlobte seines Bruders.

Tiefe Befriedigung erfüllte des Greisen Gemüt, als Angela ihm eines Tages ihr Herz öffnete. Er bat Gott, die beiden lieblichen Menschen zusammenzuführen, die nach seinem Glauben ein Paar würden nach dem Geiste des Herrn. In seinen Träumen sah er bereits Angela, in ihrem Schoße ein Knäblein wiegend, blauäugig und blondhaarig, wie sein totes Weib und sein Erstgeborener. Dann gedachte er plötzlich des stürmenden Jünglings, der als Kreuzfahrer im heiligen Lande lebte und jäh unterbrach er seine Träume. Seiner Stammburg gegenüber ließ er eine stolze Veste bauen. Ihr gab er den Namen Liebenstein und bestimmte sie für seinen Zweitgeborenen, wenn er vom Kreuzzuge heimkehrte. Kaum war die Burg vollendet, da starb der Greis.

Einige Zeit später war der Kreuzzug beendet. Die rheinischen Herren, die zurückkehrten, brachten die seltsame Mär, Graf Konradin bringe eine schöne und vornehme Griechin mit, die er im Morgenlande geheiratet.

Flammenden Auges hörte es der Bruder. Unmöglich schien die Post. Er vertraute der Jungfrau die nahe Rückkehr des Verlobten. Sie erblaßte. Ihre Lippen bewegten sich, aber die Bewegung lähmte ihr die Zunge. Oft stieg sie auf den Turm und richtete ihre Blicke nach Süden.

III.

Eines Tages, Nachmittag war es, zeigte sich ein großes Schiff auf dem Rhein. Fremde Flaggen wehten von seinen Masten. Angela sah es von der Zinne und rief den Bruder. Das Schiff kam näher, man hörte den Ruf der Fergen und unterschied die Gesichter der Bemannung. Plötzlich stieß die Jungfrau einen Schrei aus und warf sich weinend in die Arme des erstarrten Ritters. Dieser zuckte zusammen. Finster starrte er auf das Fahrzeug. Der Ritter, der dort in strahlender Rüstung am Schiffsbord stand, war sein Bruder, an ihn schmiegt sich ein schönes, fremdes Weib.

Das Schiff stößt ans Land.

Als erster springt Graf Konradin ans Ufer. Die Beiden auf der Schloßzinne waren verschwunden. Ein Knappe näherte sich dem Ritter und berichtete ihm, daß das neue Schloß sein eigen.

An demselben Tage kündete er sich auf Sternberg an. Dem vor aufgezogener Brücke Harrenden ließ sein Bruder sagen, nur mit dem Schwerte in der Hand wolle er den Treulosen sehen, der seine Verlobte verlassen.

Die Dämmerung trauerte über den beiden Burgen. Auf dem schmalen Grund, der die Vesten trennt, standen zwei Brüder im Kampf auf Leben und Tod.

Das war ein grimmer Bruderkampf! Gerechter Zorn und verletzter Stolz kreuzten die blanken Schwerter. Die beiden Gegner hatten gleiche Kraft, gleichen Mut. Rot rieselte das Blut aus der Armschiene des Ältern.

Da teilten sich die Büsche. Eine Jungfrau, weißverschleiert, im Antlitz höchste Angst, warf sich zwischen die Kämpfer. Es war Angela. Verzweifelt klang ihr Flehen:

»Im Namen Gottes, der Euch sieht, haltet ein! Im Namen Eures Vaters hemmt den Brudermord! Die, um derentwillen ihr die Schwerter zückt, geht in dieser Stunde noch ins Kloster und wird Gott bitten, Euch, Ritter Konradin, Euren Treubruch zu verzeihen und Euch zu segnen, gleich Eurem Bruder, für und für.«

Die beiden Brüder senkten die Waffen. Konradin, das Haupt tief hinabgeneigt, beschattete den Blick mit der Hand. Er wagte nicht, das Weib zu betrachten, das in stummer Anklage vor ihm stand. Heinrich erfaßte die Hand der Jungfrau, welche weinte.

»Dank, meine Schwester,« flüsterte er. »Komm, der Treulose verdient nicht deine Thränen.«

Die Schatten der Bäume nahmen sie auf. Schweigend starrte der Ritter nach der Richtung, die sie eingenommen. Ein Gefühl überkam ihn, das er nie gekannt. Er verhüllte das Haupt und weinte.

IV.

Eine Wegestunde von den Burgen entfernt, liegt im Thal das Kloster Marienburg. Hinter seinen Mauern fand Angela Ruhe. Zwischen Sternberg und Liebenstein erhob sich nach wenigen Monden eine dicke Mauer und redete stumme Sprache von der Feindschaft der beiden Brüder.

Fest folgte auf Fest in dem neuerbauten Schlosse, allwo die schöne Griechin unter den rheinischen Rittern Triumphe ihrer Schönheit feierte.

Ueber der Burg Sternberg lagerte trübe Trauer. Der Ritter hatte nicht vermocht, den Entschluß der Jungfrau umzustimmen. Seit ihrem Fortgehen welkte seine Kraft dahin. Am Fuß des Berges ließ er ein Kloster bauen und nahm das Mönchsgewand. Wenige Monate drauf entschlief er. An demselben Tage – so wollte es das Geschick, das sie trennte – läutete die Sterbeglocke im Kloster Marienburg, den Tod Angelas verkündend.


Der Herr von Liebenstein erfreute sich nicht eines dauernden Glückes an der Seite seines verführerischen Weibes. Die üppige Griechin brach die eheliche Treue und entfloh mit ihrem Geliebten, einem befreundeten Ritter, welcher die Gastfreundschaft auf Liebenstein genoß. Von Schmerz und Schmach überwältigt, stürzte sich der Burgherr von des Schlosses Zinnen in die Tiefe.

Die Burgen fielen an den Ritter Bröncher von Rüdesheim. Kirche und Kloster stehen noch heute im Thal und sehen jährlich tausende von Pilgern; längst aber sind die beiden Vesten zerfallen. Während unten im Kloster Bornhofen täglich die Glocken läuten und der Wallfahrer rührende Gesänge ertönen, herrscht oben zwischen den öden Ruinen, noch heute im Volksmund die Brüder genannt, trauernde Stille; nur dann, so hat uns der Loreley-Sänger verraten, wenn der Vollmond durch die Sommernacht geistert, klingen im schmalen Grund, der die Vesten trennt, die Schwerter der feindlichen Brüder.



Oberwesel

Die sieben Jungfrauen

 Auf einer Höhe bei Oberwesel liegen die Trümmerreste einer Ritterburg. Sie hieß Schönberg und zu dem Namen soll sie gekommen sein, weil dort voreinst sieben Ritterfräulein lebten, deren Schönheit weit berühmt war in den rheinischen Landen. Sie selber wußten wohl um die Schönheit, und als Schloß und Forst ihr eigen wurden nach des Vaters Tode – vor Gram soll er frühzeitig gestorben sein, weil der Himmel ihm keinen Sohn geschenkt – da meldeten sich der Freier gar viele, um die eine oder andere der Sieben zu werben. Aber wenig geartet war das Gemüt der allzufrüh verwaisten Schwestern, und einer älteren Muhme schwache Zucht wußte nur mühsam ihren übermütigen, unfraulichen Sinn zu beherrschen. Und als nun gar auch jene Verwandte starb, die Mutterstelle bei ihnen vertreten, da brach sich der verderbliche Freiheitsdrang bei den lebensstollen Maiden nur noch stärker Bahn. Manches erzählte man sich ringsum von den stolzen, schönen Schwestern auf der Veste Schönberg zu Oberwesel, wie sie ausgeritten zur tollen Jagd und Falkenbeize, gleich Männern, wie sie manchen stattlichen Ritter, der werbend vorsprach in ihrem Schlosse, zuerst berückten und entzückten mit tausend Reizen schändlicher Gefallsucht, um dann zum Schluß den verliebten Freier abzuweisen mit lachendem Spott und Hohn.

Scham- und zornglühend hat mancher ritterliche Mann die Ritterburg zu Oberwesel verlassen und mit Empörung und Verachtung ausgelöscht aus seiner Erinnerung die Namen jener Sirenen, die zuerst einer aufrichtigen Werbung mit erlogener Verschämtheit Gehör gaben und dann dem beglückten Freier mit höhnischem Lachen erklärten, ihre Freiheit sei ihnen viel zu lieb, als daß sie dieselbe einem Manne opfernten.

Leider fanden sich immer thörichte Gesellen, welche jenes Gerede nicht glaubten, und auf Name und Art vertrauend, ihr Glück bei den schönen Schwestern versuchten. Kläglich aber endete der Versuch aller. Keinem Freier war es bisher gelungen, das Herz einer der spröden Schönen zu einer tiefen Neigung für sich zu gewinnen. Einige Jahre bereits hatten jene ihr schnödes Spiel getrieben.

Einst herrschte wiederum lauter Jubel in dem Prunksaal des Schlosses. Ein Kreis ritterlicher Gestalten füllte die glänzende Tafel, unter ihnen im sichtbaren Bewußtsein siegender Schönheit die sieben Burgfräulein, eine die andere an übermütigem Frohsinn überbietend. Eine erregte Scene trübte für einen Augenblick die Feststimmung: zwei Ritter waren wegen einer der Schwestern in Streit geraten und in steigender Eifersucht erhitzten sich die jugendlichen Gemüter. Mit lebhafter Spannung verfolgten die andern den Wortstreit der beiden Nebenbuhler. Anfangs schien man belustigt über den ritterlichen Streit, dann aber, als jene sogar zu den Schwertern greifen wollten, riß man die Jünglinge auseinander.

Ein glückliches Wort warf dabei einer aus der Tafelrunde in die erregte Versammlung: man solle, um einen ähnlichen Zwist zu verhüten, auf eine endliche Entscheidung der Jungfrauen dringen, auf daß jeder der Bewerber – als solche bekannten sie sich alle – wisse, woran er sei. Der Vorschlag fand reichen Beifall, nur die Burgfräulein zeigten sich verstimmt und erklärten sich

mißbilligend gegen diesen anmaßenden Begehr.

Mit allen Verführungskünsten bestürmten sie jedoch die Freier, von denen jeder glaubte, der begünstigte zu sein, und endlich wurde eine der Schwestern schwankend; ihr folgte eine zweite und endlich, nachdem sie heimlich einander zugeflüstert, erklärten sie alle mit lachendem Munde und verheißungsvollen Mienen, am nächsten Morgen das Schicksal ihrer Freier bestimmen zu wollen.

* * *

Die angesagte Stunde schlug, und im Prunksaal des Schlosses versammelten sich erwartungsvoll die Ritter. Voll Spannung hingen aller Augen an der Thür, in der der Veste reizende Gebieterinnen erscheinen sollten, diesem süße Überraschung, jenem bittere Enttäuschung bringend. Die Thürflügel öffneten sich: eine Zofe meldete den Rittern, daß die Burgfräulein ihrer drunten im Garten am Stromufer warteten.

Eiligst brachen sie auf. Maßloses Erstaunen malte sich auf ihren Gesichtern, als sie bei ihrer Ankunft unten die Schwestern in einem Boote fanden, das sich am Uferrande auf dem Rhein wiegte. Mit seltsamem Lächeln winkten sie den Kommenden; dann richtete sich die älteste im Nachen empor und rief weit vernehmbar:

»Schlagt Euch aus den Sinnen Eure Hoffnungen; denn keiner von uns würde es jemals einfallen, Euch zu lieben, noch zu ehelichen. Viel zu lieb ist uns die Freiheit, als sie einem Manne zu opfern. Auf einem Verwandtensitz in dem Kölner Lande drunten gedenken wir noch viele liebestrunkene Freier zu ernüchtern, gleich Euch, ihr edlen Herren. Dorthin trägt uns das Boot. Lebt wohl!«

Eine spöttische Lache schloß die Hohnrede und siebenfach hallte ein spottender Abschiedsgruß am Ufer wieder, während das Fahrzeug sich in Bewegung setzte. Sprachlos vor Scham und Zorn standen die Betrogenen. Da erhob sich plötzlich ein gewaltiger Sturm auf dem Strome. Der Nachen schwankte, und in gellenden Angstrufen erstarb das Gelächter der Sieben. Es wurde erstickt von dem Brüllen der Wogen, die das Boot erfaßten und samt seinen Insassen in ihrem Strudel begruben.


* * *

An der Stelle, wo jene felsenharten Jungfrauen in die Tiefe versanken, erhoben sich sieben Felsspitzen aus dem Wasser. Noch heute ragen dort die sieben Steine aus dem Strom hervor, allen spröden Jungfrauen jener Gegend zur heilsamen Warnung.



Kaub

Burg Gutenfels

 Auf einem Hügel bei Kaub stand im Mittelalter die Burg der Herren von Falkenstein. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts bewohnte sie ein Graf Philipp mit seiner Schwester Guta. Die junge Gräfin Guta war eine überaus liebreizende Erscheinung und zahlreiche Ritter bewarben sich um ihre Hand. Doch keiner hatte bisher mit seiner Werbung Erfolg gehabt: das Fräulein trug kein Verlangen, des geliebten Bruders gastliches Heim mit einem andern zu vertauschen.

Eines Tages wurde zu Köln ein prächtiges Turnier gehalten. Aus allen Gauen des Reiches, selbst aus Welschland, aus England waren Ritter erschienen. Zahllos war die Menge der Zuschauer, gar stattlich die Zahl derer, die hier um den Preis aus schöner Hand mit den Waffen kämpften. Unter ihnen befand sich ein Ritter aus England, der besonders wegen seiner stattlichen Gestalt und seiner prachtvollen Rüstung auffiel. Er kämpfte mit verhülltem Visir und ward von den Turniervögten als der Löwenritter aufgerufen, denn ein goldener Löwe zierte seinen Schild.

Bald erregte der stattliche Brite auch wegen seiner meisterhaften Kampfart Aufsehen, und als es ihm gelang, seinen Gegner, einen der gefürchtetsten Zweikämpfer, mit der Lanze aus dem Sattel zu heben, durchbrauste lauter Jubel die Runde. Unter den Schaulustigen befand sich auch der Falkensteiner mit seiner Schwester. Auch Guta hatte mit erhöhtem Interesse während des Turniers den fremden Ritter betrachtet, und aufrichtig bedauerte sie es, dem Verhüllten nicht ins Angesicht schauen zu dürfen.

Die Gelegenheit kam bald, nachdem der Brite als Sieger aus dem Zweikampf hervorgegangen. Ein seltsames Gefühl, wie sie es früher nie besessen, ergriff die Jungfrau, als des Engländers männlich schönes Antlitz sich nunmehr unverhüllt zeigte. Ihre Beklemmung steigerte sich noch, als man sie ersuchte, dem Sieger den Preis, einen goldenen Lorbeerkranz zu überreichen.

Ob der Ritter in dem Antlitz der entzückenden Maid las, was diese vergeblich ihm zu verbergen suchte? Ob in dem Augenblick, wo er vor der Holden dann niederkniete und sie mit zitternder Hand den Kranz auf sein Haupt legte, ein Funke jener Flamme, die ihr Inneres plötzlich erfaßt hatte, aufglühend in seine Seele fiel?

Wer weiß? Darüber schweigt die Sage. Als aber die beiden nachher im zagen Gespräch gegenüberstanden, er ihre Anmut verstohlen bewundernd, sie kaum mächtig ihrer Gefühle, da kam die Liebe sacht gegangen, und als am Abend im Festsaal die Musik zum Reigen erklang und der schöne Brite nicht von Gutas Seite wich, da wagte sich die Liebe scheu hervor, zuerst verschämt stammelnd, bis sie sich endlich mit fessellosen Worten über die zuckenden Lippen drängte und diese sich gestanden, was die Augen längst verraten.

Der stolze Fremdling hatte Guta um ihre Liebe angefleht und sie beschworen, ihm die Treue zu bewahren: in drei Monden werde er zurückkehren aus dem Vaterlande, wohin dringende Pflicht ihn jetzt zurückrufe. Erst dann wolle er auf des Bruders Burg offen um ihre Hand minnen und seinen Namen nennen, den jetzt zu enthüllen eine vorher abgelegte Verpflichtung ihm verbiete.

Liebe bringt freudig jedes Opfer; auch Guta nahm willig des geliebten Mannes Worte entgegen und unter Versicherungen gegenseitiger Treue trennten sich die beiden Glücklichen.

* * *

Fünf Monde waren seitdem vergangen. Über das verwaiste deutsche Reich war die kaiserlose, die schreckliche Zeit hereingebrochen: drunten in Italien starb Konrad, der letzte regierende Staufer und droben im Friesland erschlugen aufständische Bauern seinen Gegenkönig Wilhelm von Holland. Wieder ertönte bei der darauffolgenden Kaiserwahl der Kampfruf: Hie Welf! Hie Waiblinger! und während die hüben Alfons von Castilien zum König ausriefen, wählten die drüben Richard von Cornwallis, den ritterlichen Bruder des Königs von England. Jener Spanier ist ein Schattenfürst geblieben und hat nie das Land aufgesucht, wo man ihm ein Thronlein bereitet. Deshalb wandten sich Richard noch mehr Anhänger zu und in Aachen ward er feierlich gekrönt. Von der alten Kaiserstadt aus machte er eine Rundreise in die Rheinlande, um die Städte, denen er vorzüglich seine Wahl zu danken hatte, zu begrüßen. Der Frühling war ins Rheinthal eingezogen und über den Wellen, Bergen und Burgen lag goldener Sonnenschein. Nur in das Antlitz des liebreizenden Burgfräuleins, das just in der Falkensteiner Veste in ihrer Kemenate saß und trübe Träume spann, wollte kein Sonnenscheinchen dringen. Stiller Gram hatte sich darinnen eingenistet und seit zwei Monden wurden der Jungfrau Wangen bleich und bleicher. Gar oft seitdem hatte der Gram, ihr steter Begleiter, des geliebten Mannes Bild in den verschiedensten Momenten gezeichnet: bald sah sie sterbend ihn in heißer Feldschlacht, auf den Lippen ihren Namen, dann wieder scherzend und lachend, im Arm eine Maid jenes Inselreiches, über sein Liebchen am Rhein mit leichten Reden spöttelnd.

Und immer wieder verfolgten sie jene Bilder, immer stärker ward in ihr das Bewußtsein, daß der erste, dem sie ihre jungfräuliche Liebe geschenkt, sie grausam enttäuscht hatte. Tiefer nistete sich der Gram in ihre schmalen Wangen und vergebens suchte der Falkensteiner seine Schwester zu erheitern und zu zerstreuen.

Von der Heerstraße tönten Trompetenstöße und ein Troß Ritter hielt vor der Burg. Guta bemerkte den Zug und trat zurück vom Fenster, wo sie mit verweintem Antlitz gesessen. Mit ritterlicher Gastfreundschaft empfing der Graf die Gäste und geleitete sie in den Prunksaal. Sein Erstaunen war groß, als er in dem Herrn des glänzenden Gefolges den kühnen Briten wiedererkannte, den Sieger vom Kölner Turnier und – jählings schoß dem Falkensteiner das Blut in die Wangen – den wortbrüchigen geheimen Verlobten seiner geliebten Schwester Guta. Die Freundlichkeit in seinen Mienen machte düsterer Verstimmung Platz. Jener schien es zu bemerken; warm drückte er des Burgherrn Hand und redete ihn an:

»Ich bin Richard von Cornwallis, erwählter deutscher Kaiser und bin hierher gekommen, um bei Euch, Ritter, anzuhalten um die Hand Eurer Schwester Guta, die sich mir zu Köln vor fünf Monden anverlobte. Ich löse mein Gelöbniß spät, aber mit gleicher Treue. Ich bitte Euch, ihr meine Ankunft zu melden, ohne meinen Namen zu verraten.«

Tief verneigte sich der Falkensteiner vor dem erlauchten Gaste, und ehrfurchtsvoll entfernte sich aus dem Gemach das Gefolge. Mit unruhigen Schritten durchmaß der Besucher den Raum. Dann regten sich die Thürflügel, eine holde Gestalt erschien auf der Schwelle, das feine Antlitz vor Bewegung hocherglüht. Mit einem leisen Aufschrei flog Guta dem geliebten Manne in die Arme. Minuten stummen Glückes schwanden.


Unmerklich war der Falkensteiner eingetreten und enthüllte nun der Schwester, wen sie als künftigen Gemahl umarme. Da färbten sich noch dunkler vor Scham die Wangen der lieblichen Jungfrau und schier scheu und zweifelnd zugleich irrten ihre Augen zu dem Geliebten. Der aber legte die Hand um ihren Hals und versicherte ihr, sie müsse alles, also auch den Thron mit ihm teilen.

* * *

Mit kaiserlicher Pracht feierte König Richard wenige Wochen später seine Vermählung auf der Burg am Rheine, die der hochbeglückte Falkensteiner seitdem zu Gutens, seiner geliebten Schwester Ehren, Gutenfels genannt hat.



Die Pfalz

 Unterhalb Kaub liegt auf einer Felseninsel im Rhein eine schmucke Veste, seit Jahrhunderten bekannt unter dem Namen die Pfalz. In den düsteren Kämmerlein dieser turmreichen, trotzigem Inselveste hat sich einst verschwiegene Liebe, aus dem Königspalast verdrängt, ein Stelldichein gegeben. Das ist schon lange her. Zu Zeiten Notbarts ist's gewesen. Dazumal lebten auf dem wasserumrauschten Kastell als Verbannte des Pfalzgrafen Konrad eigenes Gemahl und leibliches Kind, sein blühendes Töchterchen Agnes.

Und das war also gekommen. Dem Pfalzgrafen hatte der Himmel einen Sohn verwehrt, und Erbe der Güter mußte deshalb seine Tochter werden. Mächtige Fürsten des Reiches hatten sich bereits um die Hand der liebreizenden Pfalzgrafentochter beworben, und selbst ein Herzog von Baiern und der König von Frankreich befanden sich unter ihnen. Aber die Maid hatte bereits ihre Wahl getroffen. Der also Beglückte war der junge, ritterliche Held von Braunschweig. Agnes hatte ihm ihre volle Neigung geschenkt und fand das Glück, daß ihre Mutter den Bund begünstigte.

Dem Pfalzgrafen konnte dies nicht verborgen bleiben. Die Entdeckung verstimmte ihn sehr. Der Herzog Heinrich war ein Welfe, also ein direkter Feind seines Bruders, des Staufenherrschers. Des Braunschweigers Schwiegerschaft war schon deshalb unmöglich, noch mehr aber, weil der Kaiser schon lange plante, des Pfalzgrafen Tochter mit einem Mitglied seines Hauses zu vermählen, damit die Pfalzgrafschaft den Waiblingern erhalten blieb.

Mit gerechtem Bedenken erinnerte sich der Pfalzgraf, daß der Braunschweiger nicht nur zu den schönsten Männern, sondern auch zu den kühnsten Kämpen der deutschen Ritterschaft gehörte, und so ließ er eines Tages, nachdem er bis spät in die Nacht hinein die mißliche Sache reiflich überlegt hatte, die Pfalz ausnahmsweise befestigen, die düsteren Gemächer, mehr Kammern als Zimmer, reinigen und herrichten und erklärte dann seinem Ehegemahl und seiner Tochter Agnes, die er beide zu einer Fahrt nach dem Eiland bewogen, dies sei fortan auf unbestimmte Zeit ihr Wohnsitz. Die würdige Pfalzgräfin beklagte sich bitter über die ungerechte Härte ihres Eheherrn, Schön-Agnes vergoß heiße Thränen, Herr Konrad aber erklärte weise und warnend, so lange das Töchterlein nicht ablasse von dem Welfen, könne er seinen notwendigen Vorsatz nicht ändern. Ist dann höchst befriedigt von dannen gegangen, vermeinend einen ungemein klüglichen Gedanken

ausgeführt zu haben. Die selige Jugendzeit lag allerdings schon zu weit hinter ihm, sonst hätte er sich erinnern müssen, daß Jugendliebe ist, – um einen gar nicht dichterischen Vergleich zu gebrauchen – wie der Nagel in der Wand: je mehr man ihn schlägt, um so fester hält er! Hätte sich auch erinnern sollen, daß bereits der weise Mann im hohen Lied gesteht: »Der Liebe Glut sind Flammen Gottes, und kommen Wassergüsse und kommen Stürme, sie werden sie nimmer erlöschen.«

Und wie der Wind die Flamme anfacht und nur den Funken auslöscht, so auch hier die Trennung der Liebe: was ihr ein Hindernis sein sollte, ward ihr ein Vorteil. Unter dem Schutze der Nacht besuchte der kühne Welfenherzog verkleidet die Inselveste. Agnes weigerte dem geliebten Manne den Eintritt nicht. Mit inbrünstigem Flehen bestürmten die beiden die Mutter, ihr Liebesglück zu dulden – ihnen vermochte die Pfalzgräfin nicht zu widerstehen.

Im Dämmer des folgenden Tages langte unbemerkt ein Priester auf der Inselburg an und legte die Hand des Welfen in die der Staufin. Bei mattem Kerzenschein ward in niedrigem Burggemach die Vermählung vollzogen: in dem öden Kämmerlein der Pfalz hielt die Liebe, die unbesiegbare, triumphierend ihren Einzug.

* * *

Monde waren verflossen in stillem, ungestörtem Glück. Tage standen bevor, denen die Pfalzgräfin, mehr noch Agnes, das junge Weib, mit steigender Beklommenheit entgegen sah. Dringende Notwendigkeit war es, dem Pfalzgrafen zu enthüllen, was geschehen. Als er eines Tages, nach langer Zeit zum erstenmale, in dem Kastell erschien, stürzte ihm seine Tochter zu Füßen und enthüllte ihm aufgelöst ein zwiefaches Geheimnis. – Da soll der würdige Pfalzgraf zuerst gestanden sein wie ein versteinertes Bild und soll dann gewettert und geflucht haben in allen ihm bekannten Sprachen, bis ihn sein sanftes Gemahl mit leisen, flehenden Worten bat, der Tochter zu schonen, da sie der Schonung wohl bedürfe. Da hat sich des Eiferers Zorn merklich gelegt und dieweil ihm sein getreues Weib zusprach, wie er nun selber unbewußt berufen gewesen, einer bitteren Geschlechterfehde durch sein geliebtes Kind ein Ende zu machen, da haben sich seine wetterharten Züge sichtbar aufgeklärt. Allgemach wurden sie weich und weicher, und zuletzt hat er sich zu der geliebten Tochter hinabgebeugt, sie beim Namen genannt gar zärtlich, und über die wasserumspülte Inselburg ist sacht der Engel der Versöhnung herniedergeschwebt.

* * *

Am Hoflager Kaiser Rotbarts zu Speier ist Pfalzgraf Konrad erschienen und hat seinem kaiserlichen Herrn Bruder mit bittersüßer Miene Bericht erstattet. Der alte Rotbart hat dazu gelächelt und dem edlen Herrn Konrad gedankt, daß er ein Mittel gefunden, die Welfen den Staufern näher zu bringen, hat sich auch freiwillig erboten, dem erwarteten Sprößling Patenstelle zu stehen.

Daraufhin ist in der Pfalz ein prunkvolles Fest gefeiert worden und einige Zeit nachher hat in dem stillen Kämmerlein der Inselburg, wo vor Monden die Liebe, die unbesiegbare, triumphierend ihren Einzug gehalten, eines Kindes erster Schrei die glücklichste Mutter beglückt. (Also hatte Herr Konrad, der Pfalzgraf, es geboten.)


Noch heute zeigt man dieses Kämmerlein den Besuchern der Pfalz zur Erinnerung an jene

Begebenheiten.



Bacharach

Burg Stahleck

 Das alte Bacharach hat auch einst seine Glanzzeiten gehabt und schon lange vor jener Zeit wo der feurige Bacharacher berühmt war allerorten – 's war dazumal, wo der Großvater die Großmutter nahm – ist er von fremdländischen Weinkennern mit Römerhumpen und etrusischen Pokalen literweise getrunken worden. Damals haben die dankbaren Zecher ihrem weinspendenden Gott auf einem Felsblock, der zwischen einem Eilande und dem rechten Stromufer aus den Fluten ragt, einen Altar errichtet und Bachus, dem lieblichen Knaben zu Ehren, haben die Römer der Stadt den Namen gegeben den sie heute noch trägt. Wenn auch die Inschriften längst unleserlich geworden sind, so wissen die Bacharacher von heute noch recht gut um die ursprüngliche Bedeutung des »Eltersteines« (Altarsteines) und die Schiffer putzen noch jetzt in sündhafter Frohlaune eine Strohfür als Bachus aus – so wie die Mecklenburger Bauern zur Erntezeit ihren Wuotan – setzen sie auf den Elterstein und umfahren ihn singend.

Oberhalb Bacharach liegt die Ruine der Veste Stahleck. Zur Zeit Konrads, des ersten Staufenkaisers, wohnte dort ein junger, ehrgeiziger Ritter, der Pfalzgraf Hermann. Er war des Kaisers Neffe und kühn gemacht durch die hohe Verwandtschaft, strebte der unbesonnene Kämpfe nach Vergrößerung seiner Pfalzgrafschaft. Er hatte keinen geringeren Plan gefaßt, als die beiden Erzbischöfe von Mainz und Trier um den Teil ihres Besitzes zu schmälern, der an sein Gebiet grenzte. Er stützte sich dabei auf angebliche Rechte. Die Eifersucht, die damals zwischen den geistlichen und weltlichen Machthabern herrschte, führte ihm eine Reihe benachbarter Ritter als Bundesgenossen in die Arme und verwegen begann der Pfalzgraf seine Fehde mit der Erstürmung der Moselveste Triers, welche zum Trierer Sprengel gehörte.

Adalbert von Monstereil, ein unerschrockener Mann, vereinigte damals die Bistümer Trier und Metz in seiner Hand. Er sammelte sofort seine Mannen, um den kühnen Räuber von der widerrechtlich eroberten Burg zu vertreiben. Die Vermessenheit des Pfalzgrafen hatte ihn bestürzt gemacht, die Übermacht seiner Gegner stimmte ihn nachdenklich. Aber Erzbischof Adalbert war ein kluger Kopf: am Morgen, wo die Seinen die Burg erstürmen sollten, hielt er, das Bild des Gekreuzigten in der Hand, eine entflammende Rede an die Reisigen. Er enthüllte ihnen, daß ihm in verwichener Nacht der Erzengel Michael erschienen sei, ihm dieses Kruzifix überreicht und ihm sichern Sieg verheißen habe, wenn jeder Streiter im festen Vertrauen auf eine unsichtbare höhere Hilfe den Feind angreifen werde.

Des Erzbischofs Rede begeisterte seine Kriegsmannen zu wilder Tapferkeit. Geführt von ihrem Kriegsherrn, der, das Kruzifix in der erhobenen Hand, allen voranging, stürmten sie die Burg und ihrem Ansturm erlagen die Pfalzgräflichen. In hilfloser Flucht lösten sich ihre Scharen auf und tief gedemütigt mußte der ehrgeizige Stahlecker auf eine längere Fehde gegen den Trierer Erzbischof verzichten.

* *
* *

Tief schmerzte ihn die schmäbliche Niederlage, die er erlitten. Mit noch größerem Groll gedachte

er seiner geistlichen Nachbarn. Aus vergilbten Urkunden glaubte er volles Recht herzuleiten auf einen Streifen blühenden Landes, das der Mainzer Erzbischof in Besitz hielt, und er versäumte nicht, beim Mainzer Bischofsstuhl Klage zu erheben. Mit kaltem Hohn aber wurde sein Begehren aufgenommen von dem finstern Arnold von Solnhofen, dem Kirchenfürsten der Mainzer Lande.

»Ich werde mit dem Pfalzgräflein gerade so schnell fertig werden wie mit den starren Mainzern, deren etliche es bald bereuen, gegen ihren Bischof und Fürsten rebelliert zu haben.«

Drohend soll Arnold die Worte ausgerufen haben, da er den Klagebrief des Stahleckers zerriß. Jenem ward der Ausspruch überbracht, und weinend flehte des Ritters junges Weib ihn an, nicht zum andernmale die Hand zu erheben gegen den Gesalbten des Herrn. Er aber wandte sich finster ab und schwur Dem grimmige Rache, der in grausamem Stolz seine Beschwerdeschrift zerrissen hatte. Ihm war nicht unbekannt geblieben, daß des Solnhofers eisernes Regiment ihn den Mainzer Bürgern tödlich verhaßt gemacht hatte, und mit diesem Umstande wollte er rechnen, um dem finstern Gegner Land und Krone zu rauben.

Wieder rüstete der Stahlecker im Verein mit mehreren verwegenen Rittern gegen einen Diener der Kirche. Drinnen gährte es unter den Bürgern, draußen zog der Pfalzgraf mit seinen Mannen heran. In wildem Zorn raste der Erzbischof und seine finstere Seele gebar einen schmähhlichen Plan: durch zwei gedungene Landsknechte ward der Pfalzgraf meuchlings ermordet. Groß war der Jammer seines unglücklichen Weibes.


* * *

Den grausamen Landesherrn haben die rebellischen Mainzer bald darauf vor die Thore gewiesen, nachdem sie seinen Palast erstürmten. Racheglühend ist er zurückgekehrt. Vergebens warnten ihn seine Freunde, vergebens schrieb ihm vom Stift Rupertusburg bei Bingen Hildegard, die berühmte Seherin: »Wende Dich zum Herrn, den Du verlassen; Deine Stunde ist nahe.« Er hörte nicht darauf und so fand er in der Abtei am Jakobsberg vor der Stadt, wo er seinen Sitz genommen, den Tod unter den Streichen der Empörer.

→→→←←←

Lorch

Die Mispermüllerin

 In dem rauhen Thal hinter Lorch, das der Misperbach durchfließt, hat in alten Zeiten eine Mühle gestanden, und der Müllerin, einem leicht erregbaren, jugendlichen Weib, soll einmal bei der Arbeit eine Stimme ins Ohr geraunt haben, sie möge hinaufgehen zum Kammerberg und den Schatz heben, der im Turme liege; in der Truhe stecke der Schlüssel. Die Müllerin hat sich erschreckt umgeschaut; doch als sie niemand gewahrte, überzeugte sie sich, daß irgend ein unsichtbarer Schalk sie genarrt habe, bis am folgenden Tag, wo sie am Bach Wäsche reinigte aufs neue eine leise Stimme ihr ins Ohr raunte: »Geh zum Kammerberger Turm und hebe den Schatz. Der Schlüssel steckt in der schwarzen Truhe.«

Da hat das Weib die Wäsche gelassen und hat ihrem Manne berichtet von dem Zaubersprüchlein, so ihr im Ohr erklingen. Der aber hat sie ein albernes Weib gescholten und dann scherzend gemeint, in seinem weißen Mehlkasten läge ein sicherer Schatz denn in der schwarzen Truhe. Der Müllerin aber ist das Wort nicht aus dem Kopfe gewichen, und immer stärker hat sie des Sprüchleins verlockender Schall erfaßt, bis es sie zum Schluß fortriß: am andern Morgen, als der Müller ausgefahren, eine Ladung Mehl nach Lorch führend, ist sein Weib von der Mühle aufgebrochen, hat ihr Jüngstes auf den Arm genommen und ist hinaufgepilgert auf den Kammerberg. Wie sie oben ankam an der Ruine, ist ihr wohl bänglich zu Mute geworden, und sie hätte wohl umkehren mögen, doch da ist ihr die wispernde Stimme wieder ins Ohr geklungen und hat ihr verheißen, es werde ihr nichts Uebles widerfahren, nur reden dürfe sie keine Silbe, dann sei der Schatz ihr.

Beherzt ist das Weib in das düstere Turmgewölbe eingedrungen, hat ihr Büblein draußen vor den Eingang niedergesetzt und die schwarze Truhe gesucht. Hat sie auch gefunden und den Schlüssel, der darin lag. Mit ihm hat sie den größeren Kasten geöffnet, der im Grunde des Gewölbes gestanden, und wie sie den schweren Eichendeckel hob, hat ihr ein Haufe gleißendes Gold entgegengestrahlt.

Mit gierigen Händen hat das Weib zugegriffen, draußen aber hat plötzlich das Knäblein ängstlich gewinselt: »Mutter, Mutter!« denn eine Schlange raschelte neben ihm im blumigen Gras. Das Weib aber wendet sich um und rief unwillig: »Was giebt's, Bube?« In demselben Augenblick krachte ein Donnerschlag, warf die Kauernde zu Boden und schauerlich hallte es durch das Gewölbe: »Weh, daß du geredet! Unerlöset bleibe ich abermals hundert Jahre! Weh mir und dir!«

* * *

Gen Mittag ist der Müller heimgekehrt und hat die Mühle leer gefunden. Sein Knecht hat ihm berichtet, daß am Morgen die Müllerin den Kammerberg hinaufgeschritten sei, ihr Jüngstes im Arm. Eine trübe Ahnung hat sich dem Müller ums Herz gelegt und mit beflügelten Schritten ist er hinaufgerannt nach dem Kammerberg. Ruhig war's an der alten Burg. Im Grase sitzt spielend sein Knabe und streckt jauchzend die Arme aus nach dem Vater. Wie er auf das Kindlein zustürzt, hört er leises Wimmern aus dem Turmgewölbe, und als er entsetzt hineindringt, findet er sein

Weib am Boden.


* * *

In die Mühle oder Misperbach ist ein bleicher Gast eingekehrt. Drei Tage nachher ist das Mühlrad still gestanden: auf dem Lorcher Kirchhof hat man die Mispermüllerin zu Grabe getragen. Niemand hat seitdem gewagt, den Schatz zu heben.



Aßmannshausen

Die Klemenskirche

 Eine düstere Sage knüpft sich an die Gründung der Klemenskirche, die unterhalb der Burg Rheinstein am Ufer steht und erst in unseren Tagen durch die freigiebige Hand der jetzigen hohen Burgfrau von Rheinstein aufs Neue erstand.

Es war um die Zeit, wo Rudolf von Habsburgs kraftvolle Regierung dem Raubritterunwesen, das in der kaiserlosen Zeit namentlich am Rhein üppig gewuchert, ein Ende machte. Des Kaisers nachdrückliche Verwarnung hatten die Raubritter mit offenem Hohn beantwortet und mehr noch wie bisher betrieben sie auf der schmalen Heerstraße, die sich am Oberrhein zwischen Fels und Strom hinzieht, ihr räuberisches Gewerbe.

Da erschien der erzürnte Kaiser selbst mit starker Macht und hielt ein fürchterliches Gericht unter den adeligen Räubern. Wie rüdige Hunde wolle er sie ausrotten und ihre Horste vernichten: also hatte er den Verächtern des heiligen Landfriedens angedroht, und er erfüllte seine Androhung.

Flammende Burgen waren seine Wegweiser am Oberrhein. Die im Thale drunten sahen mit scheuem Grauen von den Vesten der Reichensteiner, Soonecker, Heimbürger und anderer geflüchteter Raubritter die Feuerzeichen glühn und um zahlreiche Mitglieder hoher Geschlechter legte der Henker die schmäbliche Schlinge. Ein Jammern und Wehklagen hat man dazumal gehört aus manchem schönen, bleichen Munde ob des Kaisers eiserner Gerechtigkeit, so die friedlichen Kauffahrer dankend priesen.

Für die Überlebenden waren die Leiber der Genossen, die zuckend an den Bäumen längs des Stromes hingen, eine furchtbare Mahnung. Unter dem Schutze der Nacht sind dann scheue Gestalten zu dem Richtplatz geschlichen und trauernd haben die Anverwandten der Gerichteten die Leichen herabgenommen, um sie vor schmachvollster Vernichtung zu bewahren. Heimlich wurden die Unglücklichen in geweihter Erde bestattet. Aber laut mahnte die Hinterbliebenen der Gedanke einer jenseitigen Vergeltung; denn manch Einer, der also schmachvollen Todes gestorben, hatte sein Wappen befleckt mit dem Blut seines Nächsten.

So hat man auf eines frommen Gottesmannes weisen Rat das Holz von den Bäumen genommen, daran sie gehangen, und hat daraus eine Sühnkapelle erbaut auf dem einsamen Richtplatz am Rhein. Und auch von den rauchenden Trümmerresten der niedergebrannten Burgen hat man Steine genommen für jenes Sühnhaus bei Aßmannshausen und des Klausners.

Als der Tag kam, wo zum ersten Male des Priesters Wort am Altare ertönen sollte, da sind rheinaufwärts und abwärts Kähne herangefahren, die führten Tote und Trauernde – im Kirchenschiff haben sie die Särge aufgestellt – und mit ernsten Worten hat der Mainzer Erzbischof die Toten entsühnt und die Armseelenkirche ihrer Bestimmung übergeben. Dann hat man die eingesegneten Leiber zum zweiten Male in gemeinsamer Gruft bestattet. Viel Weinen soll damals erklingen sein in der neugeweihten Kirche.


Das war an der Wende des dreizehnten Jahrhunderts. Jahrhundertlang haben Gläubige und Priester in jenem Kirchlein bei Aßmannshausen für die armen Seelen der Gerichteten gebetet. Droben sind derweil die Geschlechter ausgestorben, die stolzen Burgen zerfielen und drunten sind vielbewegte Tage vorübergezogen. Und der Zeiten Zahn, der oben an den Burgen nagte, hat auch drunten an dem Kirchlein sein Zerstörungswerk begonnen, hat das Dach vernichtet und die Mauern gebröckelt.

In unseren Tagen aber hat sich die alte Klemenskirche aufs Neue aus ihrer Ruine erhoben und wie vor sechshundert Jahren tönt in ihr des Priesters Wort am Altar.



Johannisberg

Der Johannisberger

 So weit die deutsche Zunge klingt und noch viel weiter kennt man ihn, und nennt man die besten Namen, dann wird der seine auch genannt: des Königs aller Rheinweine. Alle Freunde des rheinischen Rebensaftes kennen ihn, wenige indes schauten ihn in seiner fürstlichen Echtheit: fürstlich ist er, nicht darum, weil Fürstenhand den Schlüssel zum Johannisberge hält, sondern vielmehr weil Fürstenhand ihn hineinverpflanzte in das gesegnete Rheingau. Und jener gekrönte Geber ist niemand Geringerer gewesen als der große Karl, der allgewaltige Beherrscher des Frankenreiches.

Stand er einst – ein Frühling war's – auf dem Söller seines Ingelheimer Schlosses und ließ die Blicke schweifen auf das wunderherrliche Land zu seinen Füßen. Schnee war über Nacht gefallen und ein weißes Gewand deckte die Rudesheimer Halde. Wie des Kaisers Auge sinnend auf der weißen Landschaft ruhte, da sah er, wie der Schnee vom Rücken des Johannisberges schneller schmolz unter dem Sonnenstrahl als ringsum. Der große Karolus, der als echter deutscher Kaiser auch ein tiefer Denker war, vermeinte, daß allda, wo solch segnende Sonnenglut falle, auch mehr als Gras gedeihen könne.

Beschied allsogleich den grauen Kunrat, seinen Knappen zu sich und hieß ihn, im Frühlicht des kommenden Tages das Roß zu satteln und hinzureiten nach Orleans, der Stadt des edlen Weines. Den braven Bürgern möge er zu wissen thun, daß der Kaiser ihren vortrefflichen Wein noch in gnädigstem Andenken bewahre und es gerne sähe, ein so vieledles Gewächs am Rheine zu besitzen, weswegen die getreuen Bürger von Orleans einen Senker ins Rheingau schicken möchten.

Also machte sich der kundige Königsbote auf den Ritt und noch ehe der Mond seinen Kreislauf beendet, war er wieder im Kaiserschloß zu Ingelheim. Dort herrschte große Befriedigung. Karolus selber, der große Kaiser, fuhr im Schiff nach Rudesheim und pflanzte mit höchsteigener Hand die fränkische Rebe in rheinische Erde.

Keiner müßigen Laune Spiel war des Kaisers Beginnen gewesen. Sorglich ließ er sich berichten über den Stand der Reben in Rudesheim und am Abhang des Johannisberges, und als der dritte Herbst ins Land gezogen kam, da kam mit ihm Kaiser Karl von seiner Lieblingsstadt Aachen ins Rheingau. Und der Schnitter Jauchzen erklang in den Rebengeländen von Rudesheim und Johannisberg.

Feierlich ward die erste Blume der Kelter dem Kaiser kredenzt: ein goldenes Naß in goldenem Pokal, ein königlicher Wein! Einen tiefen Schluck hat der große Karl gethan und verklärten Auges gepriesen das köstliche Getränk. Sein Lieblingswein ist er geworden, der feurige, ernstmilde Johannisberger. Das Alter hat er ihm verjüngt. Und was Karolus Magnus verspürte, das verspürt noch heute ein Jeglicher, dem jenes Traubenblut im Becher perlt. So weit die deutsche Zunge klingt und noch viel weiter kennt man ihn, und nennt man die besten Namen, dann wird auch der seine genannt; des Königs aller Rheinweine, des Johannisbergers.

* * *

Wunderschön spinnt sich die Sage weiter: von Kaiser Karl, der seine Reben segnet. Dichtermund hat sie zum Liede gestaltet und oft hört ihr es singen an des Rheines Rebengestaden.

In jedem Frühjahr, wenn auf den Hügeln und in den Thälern am Strom die Reben blühen und würziger Traubenblütenduft die Lüfte erfüllt, dann wandelt zur Nachtzeit ein hoher Schatten an den Rebengeländen her; königlich ist sein Wuchs, der Purpurmantel wallt ihm von den Schultern und auf dem Haupte blitzt die Kaiserkrone. Es ist Karl, der große Frankenkaiser, der vor tausend Jahren die Reben hierhinverpflanzte nach Rüdesheim und an den Rand des Johannisberges. Ihn hat der Trauben köstlicher Duft geweckt aus seiner Gruft zu Aachen und er ist gekommen, die Reben, die er gepflanzt, zu segnen.

Milder Vollmond erhellt den nächtigen Weg des Kaisers und bei Rüdesheim spannt der Mond eine goldene Brücke über den Strom. Über sie schreitet der Kaiser und weiter wallt er, an den Hügeln entlang und spendet den Reben allorts seinen Segen.

Beim ersten Hahnenschrei kehrt er zurück in seine Gruft nach Aachen und schläft weiter seinen vielhundertjährigen Schlaf, bis ihn im kommenden Jahre aufs Neue der Duft der Trauben weckt, zur nächtlichen Segenswanderung im traubenduftumwobenen Rheingau.

* * *

Laß nun noch, mein Leser, als dritte im Bunde, eine feuchtfrohliche Historie gelten, so von den Mönchen des Johannisberges erzählt wird. Kam da einst unerwartet der hohe Abt von Fulda, das Kloster auf dem Johannisberg zu visitieren, just als die reifen Reben an den Stöcken hingen. Der würdige Abt erkundigte sich nach diesem und jenem, zeigte sich höchst befriedigt von dem Wandel der wackern Mönche, und lud endlich zum Zeichen seines ungeteilten Wohlwollens den gesamten Konvent zu einem Abendtrinken ein.

»Der Wein erfreut des Menschen Herz!« Also mit des frommen Königs David tiefbedeutsamem Ausspruch hob der Abt zu sprechen an. »Gottes milde Hand wird Euren Rebstöcken auch im künftigen Herbst gnädig sein. Laßt uns deshalb etliche Fläschlein, ihr Brüder, in Maß und Würde frommen. Aus dem Mutterfaß, denk' ich. Doch ehe wir uns laben, an Gottes edler Gabe, nehmt Euer Brevier und laßt uns mit einem kurzen Gebet beginnen.«

»Brevier?« geht's raunend die Reih entlang, und in den feisten, würdigen Gesichtern blinzeln die Äuglein in hilfloser Verlegenheit. »Ja, das Brevier!« Und des weisen Abtes strenggefurchtes Antlitz mißt schweigend die Brüder.

Sie suchen, suchen.

Mählig schwinden die Falten in des Abtes Angesicht, und huscht nicht gar ein Lächeln unmerklich über die verwitterten Züge?

»Laßt *das* jetzt! Trinken wir!« und behaglich entnimmt er dem Bruder Kellermeister die bestaubte Flasche. »Weiß Gott! Den Stöpselzieher hätte ich wohl mitnehmen können allhier zum Rheine.« Launig meint's der freundliche Herr, nachdem er seine Taschen betastet.

»Der Stöpselzieher?« Im Nu fährt's in alle Taschen, und vor des Abtes würdigem Antlitz tauchen so viel Korkzieher auf, als Brüder im Umkreis stehen.


Da flog ein Schimmer seliger Heiterkeit über des Abtes würdiges Antlitz. »Bravo, ihr frommen Herren! Welch reicher Segen an Stöpselziehern! Guckt nicht verlegen, laßt's euch für heute nur nicht verdrießen, morgen aber – doch denken wir, wie König David.«

Und laut knallte die entkorkte Flasche.



Mainz

Heinrich Frauenlob


 Ein würdiger Domherr im alten Mainz ist er gewesen, dabei auch ein gottbegnadeter Sänger, der zahlreiche fromme Weisen verfaßte zu Ehren der reinsten aller Frauen. Hat nebenher auch der weltlichen Minne manch klingenden Harfenton gewidmet, und weil er in zarter Huldigung, im Gegensatz zu vielen zeitgenössischen Dichtern, die Benennung Frau d. i. Herrin höher stellte als Weib, was nur Ehegattin bezeichnet, hat ihm die Nachwelt den Namen Frauenlob gespendet und unter diesem ist er bekannter als unter seinem eigentlichen Namen Heinrich von Meißen.

Groß war die Verehrung, welche die Frauen des goldenen Mainz dem Sänger zollten. Dies zeigte sich während seines Lebens, noch mehr aber, bei seinem Tode. Unsagbar war die Trauer des dankbaren Geschlechtes, als die Kunde kam, daß des geliebten Minnesängers Leier für immer verstummt sei. Es ward vereinbart, dem Toten eine Ehre zu bezeugen, wie sie weder vorher noch nachher wieder einem Dichter wiederfahren ist: Zahllos war das Gefolge, überaus zahlreich die Frauenschar, welche in Trauergewändern die Leiche begleiteten und für ihr Seelenheil beteten. Acht der Schönsten aber trugen den Sarg, der überschüttet war mit duftenden Blumen. Aus zartem Frauenmund schollen an des Minnesängers Gruft die Grabgesänge und köstlichen Rheinwein, der ihn gar oft zu herrlichen Liedern begeistert, gossen zarte Frauenhände auf seine Ruhestätte. So reichlich soll jene sinnige Spende gewesen sein, daß von der Libation die Gänge der Kirche überflossen. Köstlicher noch als jene Gaben sind die Thränen gewesen, die an jenem Tage gar viele schöne Augen um den toten Sänger vergossen.

Noch heute schaut der Wanderer im alten Mainzer Dom des liederkundigen Meisters Grabmal: eine edle Frauengestalt aus milchweißem Marmor legt einen Kranz nieder auf den Sarg des Sängers, der Frauenlob in unvergessenen Liedern besungen.



Bischof Willigis

 Um das Jahr Eintausend hatten die Mainzer einen frommen Kirchenfürsten, das war Bischof Willigis. Der war eines Wagners Sohn und war nur durch eiserne Willenskraft und eigenen Wert zur Würde des Reichsprimas gestiegen. Die biedern Bürger von Mainz liebten und verehrten den würdigen Gottesmann sehr, den stolzen Stiftsherren und steifen Patriziern indes war es höchst unbequem, sich vor dem zu beugen, der in der elenden Hütte eines Wagenbauers jung gewesen. Waren auch etliche darunter, denen der Bischof eines Tages es mit mildem Ernst verwies, daß sie auf ihre Vorfahren gar zu sehr hielten. Das verdroß die hochnasigen Herren und eines Nachts verübten sie einen Schalksstreich an den Gemächern ihres geistlichen Herrn. Malten ihm mit Kreide riesige Räder an alle Thüren.


Als der Bischof frühmorgens an den Dom zur Messe schritt, erschaute er der Spötter loses Werk. Stumm sah er auf die Räder, doch vergebens harpte ängstlich sein Kaplan, der neben ihm stand, daß sich des geschmähten Kirchenfürsten heftiger Zorn entfesseln werde. In heiteres Lächeln gingen gar des Bischofs Züge über. Dann gebot er, einen Maler zu rufen, und als dieser gekommen, befahl er ihm, alldort, wo die Spötter die Kreideräder gemalt, in flammenroten Feldern weiße Räder zu malen, sichtbar für jedermann, und darunter das Sprüchlein: »Willigis, Willigis! Denk', woher du gekommen bist!«

Aber noch weiter ist er gegangen: ein Pflugrad hat ihm der Wagner fertigen müssen und dieses hat er über seinem Lager anbringen lassen, um seiner Herkunft stets eingedenk zu sein.

Seit jenem Tage sind die Spötter verstummt. Die Mainzer aber haben mit noch größerer Liebe an ihrem Bischof gehangen, der bei aller Würde so schlichten Sinn bewahrte. Die weißen Räder in rotem Felde führen seither alle Bischöfe von Mainz in ihrem Wappen.

Nahethal

Kreuznach. Der Stiefeltrunk

 War einst auf dem hohen Rheingrafenstein bei Kreuznach die Blüte der rheinischen Ritterschaft versammelt. Gewaltige Zecher sind sie gewesen, die Herren des rheinischen Adels, allen voran aber stand der Gastgeber selber, der stolze Rheingraf. Manchen Humpen hatte er bereits geleert auf das Wohl der vielerleiden Gäste. Plötzlich erhob er sich wieder vom reichgeschnitzten Eichenstuhle, ließ die Blicke in übermütiger Zecherlaune gleiten über die glänzende Versammlung und hub an:

»Einen Reiterstiefel hab ich hier, ihr edlen Herren; ihn ließ jüngst ein Kurier zurück. Euch verkünde ich nun bei meines Hauses Ehre: wer von Euch ihn in einem Zug leert, dem soll drunten das Dorf Hüffelsheim gehören.« Und aus des Knappen Hand nahm der Rheingraf lachend den Stiefel, ließ' ihn bis zum Rand anfüllen und hob ihn kecklich in den Kreis. »Wohlan! Es gilt. Wer wagt's?«


Und es saß alldort der wackere Johann von Sponheim, kein schwächlicher Zecher; doch er hielt sich ruhig und sah nur fragend zu seinem Nachbarn hinüber, dem Ritter Weinhart von Dhaun, der scheu verlegen das Haupt hinter des Humpens Rundung barg. Auch der alte Flörsheimer strich sich zweifelnd den grauen Bart, dieweil der hagere Kunz von Stromberg, mehr den Weibern denn dem Wein ergeben, sich schon schüttelte beim Gedanken an den Jammer, den eine solche Sintflut heraufbeschwören mußte. Selbst der Burgkaplan, der dem Rheinwein zuschrieb, daß er das Gloria im Hochamt so kräftig intonierte, besah sich ehrfurchtsvoll den Koloß und dankte innerlich dafür, einen solchen Stiefel anzuziehen.

Da erhob sich auf einmal aus der Tafelrunde Einer mit einer Bärengestalt und Donnerstimme, schlug mit der Riesenfaust auf den Tisch und rief froher Laune: »Her mit dem Schlückchen!« Und alle schauten sie ihn an, den markigen Boos von Waldeck. Der aber hatte bereits den Stiefel erfaßt. »Zum Wohl! Ihr Herren!« tönte eine mächtige Stimme, eine breite Hand schwenkte den Stiefel.

Ihn leerte in einem Zuge Herr Boos von Waldeck, stellte ihn dröhnend auf den Tisch und ließ sich schwer in den Sessel fallen. Zum Rheingrafen gewendet sprach er lachend: »Ließ der Kurier nicht auch den andern Stiefel hier? Maßen ich in einer zweiten Wette auch noch das Dorf Roxheim mir erwerben möchte.«

Der Rheingraf schnitt ein betrübtelegantes Gesicht, die edlen Zecher lachten laut; seit der Stunde gehörte Hüffelsheim dem wackern Ritter Boos von Waldeck.



 Wie die alte Burg Sponheim im Nahethal entstanden ist, darüber berichtet uns die Sage folgendes: Ein Ritter von Ravensberg im Nahegau bewarb sich eifrig um die Hand der jungen, anmutigen Gräfin von Heimburg. Aber ein betrübendes Hindernis stellte sich zwischen den Bewerber und seine Geliebte: vor Jahren hatte ein Ravensberger in blutiger Fehde einen Heimburger getötet und tiefer Groll trennte seitdem die beiden Geschlechter. Bitter empfand es der tapfere Ravensberger und ließ trotz allem nicht nach in seiner liebenden Werbung. Seine beharrliche Treue ging der liebevollen Gräfin zu Herzen, und eines Tages beschied sie den stürmischen Freier also:

»Wollt Ihr Euch unterfangen, Herr Ritter, zur Sühne der Schuld Eures Ahnen ins heilige Land zu ziehen, so soll Eure Werbung Gehör finden in der Stunde, wo Ihr mir heimkehrend ein Andenken an die heiligen Stätten unseres Erlösers in die Hand legt.«

Hoherfreut küßte der Ritter der geliebten Frau die Hand und von ihrem huldreichen Lächeln begleitet, schied er. Eben um diese Zeit klang des greisen Rotbart Aufruf zum Kampf gegen die Ungläubigen durch die deutschen Gauen, und der Ravensberger säumte nicht, sich den stolzen Scharen des Staufenkaisers anzuschließen. Mühevoll ward die Kreuzfahrt, und als sich das Heer kümmerlich durch Levantens öde Steppen hindurchschlug, gedachte der wackere Ravensberger voll Wehmut seiner ruhigen Veste im schönen Nahethal, allwo man sich des Abends nach einem wohlbestellten Nachtmahl niederlegen konnte, ohne zu befürchten, daß bei Nacht und Nebel ein wüster Türken Schwarm hereinbrach, dem friedlichen Schläfer den krummen Säbel über dem Haupte schwingend. Hat aber dennoch überall wacker mitgekämpft und sich nach des alten Rotbart und seines Sohnes Tod ritterlich dem englischen Königssohn angeschlossen (Löwenherz hieß er), weil vor diesem die grimmigen Türkenhorden die meiste Angst besaßen.

Seiner geliebten Dame im Nahegau hat der Ravensberger im Morgenlande zu keiner Zeit vergessen und allgemach ist die Sehnsucht stark und stärker in ihm geworden, bis er sie nimmer hat bezwingen können. Auch den Königserben Richard Löwenherz rief die Besorgnis um sein Erbe nach dem meerumgürteten Albion zurück. Unter den Waffengenossen, die sich mit ihm einschifften, befand sich auch der Herr von Ravensberg. Froher Laune war der wackere Rittersmann und während das Königsschiff dahersegelte durch das Griechenmeer und die blaue Adria, stand er oft auf dem Verdeck, und wenn ihn niemand beobachtete, zog er heimlich ein Kästchen hervor aus schwarzem Ebenholz, das war außen reich mit Edelstein geschmückt und ein Frauenname war darauf verzeichnet mit goldenen Lettern. Drinnen war es mit kostbarer, roter Seide belegt und barg einen winzigen, unscheinbaren Span, den hat der Ravensberger stets mit größter Verehrung geküßt: für schweres Geld hatte er ihn im heiligen Lande von einem jüdischen Händler erworben; der hat ihm geschworen bei den großen und kleinen Propheten, daß es eine Partikel des Marterholzes sei, woran die römischen Soldaten den heiligen Rabbi von Nazareth, den Gottessohn, gekreuzigt.

Frohen Mutes war der Ravensberger auf der ganzen Fahrt. Da aber geschah ein trauriges Ereignis. Schon sahen die heimkehrenden Kreuzfahrer italisches Land vor sich, da litt das Fahrzeug Schiffbruch. Nur mit Mühe rettete sich der englische Königssohn mit wenigen Getreuen bei Aquileja ans Land. Unter ihnen befand sich auch der Ravensberger; aber in welcher trostloser Stimmung. Wie später einmal der große Camoens die Lusiaden, so hatte er die kostbare

Truhe hoch über sich im Wasser emporgehalten, aber ein Strudel riß ihn hinab – als er die Augen aufschlug, fand er sich auf festem Uferlande: der heilige Span hatte ihn gerettet, aber – herber Trost – er ihn verloren und mit ihm alle Hoffnung auf sein schönstes Glück.

* * *

In der Veste Heimburg im schönen Nahegau ist eines Tages müde und niedergeschlagen ein heimkehrender Kreuzfahrer angelangt; der hat sich kleinmütig bei des Schlosses Herrin ansagen lassen. Mit huldvollem Lächeln ist die liebreizende Gräfin dem Rittersmann entgegengeeilt, aus dessen sonngebräuntem Antlitz eine tiefe Bekümmernis sprach. Schweigend, das holde Antlitz züchtig gesenkt, nahm sie den lamentablen Bericht entgegen. Dann, als er geendet, hob sie lächelnd das schöne Haupt. »War das Kästchen nicht reich mit Edelsteinen verziert und stand nicht mein Name darauf in goldenen Lettern?« fragte sie.

»So ist es, vielehle Herrin,« versetzte der Ravensberger, seltsam überrascht, dann mit erneuerter Bitterkeit: »Nun ruht es auf dem Meeresgrund, trotzdem ich in tiefster Bedrängnis den heiligen Georg anrief, den kostbaren Span vom Kreuz unseres Erlösers zu retten.«

Da winkte die Burgherrin einem Pagen und nach wenigen Augenblicken brachte ihr der Knabe ans sammetnem Kissen eine kleine Truhe aus schwarzem Ebenholz, die war reich mit Edelsteinen geschmückt und ein Frauennamen war darauf verzeichnet. Einen freudigen Überraschungsruf stieß der Ravensberger aus: er hatte sofort das Kleinod erkannt.

»Thut Abbitte dem heiligen Patron der Ritterschaft,« sprach die Gräfin mit mildem Lächeln. »Ein fremder Knappe überbrachte dem Burgvogt vor etlichen Tagen diese Truhe und war verschwunden, als ich ihn zu mir bescheiden wollte.«

»St. Georg, der Ritter, ist's gewesen, in eigener Person,« raunte der Ravensberger und bekreuzte sich andächtiglich. »Hat damit des heiligen Spanes Echtheit bewiesen.«

»Mechtildis!«

Hat dann vor der reizenden Herrin das Knie gebeugt und errötend reichte sie dem längst heimlich geliebten Manne die schwellenden Lippen zum ersten Liebeskusse.

* * *

Ein fröhlicher Hochzeitstag wurde gefeiert im Nahegau und eine stolze Ritterveste wurde umgetauft auf den Namen Spanheim, später Sponheim, und so hieß sie noch manch Jahrhundert hindurch.



Die Ebernburg



In der Nähe des lieblichen Kreuznach, dessen Heilquelle jährlich Tausenden Erholung und

Genesung spendet, liegt die Ebernburg. Ihre Gründung reicht bis ins elfte Jahrhundert zurück. Damals Eigentum der salischen Kaiser, kam sie im vierzehnten Jahrhundert an das Sponheimer Grafengeschlecht und im folgenden Jahrhundert an die Sickinger. Dem geächteten Franz von Sickingen und vielen seiner Anhänger diente die »Herberge der Gerechtigkeit« als Zufluchtsort. Nach Sickingens Tode zerstört, wurde sie von seinen Nachkommen wieder aufgebaut, bis die Franzosen sie vor hundert Jahren zum zweiten Male in eine Ruine verwandelten.

Ueber dem Thor dieser erinnerungsreichen Ruine ist das Bild eines Ebers eingemauert. Wie ein solcher der Burg ihren Namen gab, darüber erzählt die Sage folgendes: In alter Zeit war der Raugraf Rupert Besitzer der Veste. Er warb seit langem insgeheim um die Hand der schönen und reichen Gräfin Montfort. Als er jedoch einstmals seinen Antrag der Gräfin vorbrachte, wies sie ihn ab: ihr Herz hatte nämlich schon gewählt. Der also Beglückte war des Raugrafen eigener Jugendfreund, Rheingraf Heinrich.

Grollend über die Zurücksetzung, die er erduldet, zog sich der Raugraf von seinem bisherigen Freunde finster zurück. Seine früheren Genossen sahen ihn weder beim Turniere, noch bei festlichen Gelagen, und bedauernd erzählten sie sich, daß der Raugraf in düsterer Verstimmung allen gesellschaftlichen Verkehr fliehe. Nur der Jagd war er treu geblieben und tagelang streifte der Vereinsamte, oft ganz allein, mit seinen kläffenden Rüden durch seine Forsten.

Als er einst wiederum von einem Jagdausflug heimkehrte, stieß er in der Nähe des Rheingrafenstein auf einen Eber von solch ungewöhnlicher Größe, wie er sich kaum erinnerte, einen zweiten in seinen Wäldern gesehen zu haben. Mit grimmiger Wut trieb das gereizte Tier die bellende Meute zurück und stürzte sich wütend auf den Jäger, dessen Wurfgeschob es nur verwundet, aber nicht niedergestreckt hatte.


Der Raugraf erblaßte. Unbewaffnet wie er war, empfahl er seine Seele Gott: da sank der Eber plötzlich, kaum einen Schritt von ihm entfernt, röchelnd nieder, von einer Lanze, die aus dem Busch zischte, tödlich getroffen. Die Zweige teilten sich und hervor trat der Rheingraf. Stumm eilte er auf den ehemaligen Jugendfreund zu, der ihm in tiefer Bewegung um den Hals fiel.

»Meine Liebe hast du getötet, dafür mein Leben gerettet!« soll der Raugraf schmerzlich ausgerufen haben. Jener erzählte ihm, wie er den Eber bereits drei Tage in seinem Revier gesucht und endlich seine Fährte bis in des ehemaligen Freundes Revier verfolgt hätte. »Durch einen Wildfrevell,« schloß der Rheingraf, »rettete ich mir einen edlen Genossen, dessen Freund zu sein ich niemals aufgehört hatte.«

Begraben ward der Groll, den der Raugraf gegen den Jugendfreund gehegt hatte. An dem Tage, wo der Rheingraf die liebreizende Gräfin von Montfort zum Altare führte, ließ der Raugraf, um des Freundes That allen späteren Geschlechtern zu verkünden, über dem Burgthor seiner Veste einen ausgehauenen Eberkopf anbringen und taufte sie fortan die Ebernburg. Den Namen hat sie behalten bis auf den heutigen Tag.

Bingen

Der Mäuseturm

 Unterhalb Bingen liegt mitten im Strom auf einem einzigen Eiland eine turmartige Veste, der Mäuseturm. Seit Jahrhunderten ist mit ihm eines Mainzer Erzbischofs Name in düsterer Weise verknüpft, jenes finstern Hatto, den die Sage eines furchtbaren Frevels angeklagt und dadurch verfehmt hat am ganzen Rheinstrom und weit in die Lande.

Ein ehrgeiziger, herz- und treuloser Mann soll er gewesen sein, ein grausamer Herr seiner Unterthanen. Hohe Steuern erpreßte er ihnen, Zölle legte er ihnen auf und ersann zahllose Lasten, seiner Herrschsucht und Prunkliebe zu fröhnen. Zwischen Bingen und Rüdesheim ließ er im Rheine den festen Turm erbauen und nötigte alle Schiffe, die thalabwärts fuhren, zur Entrichtung eines Zolles.

Bald darauf suchte ein trauriger Mißwachs das Mainzer Land heim. Dürre und Hagel vernichteten die ohnehin spärlichen Saaten und die Teuerung ward um so fühlbarer, da Erzbischof Hatto große Getreidevorräte angekauft und in seine Speicher verschlossen hatte. Die Hungersnot war bald erschrecklich, doch vergebens flehten die Unglücklichen den grausamen Herrn an, den Kornpreis seiner aufgespeicherten Frucht herabzusetzen. Wohl drangen seine Räte in ihn, daß er sich des Elendes erbarme, doch Hatto blieb ungerührt, und als der steigende Jammer und die Hartherzigkeit des Gebieters Erbitterung erregte und murrende Stimmen sich erhoben unter dem heimgesuchten Volke, da setzte Hatto seiner Grausamkeit die Krone auf.

Eines Tages drang eine hungrige Bettlerschar jammernd in den erzbischöflichen Palast und flehte den Erzbischof, der just an schwelgerischer Tafel saß, wimmernd um Nahrung an. Er aber hatte gerade zu seinen Tischgenossen in grollender Verdrossenheit geäußert, es wäre besser, das elende Volk käme durch irgend eine rasche Art von dieser Welt; so sei es aller Not und er seiner enthoben. Wie nun die zerlumpten Haufen, Männer, Weiber und Kinder mit hohlwangigen, bleichen Gesichtern, sich vor ihm niederstürzten und um Brot schrieten, zuckte es plötzlich auf in seinen Augen. Er winkte ihnen mit erheuchelter Huld, versprach ihnen Korn und ließ sie hinausführen in eine Scheune vor die Stadt, allwo sie Korn erhalten sollten, so viel ein Jeder bedürfe. Voll freudigen Dankes eilten die Unglücklichen hinaus: als aber alle drinnen waren, ließ Hatto das Scheunenthor schließen und die Scheune anzünden.

Gräßlich war das Gewinsel der Elenden. Bis zum Bischofspalast soll das Geschrei gedrungen sein. Der grausame Hatto aber rief spottend seinen Räten zu: »Hört, wie die Kornmäuse pfeifen! Nun hat das Betteln ein Ende, mich sollen die Mäuslein beißen, wenn's nicht wahr ist.«

Fürchterlich aber traf ihn die Strafe des Himmels. Aus der brennenden Scheune schlüpfen Tausende von Mäusen, nahmen ihren Weg zum Palast, erfüllten alle Gemächer und fielen selbst den Erzbischof an. In ungezählten Scharen huschten sie durch seine Räume und ob seine Diener zahllose der gierigen Nager vertilgten, immer größer ward ihre Zahl, immer drohender ihre Gier. Grauen packte den Erzbischof und Gottes Strafgericht ahnend, floh er aus der Stadt auf ein Schiff, um sich der wütenden Bisse seiner Verfolger zu erwehren. Aber die untilgbare Schar

schwamm in Legionen ihm nach, und als er verzweifelnd den Zollturm bei Bingen erreichte, vermeinend, in der stromumspülten Inselveste sicher zu sein, da folgte ihm das graue Heer der Mäuse auch hierhin, grub sich mit scharfen Zähnen den Zugang in den Turm und erreichte bald den, welchen es verfolgte.

Er ist ihnen auch unterlegen, der Grausame. Soll zum Schluß in heller Verzweiflung seine Seele dem Bösen verschrieben haben, so er seinen Leib erlöse, und im Höllenbrand soll der Gottseibeius dazwischen gefahren, den zuckenden Leib befreit, die Seele aber für sich genommen haben am dritten Tage.

* * *


Also vermeldet die Sage. Milder spricht ihre Schwester, die Geschichte, über Hatto, den gestrengen Erzbischof von Mainz. Sie tadelt nur eines an ihm: seine Herrschsucht. Sie erwarb dem Mainzer Stuhl jene weltliche Macht, durch die er später der erste Bischofssitz des Reiches wurde. Den Mainzer Bürgern mochte dies nicht unangenehm sein, aber tief verhaßt war vielen der stolze, despotische Geist dessen, der sie begründete, und weil er überdies der Erbauer des Zwingers im Strombett war, von dem aus er alle vorüberfahrenden Schiffe des Zolles wegen untersuchen ließ – durchmausen, müsen, sagten unsere Altvordern und spricht der Rheinländer noch heute – so mag jener Mäuseturm, vereint mit dem Groll eines unterdrückten Volkes, jene gräßliche Sage hervorgerufen haben.



Ingelheim

Eginhard und Emma

I.

 Es ist eine alte, rührende Geschichte, die ich Dir erzählen will, mein Leser, und was sie vor andern voraus hat, das ist ein Körnchen historischer Wahrheit.

Zu Ingelheim, einem schmucken Städtchen im rebengesegneten Rheingau, erhob sich voreinst ein stolzer Marmorpalast, die Lieblingsresidenz Karls des Großen. In jene weltferne, glückatmende Einsamkeit zog sich der große Frankenkaiser oft zurück, nur begleitet von seinen treuesten Vasallen und den Mitgliedern seiner Familie. Unter den Auserlesenen fehlte nie Eginhard, des Kaisers Sekretär. Obgleich noch jung, war er dennoch wegen seines umfangreichen Wissens bei Karl hoch angesehen und erfreute sich der besondern Huld seines Gebieters. Der junge Gelehrte, dessen ernstes, frauenhaftes Jünglingsantlitz sich zwiefach aus der Schar der wetterfesten Kriegsmannen abhob, mißfiel den Frauen des kaiserlichen Hofes nicht minder.

Karl hatte den Sekretär in seine Familie eingeführt und anvertraute ihm die Unterweisung seiner Lieblingstochter Emma, dazumal bekannt als die schönste Dame ihrer Zeit. Sie war die Tochter der Grismonda. Aus ihren Augen, dunkel wie der Fittig der Raben, redete das Fühlen ihrer italischen Mutter. Bald fühlte der jugendliche Lehrer sein Herz entflammen an der Glut jener Südländsblicke und die Schreib- und Lesestunden wurden zu Liebes- und Schäferstunden.

II.

Jedes liebte und sah sich wiedergeliebt vom andern.

Es war ihre erste Liebe.

Er hätte solchen Ausgang ahnen müssen, der große Karl, als er den jungen Gelehrten mit dem frauenhaften Antlitz der jugendlichen Tochter mit den Glutaugen übergab. Er hätte es ahnen müssen.

In traumstillen Nachtstunden, wenn Schlaf auf allen Lidern lag, schlich sich Eginhard in das Gemach seiner Geliebten. Dann lauschte die Tochter Karls des Großen den süßen Schmeichelreden des zum Dichter gewordenen Gelehrten. Sie irrte liebestrunken mit ihm auf einem Meer seliger Hoffnung, dessen Klippen ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nicht sah. Eginhard besaß ein glutvolles Herz, doch rein wie keusches Sternenlicht war die Flamme seiner Liebe zu der Tochter seines Herrn: keine Leidenschaft trübte ihren Schimmer.

Aber das Geschick war gegen sie.

Während einer Herbstnacht befand sich Eginhard wiederum bei der Geliebten. Der große Palast war in Dunkelheit gehüllt. Kein Stern strahlte am Himmel, das Glück der Liebenden zu verraten.

Die Stunden der Liebe fliehen schnell. Im Augenblicke, wo Eginhard das Gemach verlassen wollte, bemerkte er, daß der Hof drunten mit einer Schneedecke überzogen war.

Unmöglich, ihn zu überschreiten, ohne seine Fußspuren zurückzulassen. Dennoch mußte er sein Zimmer drüben gewinnen. Was war zu geschehen?

Liebe ist erfinderisch.

Nach kurzem Nachdenken kamen beide zu einem Entschluß, den seither ungezählte Dichter besungen haben. (Wäre ich ein Dichter, auch ich würde ihn besingen.) Das zarte Mädchen nahm den Geliebten auf den Rücken und überschritt mit ihm den weißen Hof. In den glitzernden Schnee zeichnete sie die Spuren zweier reizenden Füßchen.

Karl der Große wachte noch zu dieser Stunde. Schwere Sorgen über sein Riesenreich bannten den Schlaf aus seinem Gemach. Am Fenster lehnte er und schaute schweigendernst in die Nacht. Da gewahrte er einen Schatten, der den Hof überschritt. Er beugte sich vor und erkannte Emma, seine Lieblingstochter, auf dem Rücken – Karl starrt weitoffnen Auges – einen Mann tragend, und dieser Mann – ein leiser Schrei aus Karls Mund – war Eginhard, der Günstling. Im Herzen des Kaisers kämpften Schmerz und Wut. Er wollte hinunterrasen, die Elenden zu töten: er bezwang sich. Unfaßbar wäre die Schmach: Kaiserstochter und Schreiber! Er tappt vom Herrscher von Millionen auf dem Buhlgang! Ein tiefer Seufzer preßte sich aus seiner mächtigen Brust. Er trat zurück in sein Zimmer und die kleinen Flocken, die um die Scheiben irrten, sahen noch lange sein grambewegtes Antlitz.

III.

Am andern Morgen versammelte der große Karl seine Räte. Die alten Getreuen entsetzten sich bei seinem Anblick, Falten furchten seine Stirn, Gram nistete in seinen durchwachten Zügen. Eginhard vor allem betrachtete seinen Gebieter mit ahnungsvoller Scheu. Karl erhob sich und sprach:

»Was verdient eine königliche Prinzessin, die zur Nachtzeit einen Mann aufnimmt in ihre Gemächer?«

Die Räte betrachteten sich sprachlos. Eginhards Angesicht wurde bleich wie der Tod. Die Getreuen suchten nicht lange, um den Namen jener Fürstentochter zu finden. Verlegen berieten sie eine Zeit; dann nahm einer das Wort:

»Majestät, bei Verbrechen der Liebe sei das schwache Weib stets der straflose Teil.«

»Und was verdient ein Günstling des Kaisers, der sich des Nachts in die Gemächer einer königlichen Prinzessin hineinschleicht?«

Funkelnden Auges wandte sich der eiserne Karl an seinen Schreiber. Eginhard zitterte leicht und das frauenhafte Antlitz ward noch bleicher. Verloren! murmelte er. Dann, sich hoch aufrichtend:

»Den Tod, mein Herr und Kaiser!«

Karl der Große betrachtete den Jüngling voll Bewunderung. Vor dieser Selbstanklage und heißen

Reue schmolz der Zorn in seiner Seele und machte mildern Regungen Platz. Tiefes Schweigen folgte der Antwort des Geheimschreibers. Wenige Augenblicke später verabschiedete der Kaiser die Räte. Eginhard machte er ein Zeichen, ihm zu folgen.

Stumm vorausschreitend, führte ihn Karl in sein Arbeitszimmer. Die zweite Thür öffnete sich: Emma erschien, von ihrem Vater gerufen. Ihr Antlitz war totenfahl, als sie den finstern Blick des Kaisers und die kummerbleichen Züge des Geliebten erschaute. Sie begriff sofort alles und mit einem erschütternden Wehruf stürzte sie dem Vater zu Füßen.

»Gnade, Gnade! Mein Vater! Wir liebten uns so sehr!« und ihre großen, umflorten Augen hoben sich flehend.

»Gnade!« murmelte auch Eginhard und beugte das Knie.

Der Kaiser blieb stumm. Dann begann er zu sprechen, zuerst hart und ernst, mählig, unter dem Schluchzen seines Lieblingskindes, milderten sich seine Worte.

»Weil ihr Euch liebt – seltsam betonte er das Wort – will ich Euch nicht trennen. Ein Priester soll Euch vereinen, und das nächste Morgenrot findet Euch nicht mehr hier.«

Die Thür schloß sich hinter ihm.

Schmerzversunken, des Inhaltes der Rede nur halb bewußt, kniete das schöne Mädchen. Eine weiche Stimme ließ es zusammenschauern. Sanft zog sie Eginhard an sein Herz.

»Weine nicht, Emma!« flüsterte er; »indem Dein Vater, mein Gebieter, Dich von sich stieß, hat er uns auf immer verbunden.«

Reichlicher strömten ihre Thränen.

»Komm,« fuhr er bewegter fort, »die Liebe wird uns begleiten.«

Am andern Morgen verließen zwei jugendliche Pilger das Schloß zu Ingelheim und wandten sich in die Richtung nach Mainz.

IV.

Jahre schwanden.

Der große Karl hatte den Krieg in die Sachsenwälder getragen. Er hatte auf sein Haupt die Krone der Römer gesetzt und die Welt war erfüllt von seinem Ruhme. Dennoch war sein Haar gebleicht und sein Herz gealtert. Ein trauerndes schönes Bild wob sich seit Jahren in seine Gedanken und wehrte sich gegen jegliches Vergessen. Am Abend, wenn sich die untergehende Sonne in den Marmorsäulen des Königsschlusses spiegelte und ihre letzten Strahlen das hohe Gemach des Frankenherrschers vergoldeten, dann sah sie ihn häufig unbeweglich dort sitzen auf reichgeschnitztem Stuhle, das mächtige Haupt verhüllt in den Händen.

Trübe Träume spann der Kaiser.

Er gedachte der Tage, welche nicht mehr waren. Er gedachte des jungen Mannes, den sein sanftes

Wesen, sein frauenhaftes Antlitz zwiefach aus der Schar der wetterfesten Kriegsmannen kenntlich gemacht hatte. Mit welchem Feuer hatte er stets die herrlichen Heldengesänge vorgetragen, mit welcher Innigkeit die rührenden Volkslieder und Sagen, welche der Kaiser mit regem Eifer stets sammelte! Wie er dann vorgelesen aus dem grauen Pergament, das er selber zierlich geschrieben, da war gar oft ein dunkeläugiges Mädchen zugegen gewesen, des großen Karl Lieblingstochter: an des Vaters Knie geschmiegt, lauschte es der sanften Stimme des Vorlesers, und in sein reines Auge stahl sich zuweilen eine Thräne der Rührung.

V.

Jagdfanfaren durchschmettern die Einsamkeit des Odenwaldes. Karl der Große und seine Getreuen liegen dem edlen Waidwerk ob, Der alte Kaiser, der überall Vergessen sucht, hat den Speer ergriffen, die Hirsche der Wälder zu erlegen.

Er hat sich von seiner Begleitung getrennt und verfolgt eben einen stolzen Sechzehnder. Schon steht die Sonne tief am Himmel, das verfolgte Tier jagt auf den Main zu, dessen Fluten durch das Geäst glitzern. Es erblickt den Fluß, stutzt einen Augenblick und, gehetzt von des Verfolgers Nähe, stürzt es sich in die Wellen, die es schwimmend durchschneidet. Der Kaiser erscheint: erschöpft steht er am Ufer. Nun erst bemerkt er, wie unmerklich der Abend ihn überraschte in einer Gegend, die ihm gänzlich unbekannt.

Vor sich hat er den Strom, hinter sich den Wald. Schon strahlen über ihm die ersten Sterne. Vergebens sucht Karl, den rechten Weg längs dem Flusse zu finden. Der Wald, den er soeben durchbrochen, scheint undurchdringlich. Tiefe Nacht umhüllt ihn.

Da glänzt unerwartet ein Licht aus der Ferne. Der Kaiser schaut hin und schreitet, froh überrascht, der Richtung zu. Eine Hütte winkt, einen Steinwurf vom Ufer, aus dem Gehölz durch das erhellte Fenster gewahrt der königliche Späher ein dürftiges Zimmer.

Vielleicht die Klause eines frommen Mannes! denkt er.

Er klopft an der Thür. Ein blondbärtiger Mann erscheint.

Der Kaiser berichtet, ohne sich zu nennen, seine Verlegenheit und bittet um Obdach für die Nacht.

Bei dem Klang seiner Stimme geht ein Zittern durch den Körper des Mannes. Er läßt den Kaiser eintreten. Eine junge Frau sitzt auf einem Schemel und wiegt ein Kind auf ihren Knien. Beim Anblick des Kaisers flammt ihr dunkles Auge auf, ihr Antlitz wird weiß wie Marmor. Eilends begiebt sie sich in den anstoßenden Raum, um ihr Schluchzen zu verbergen. Karl setzt sich nieder und stützt, jede Erquickung des Gastgebers ausschlagend, das Haupt müde in die Hände.

* * *

Minuten vergehen.

Schläft er?

Nein, Träume spinnt er, trübe Träume.

Er gedenkt der Tage, welche nicht mehr sind. Er gedenkt des jungen Mannes, den sein sanftes Wesen, sein frauenhaftes Antlitz zwiefach aus der Schar der wetterfesten Kriegsmannen kenntlich gemacht hatte. Mit welchem Feuer hatte er stets die herrlichen Heldengesänge vorgetragen, mit welcher Innigkeit die rührenden Volkslieder und Sagen, welche der Kaiser mit regem Eifer sammelte. Wie er dann vorgelesen aus dem grauen Pergament, das er selber zierlich beschrieben, da war gar oft ein dunkeläugiges Mädchen zugegen gewesen, des großen Karl Lieblingstochter: an des Vaters Knie geschmiegt, lauschte es der sanften Stimme des Vorlesers und in sein reines Auge stahl sich zuweilen eine Thräne der Rührung.

Der Kaiser seufzte tief auf.

Eine silberne Kinderstimme entriß ihm seinen Träumen. Ein Mägdlein von etwa fünf Jahren, mehr Engel als irdisches Wesen, näherte sich ihm schüchtern und bot dem fremden Gast den Nachtgruß seiner Mutter. Bewegt schaute der Kaiser auf das Kindlein, das ihm sein weißes Händchen entgegenhielt. Doppelt entzückend wirkte seine unschuldsvolle Schönheit in der düstern Umgebung: ein Pastell in einem dunklen Rahmen.

»Wie heißt du, Kleine?« fragte der Kaiser.

»Emma!« antwortete das Kind.

»Emma!« wiederholte Karl und eine Thräne perlte über seine Wangen. Er zog das Engelkind an sich und drückte einen Kuß auf seine reine Stirn.

Eine Bewegung entstand. Zu des Kaisers Füßen lagen der blondbärtige Mann und sein junges Weib und erlebten schluchzend Verzeihung.

»Emma! Eginhard!« ruft Karl mit zitternder Stimme und umarmt sie weinend. »Gesegnet sei die Stätte, wo ich Euch wiedergefunden!«

Über der stillen Hülle schwebt der Engel des Friedens.

VI.


Emma und Eginhard kehrten in großem Pomp zum Hofe des Kaisers zurück. Karl schenkte ihnen das prächtige Schloß zu Ingelheim und fühlte sein Dasein an der Seite seiner geliebten Kinder sich verjüngen. An der Stelle, wo er sie wiedergefunden, ließ er ein Kloster errichten; später entstand ein Stadtort. Seligenstadt heißt sie bis auf den heutigen Tag.

Zu der Kirche zu Seligenstadt zeigt man noch das Grab Eginhards und Emmas. Ihre Gebeine wurden, getreu ihrem Wunsche, in demselben Sarkophage beigesetzt.



Frankfurt

Der Schelm von Bergen

 Krönungsfeier in Frankfurt! Großen Mummenschanz hat man im Römer veranstaltet zu Ehren des Kaisers; Frauen und Fürsten wetteifern in festlichem Schmuck. Frohe Festesfreude liegt über dem wogenden Treiben; nur einer unter den zahlreichen Gästen fällt auf durch seinen hohen Ernst und seine gemessene Würde. Schwarz war seine Rüstung, schwarz auch die wallende Feder über dem geschlossenen Visir. Niemand kennt ihn. Nun naht er mit edlem Anstand der Kaiserin, beugte das Knie und bittet um einen Tanz, und die hohe Frau, bezwungen von seiner Hoheit, reicht ihm ihre Hand. In zierlichem Tanz schwebt er dahin mit der Königin des Festes und wiederum geht ein Raunen durch den Kreis der Fürsten und Frauen, – hier mehr als dort – wer er sei, der schwarze Ritter.

Die Herrscherin war entzückt über den gewandten Tänzer und die Anmut seiner Unterhaltung und gewährte ihm einen zweiten und dritten Tanz. Stärker wuchs die Neugier um den verummten Ritter. Unterdes schlug die Stunde, wo es jeder Maske Pflicht, sich zu lüften. Mehr wie alle andern drängte es die Kaiserin, ihren Tänzer kennen zu lernen. Er aber zauderte, weigerte sich sogar, bis sie schmollend ihm befahl, das Visir zu öffnen. Gehorsam that es der Kavalier; niemand aber kannte ihn. Da drängen sich zwei Hauptleute vor, die draußen mit ihren Hellebardieren wachen; sie erkennen den geheimnisvollen Tänzer und ein einstimmiger Schrei, Entrüstung und Entsetzen zugleich, bricht aus der dichtgedrängten Menge.

»Der Scharfrichter von Bergen!«

Also hatten ihn die Beiden bezeichnet. Zornglühend befahl der Kaiser, den schamlosen Frevler, der die Kaiserin entwürdigt und die Krone beschimpft, der schwersten Strafe zu überliefern.

Da wirft sich jener vor dem Herrscher auf die Kniee und hebt unverzagt das Haupt.

»Ich habe gefrevelt, o Herr,« spricht er frei, »an Dir und Deinem erlauchten Gemahl. Den Schimpf, den ich ihr angethan, wäscht nicht mein Blut ab. Darum wolle, o Kaiser, von Deinem Knecht das Mittel anhören, womit jene Schmach getilgt werde: gieb mir den Ritterschlag und die Schmach ist gelöscht; ich aber werfe jedem den Handschuh hin, der es wagt, unehrerbietig von meiner Herrin zu sprechen.«

Sinnend steht der Kaiser. Aller Augen schweifen von ihm zu dem kühnen Mann.


»Du bist ein Schelm,« spricht er nach einer Weile, aber deine Rede zeugt von Klugheit, wie dein Vergehen von Mut. Wohlan – und sein Schwert berührte des Knieenden Nacken – erhebe dich als Ritter. Ein Schelmenstück war deine That; Schelm von Bergen sei dein künftiger Name.«

Ein jubelnder Heilruf brauste durch den Saal und nochmals schwebte der neue Ritter in zierlichem Tanze daher mit der Königin des Festes.



Speyer

Die Glocken von Speyer

 Er hat viel Leid unter seinem Purpurmantel getragen, jener unglückliche Heinrich IV. Durch eigene und durch fremde Schuld ward die herrliche deutsche Kaiserkrone, die er auf dem Haupte trug, mit Dornen umrankt und bis in den Schoß seiner Familie schlich sich das Gespenst des Unglücks, das den unseligen Herrscher verfolgte. Zu dem Bannstrahl des Papstes, seines gewaltigsten Gegners, kam die Empörung der Fürsten und endlich, um das Maß des Leides zu erschöpfen, die Verschwörung der eigenen Söhne. Zunächst tritt Konrad der ältere als offener Rebell dem geächteten Vater trutzig entgegen und dann, als dieser jäh gestorben, sein zweiter Sohn Heinrich mit List und Ränken. Von ihm zur Thronentsagung gezwungen, flieht der gebrochene Herrscher, nur von seinem treuen Diener begleitet, nach Lüttich, und als er hier das müde Haupt zur letzten Ruhe legt, da ruht sein Leib fünf Jahre lang in ungeweihter Erde in fremdem Lande.

Endlich erwirkt des Sohnes Bitte von dem zürnenden Pontifex die Lösung des Bannes. Wankend folgte der greise Kuonrat der Leiche seines kaiserlichen Herrn, an deren Gruft er Tag und Nacht geseufzt und gebetet, nach der alten Kaiserstadt Speier. Einige Tage darauf schlossen sich seine Augen für immer, und in demselben Augenblicke läuteten, ohne daß eine Hand sie in Bewegung setzte, alle Glocken der Stadt, wie es geschah, wenn man einen Kaiser zur Gruft geleitete.

Jahre vergingen.


Zu Speier lag auf prunkvollem Pfühl ein Mann und rang mit dem Tode. In seinem Haupt, das bis zur Stunde die Krone geschmückt, die er dem Vater mit frevelnder Hand geraubt, jagten einander wild die Gedanken. Vor seinem Lager stand unheimlich der Schatten seines Vaters und verwies ihn strafend an die Worte des vierten Gebotes. Eines schweren Todes ist Kaiser Heinrich V., der unnatürliche Sohn, gestorben, und als die Stunde schlug, wo seine gequälte Seele sich losrang vom Leibe, da scholl, ohne daß eine Hand es in Bewegung setzte, vom Dom das Armsünderglöcklein, wie es geschah, wenn man einen Missethäter zum Richtplatz führte.

Also wurden die Glocken von Speyer ein Werkzeug der Hand dessen, der einst auf Sinai weise und warnend gesagt hatte: »Ehre Vater und Mutter ...«



Heppenheim

Der Mönch der Abtei Lorch

 Unfern des alten Städtchens Heppenheim an der Bergstraße stehen auf einer Rheininsel die Ruinen der ehemaligen Benediktinerabtei Lorch. Pipin, der Frankenkönig, gründete das Kloster, und ein Jahrtausend ragten seine Mauern empor auf dem lieblichen Eiland, bis die Horden des dreißigjährigen Krieges Kirche und Kloster zerstörten.

Auf einer Rheinreise hielt eines Abends Karl der Große im Kloster Rast. Mit großer Ehrfurcht wurde der greise Herrscher von dem Abt und den Brüdern empfangen. Frühzeitig zog sich der Kaiser in sein Gemach zurück. Quälende Herrschersorgen hielten ihn noch bis Mitternacht wach, und als er sich endlich niederlegte, konnte er die ersehnte Ruhe nicht finden. Er erhob sich und ging zur Klosterkirche, um dort zu beten. Unbemerkt, wie er wähnte, kniete er vor dem Altare in inbrünstigem Gebet nieder. Doch er war nicht der einzige Beter.

Als er sich erhob, sah er hinter sich einen hochgewachsenen, greisen Mönch auf den Knien. Neben ihm stand ein Jüngling. Lange schaute der Kaiser, hinter einem Pfeiler verborgen, auf das seltsame Beterpaar. Die ehrwürdige Erscheinung des in heißer Andacht betenden Greises nahm ihn gänzlich gefangen. Als jener, von dem jugendlichen Begleiter geführt, an ihm vorüberwankte, merkte er mit schmerzlicher Bewegung, daß er das Augenlicht verloren hatte.

Am andern Morgen erkundigte sich der Kaiser bei dem Abt nach dem nächtlichen Beter. Aber dieser wußte nur das Eine, daß jener Bernhardus heiße und aus einem fernen Kloster herübergekommen sei. Seinen Namen wie seine Heimat habe er hartnäckig verschwiegen. Der Kaiser ließ sich in die Zelle des Mönches führen. Als er dem Greis von Angesicht zu Angesicht im halben Morgenlicht gegenüberstand, zuckte mächtige Bewegung über des Kaisers forschende Züge. Er täuschte sich nicht: jener hochgewachsene Mönch, in dessen gefurchtes Antlitz sich Leid und Schwermut eingegraben, hatte einst auf seinem Haupt eine strahlende Fürstenkrone getragen und des Longobardenkönigs holde Tochter sein Gemahl genannt, hatte dann, als Karl den Desiderius entthronte, jenem grollend den Fehdehandschuh hingeworfen und, von dem mächtigen Lehnsherrn gebändigt, großmütig begnadigt, treulos den Vasalleneid gebrochen, worauf ihn der gewaltige Frankenkönig zu lebenslänglicher Büßung in ein fernes Kloster verwies. Thassilo war's, der Bayernherzog!

Nun standen sich Lehnsherr und Vasall, Sieger und Besiegter, gegenüber, beide von ungleicher Last früh gebleicht, dieser dazu der schönsten Gabe, seines Augenlichtes, beraubt, nicht ahnend, wer vor ihm stehe.

Tiefbewegt ergreift der Kaiser die Hand des Mönches.

»Mein Bruder!« spricht er leise und ernst, »der mit Euch spricht, stand Euch einst mit dem Schwert in der Hand gegenüber. Gebleicht sind unser Beider Haare, längst vergangen ist der Groll des Lehnsherrn wider den stolzen Vasallen. Laßt auch ihr schwinden den Haß, den Ihr noch etwa gegen mich hegt.«

Da zuckt der Mönch zusammen und sinkt in die Kniee.


»Ihr seid's, mein Herr und Kaiser!« ruft er gebrochen. »Ich habe schwer an Euch gefehlt und will dafür büßen, bis ich sterbe. Als ich von Eurer Ankunft hörte, schritt ich nächtlicher Weise zu Gott, ihn anzuflehen, Ihr möget mir meine Schuld vergeben, damit mir die letzte Stunde gelinder werde.«

Überwältigt von seinen Gefühlen, bricht der greise Mönch zusammen und Karl beugt sich erschüttert nieder zu dem einstigen Feind. Man bettet ihn und läßt ihm auf des Kaisers Befehl sorgfältigste Pflege angedeihen. Am nächsten Morgen klopfte Karl wiederum an der Zelle des Bruders Bernhardus an. Da trat ihm der Abt mit tiefenster Miene entgegen. Thassilo der Bayernherzog war über Nacht verschieden.



Mannheim

Der Gast in der Rheinmühle

 Der Müller in der Rheinmühle zu Mannheim war ein arger Geizhals. Die Armen, die sich seinem Hause nahten, jagte er mit Schimpf und Schelten davon, dem Müllerknecht, der ihm schon jahrelang treulich diente, ließ seine Habsucht kaum die nächtliche Ruhe. Weil sein Haus am Ufer stand, die Mühle selber aber im Wasser, trieb ihn oft mitten in der Nacht sein Argwohn hinaus auf den Strom, und ängstlich schlich er in der Mühle empor, sorgsam ausspähend nach vermeintlichen Korndieben. Der treue Müllerbursche, vom Schlaf aufgeweckt, schüttelte jedesmal traurig den Kopf, wenn der Alte stöbernd in der Mühle rundging.

Eines Nachts tönte wiederum der bekannte leise Ruderschlag des Müllers. Geräuschlos kam er herangeschlürft und spähte in den Räumen herum. Als er zur Kornkammer gelangte, stieß er einen Fluch aus. Dort hatte sich ein Greis im Silberbart gebettet und schlummerte ruhig. Zornig fährt der Müller den Knecht an, welch' unverschämten Landstreicher er dort beherberge. »Herr, gönnt dem müden Alten Ruh!« bat treuherzig der Knecht, »er schadet nicht dem Korn.«

Gereizt aber unterbricht ihn der zeternde Meister.


»Und wär's der müde Herrgott selber!« ruft er vermessen, »ich mag kein faules, lichtscheues Gesindel dulden. Packt Euch, alter Faullenzer!«

Da schwoll draußen vorm Fenster das Wasser, wild brausend schnob der Sturmwind um die Mühle und drohend richtete sich der Alte empor.

»Deine Frucht hab' ich dir gemahlen treulich jahraus, jahrein, und nun vergönnt du mir nicht ein Viertelstündchen Schlaf in deiner Behausung. Härter wie ein Mühlstein ist dein undankbares Herz; aber die Strafe wird es mürbe machen. Das kündet dir, den du geschmäht: der Alte vom Rhein!«

Riesengroß war die Gestalt des silberbärtigen Greises gewachsen. Kaum aber hatte der Rheingeist geendet, da zerfloß er in den Fluten und wirbelnd schoß die Mühle zum tiefsten Grunde. Den Müller und seinen Knecht warf eine mitleidige Welle ans Ufer. Am andern Morgen war von der Rheinmühle nichts mehr zu sehen.

Die Teufelskarosse

 Zu Mannheim – also erzählen die alten Leute – soll manchmal um Mitternacht Gass' auf, Gass' ab, ein prächtiger Wagen galoppiert, von vier Rappen mit feurigen Augen und dampfenden

Nüstern gezogen und von einem Kutscher in scharlachroter Livree geführt. Des Teufels Staatskarosse! sagen die Leute und möchten sich am liebsten gleich andächtiglich bekreuzen. Nicht jeder glaubt daran. Aber einmal ist einer zu Mannheim gewesen, der hat dran glauben müssen.

Ein scheinheiliger Frömmel ist's gewesen, wie's deren überall giebt, den Guten eine Last und den Schlechten ein Ärgernis. Kopfhängerisch war er, dabei voll Trug und List und scheute sich nicht, fromme Christenmenschen und andere zu übervorteilen. So kam es, daß ihm bald heimlich, bald öffentlich, manchmal ein Wort nachgerufen wurde, das weniger wie ein Segensspruch und eher wie das Gegenteil klang. Er aber machte sich nichts daraus und war um so sorgfältiger bedacht, sich bei seinem Wucher und Hehlen nicht überraschen zu lassen.


Eines Abends war er wiederum eifrig beschäftigt, seine zahlreichen Geldrollen nachzuzählen, und Mitternacht rückte heran, ohne daß er es wußte. Müde stellte er sich endlich ans Fenster und schaute die Straße hinunter. Da tönt auf einmal von fern Räderrasseln und Peitschenknall. Vierspännig saust eine Karosse heran, daß die Häuser rings vom Widerhall erbeben. Auf hohem Bock, reich galloniert und in feuerroter Livree sitzt der Kutscher, der rast, als ob er ehemals in einem römischen Circus das Wettfahren erlernt hätte, und die feurigen Rappen wirbeln Funken und Dampf aus den zitternden Nüstern.

Der Mann am Fenster thut einen leisen Schrei; denn aus der Kutsche winkt grinsend mit tückischem Blick der leibhaftige Gottseibeius. Wie er den Heuchler droben erbleichen sieht, schüttelt er lachend die feuerrote Allongeperücke. Der am Fenster droben klappert mit den Zähnen und will eiligst zurücktreten; aber o weh! sein Kopf schwillt gleich einem Kürbis an, wie Igelborsten sträuben sich seine Haare. Von fern knallt die Peitsche, hohl dröhnt das Pflaster, und höhnisches Gekicher tönt ringsum. Er aber keucht und stöhnt und würgt und zerrt; die Augen kreisen wie Leuchtkugeln und des Schädels centnerschwere Last droht ihn zu erdrücken. Denn er wölbt und weitet sich, ob er auch jammert und wimmert bis zum Morgengrauen. Man hat das Fensterkreuz einschlagen müssen, um des Kopfes Ungeheuer aus seiner Notlage zu befreien. Drei Tage hat er den Riesenkopf behalten; dann ward er allmählich wieder klein – doch sein Verstand war des Teufels.



Heidelberg

Der Wolfsbrunnen

 Jettenbühl heißt der Wald, in den man eintritt, wenn man von der großen Terrasse des Schlosses in östlicher Richtung weiter wandelt. In grauen Zeiten war er dichter und ausgedehnter. Eine Seherin wohnte drin, die war berühmt in den Gauen ringsum wegen ihrer Weisheit und verführerischen Schöne. Ein Jüngling vom Stamm der Franken hörte von dem wunderbaren, weisen Weibe und beschloß, sie um sein Schicksal zu befragen. Schön wie eine Walküre war die Jungfrau, als sie vor dem Helden stand, der leis erbebend ob ihrer siegenden Anmut in ihre schmale, weiße Hand seine breite Rechte legte.

»Dir ist die Gabe verliehen, Zukünftiges zu schauen, laß mich meine Zukunft wissen!« bat er leise.

Mit forschenden Augen verfolgt sie die Linien seiner Hand. Plötzlich erblaßt das schöne Weib.

»Komme morgen wieder,« spricht sie weich. »Ich will indes die Runen befragen.«

Als am andern Tage das Tagesgestirn im Strome versank, wandelte der Jüngling aufs neue in den heiligen Hain. Er fand die Seherin sinnend und traurig. Mit müdem Lächeln begrüßt sie den Frager.

»Was sagten die Runen?« ruft er besorgt und schaut ihr prüfend in die ernsten Augen.

Sie senkt sinnend das schöne Haupt.

»Verschleierte Deutung ist mir geworden. Dein Herz ist nicht mehr frei – und des Wunderweibes große Augen blickten schmerzlich auf den schönen Mann – aber ich fürchte, daß unsere Lebenssterne sich berühren.<<

Da hallte ein Jubellaut durch die waldige Einsamkeit: um des Helden Hals schlangen sich kosend die weichen Arme des üppigen Weibes.

»Willst du dein Los an meines knüpfen?« fragt ihn schmeichelnd die Jungfrau, und er beteuert es bei allen Göttern.

»Unser Glück muß verborgen bleiben vor den Augen der Menschen!« spricht sie ernst. »Nur der Waldquell hier darf's belauschen.«

Und der Waldquell murmelte und hat hinfürder noch oft in verschwiegenen Stunden als nie verstummender Mahner gemurmelt zum süßen Geflüster der Liebenden. Dann hat eines Abends, als er wiederum hineilte zum verschwiegenen Liebesort, der Jüngling einen gellenden Wehruf ausgestoßen: entseelt lag am Quell die Geliebte; auf dem zarten Körper stand ein reißender Wolf und zerfleischte die üppigen Glieder. Mit einem Wutschrei stürzte sich der Jäger auf die Bestie,

die röchelnd in seinem Eisen verendet.

Seine Klagen und Thränen haben die Tote nicht mehr zum Leben erwecken können; doch was des Waldes weise Vögel in den Zweigen droben einander zuraunten, das war jenes alte, ewig neue Lied: Zuletzt sind Leiden der Lohn der Liebe! Zumal jene, die ihre Wurzeln schlägt in den Sumpf der Schuld, will stets mit Thränen begossen sein!


Einem anderen Weibe hatte jener Mann bereits Liebe und Treue geschworen, und Wodans heiliges Tier war auf der Göttin Freyas Bitten, an die sich die Getäuschte gewendet, entsandt worden, die unselige Jungfrau zu töten.

Wolfsbrunnen heißt noch heut die Quelle, wo jene That geschah.



Karlsruhe

Karls Ruhe

 Markgraf Karl von Baden war siegreich aus dem Felde zurückgekehrt und gedachte, alle fernere Zeit seiner Regierung nur dem Wohle seiner Unterthanen zu widmen. Seine Hauptstadt Durlach wollte er als erste vergrößern und verschönern. Aber der Krämergeist der Bewohner hinderte den edlen Landesherrn an der Ausführung seiner Pläne. Da jagte der Markgraf eines Tages im Hartwalde. Ein heißer Sommertag war's, und der ermüdete Fürst, von seinen Gefährten getrennt, lagerte sich unter einem Eichbaum und überließ sich dem Schlummer. Ein seltsames Traumbild umschwebte seinen wachen Geist: hoch über seinem Haupte schwebte in strahlendem Licht eine Fürstenkrone, die in leuchtendes Gestein gefaßt ist, und darunter wölbt mit Türmen und Zinnen eines Herrschersitzes eine prächtige Stadt.


Als der Markgraf erwachte, standen seine Jagdgenossen ringsum. »Einen wundersamen Traum hatte ich,« sprach der Herrscher sinnend. »Die Stadt, die ich im Traume sah, soll hier erstehen. Weil die Krone über mir schwebte, soll hier meine Residenz werden, und hier unter der Eiche, wo ich geruht, möge dereinst meine Asche ruhen!«

Bald erstand eine große, prächtige Stadt an jener Stelle des Hartwaldes. Ein Herrscherpalast erhob sich in ihrer Mitte, und bis zur Stunde ist sie die Residenz der badischen Herrscher.



Baden

Kellers Bild

 Der Junker von Keller aus dem Gefolge des Markgrafen Christoph bewohnte die alte Stammburg seines Herrn. Ihn fesselte die Schönheit eines Edelfräuleins, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, das damals, am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Türmen war. Ein bequemer Weg, von dem noch jetzt Spuren sichtbar sind, führte vom alten Badener Schloß durch den Wald nach Kuppenheim. Ihn wandelte alltäglich unter dem Vorwande der Jagd der verliebte Junker.

Einst ist er wieder im hellen Mondschein diesen Liebespfad geschritten. Auf dem Heimweg war er begriffen. Das Horn des Burgwächters kündete eben Mitternacht. Da war's dem Junker, als sitze abseits vom Wege eine verschleierte Frauengestalt. Keck schreitet der Abenteuerlustige hinzu; aber je näher er der Erscheinung kommt, um so unbestimmter werden ihre Umrisse, und wie er die Hand nach ihr ausstrecken will, verschwimmt sie im Mondenflimmer. Kopfschüttelnd wandelte der Junker heim.

Am folgenden Abend schritt er, mit Absicht dieselbe Stunde wählend, wieder über den Waldpfad.

Wiederum saß die verschleierte Gestalt abseits vom Wege; nur war diesmal der Schleier zurückgeschlagen, und ein lockenumrahmtes Frauenantlitz, das Haupt in die Hand gestützt, blickte stumm auf den nächtlichen Wanderer. Der stutzte, trat dann keck mit ritterlichem Gruß vor; doch das Bild zerfloß in einen Nebelstreif.

Am folgenden Tage weihte der Junker von Keller den alten Burgkastellan in sein Geheimnis ein. Von dem kundigen Alten erfuhr er, daß dort, wo die Erscheinung sich gezeigt, vor Jahren ein Heidentempel gestanden habe, daher die Stätte beim Volke verrufen sei und niemand es wage, dort nachts vorüberzugehen.


Den Junker aber reizten des Greises Worte zu anderm Thun. Er ließ an der Stelle nachgraben: man fand dort einen kleinen Römeraltar, der nach seiner Inschrift der Nymphe dieses Hains gehörte, und einige Schuh tiefer ein verstümmeltes Marmorbild. Die Arme und die untere Körperhälfte fehlte; herrlich aber war die noch erhaltene Mädchenbüste. Der Junker ließ das Nymphenbild nebst dem Altar an dem Platze aufstellen und so entstand der Name: Kellers Bild.

Ihn aber hatte die verführerische Marmornymphe mit wahnsinniger Liebe erfüllt: fiebernd erwartete er die kommende Nacht. Nicht zu des Vogtes Töchterlein schritt er hinaus, sondern an der Stelle, wo er zweimal das Wunderweib gesehen, dessen Marmorbüste soeben das bleiche Mondlicht umfloß, stand er mit schlagenden Pulsen und glühenden Wangen. Und ein beherzter Edelknecht, der dem Junker auf des Kastellans Geheiß nachgeschlichen, sah ihn um Mitternacht ein holdes Weib umarmen, das hielt, vom Marmortod erwacht, ihn selig umschlungen.

Also beichtete nachher der Lauscher, der voll Grauen zur Burg zurückeilte. Am andern Morgen

haben sie den unseligen Junker tot aufgefunden. Am Fuße des Altars ist er gelegen. Das Marmorbild war verschwunden. Man hat den Altar zertrümmert und ein Steinkreuz dort aufgerichtet. Es steht noch heute am alten Wege, der vom alten Schloß Baden nach Kuppenheim führt.

Yburgs Fall

 Das Geschlecht der Yburger ist längst erloschen, von der stolzen Veste, die auf einem Bergkegel, zwei Stunden von der Stadt Baden stand, sind nur noch die grauen Türme vorhanden. Der letzte Burgherr war ein wüster Geselle und arger Raubritter. Nachdem er sein Gut verpraßt, brütete er unausgesetzt, wie er den Schatz heben könne, den sein Urahn einst vergraben haben sollte bei einer schweren Belagerung, eine Stunde bevor ihn ein feindliches Geschöß unversehens niederstreckte.

Eines Abends meldete sich ein Pilger bei dem Ritter zu Gaste. Der Yburger war bereits ergrimmt über eine solche Keckheit, da trat der Mann im Muschelhut kühnlich vor und vertraute dem aufhorchenden Ritter, er sei in der schwarzen Kunst wohl erfahren.

»Könnt Ihr mir zu meines Urahns Schatz verhelfen, dann will ich Euch fürstlich belohnen,« sprach der Yburger.

»Das will ich gern,« entgegnete der Pilgrim »war ich doch dabei, als der Alte, den man den Isegrim nannte, ihn vergrub.«

»Ihr seid des Teufels!« schrie der Ritter und sah nicht das diabolische Grinsen des Andern.
»Mein Ahn ist seit mehr denn hundert Jahren tot.«

»Und dennoch haben wir beide uns wohl gekannt,« fuhr der Pilger fort. »Doch laßt das und hört! Walpurgisnacht ist heute. Um Mitternacht geht hinunter in die Kapellengruft, öffnet die Totentruhen, bettet die, so darin liegen, draußen im Mondschein und holt Euch derweil die Kostbarkeiten, die Euer Ahn in den Särgen gesichert hat.«

Den Ritter gruselte.

Ist aber dennoch, von Goldgier getrieben, um Mitternacht hinabgestiegen in die Kapelle. Bis zum Eingang begleitete ihn der Mann im Muschelhut, hat sich aber standhaft geweigert, den geheiligten Raum zu betreten. Mit klappernden Zähnen ging der Yburger ans unheimliche Werk. Grinsend leuchtet am Eingang sein Kumpan mit der brennenden Fackel. Sarg um Sarg wird gesprengt. Mit steigendem Grauen naht der betäubte Ritter dem Ende der Reihe. Er öffnet, schaudert zurück: ein schlummernder Knabe im weißen Sterbekleid – sein einziges Kind!


»Mach' schnell!« schreit der andere, der Yburger aber sinkt in die Kniee, bekreuzt sich und murmelt erschüttert: »Kyrie eleison!«

Da stürzte der Mann am Eingang mit Wutgebrüll davon. Am folgenden Morgen verließ der Yburger im härenen Gewande seine Burg. Er ist von einer heiligen Stätte zur andern gewallt in Reue und Buße, bis man ihn eines Tages an den Stufen eines Altars tot vorfand. Seine Burg zerfiel, sein Geist aber soll noch jetzt unter den Trümmern umherirren.



Oppenau

Des Allerheiligen-Klosters Stiftung

 Die ehemalige Abtei Allerheiligen bei Oppenau hat bis ins dritte Jahr unseres Jahrhunderts gestanden. Damals konnten die hochweisen Herren, welche das Kloster aufhoben, sich über seine Bestimmung nicht einigen. Der eine wollte es zur Kaserne umgeschaffen sehen, der andere eine Spinnerei drin errichten, ein Dritter es zum Korrekutionshaus umwandeln. Während sie so über das säkularisierte Kloster beratschlagten, ward dieses vom Blitz getroffen und brannte nieder. Nur die Kirche blieb stehen. Nicht minder außergewöhnlich als Allerheiligens Ende war dessen Gründung, worüber die in der Klosterchronik aufbewahrte Sage berichtet.

Damals wohnte auf ihrem Schloß bei dem Städtchen Oberkirch die fromme Frau Uta, Tochter eines Grafen von Calw und Gemahlin eines welfischen Herzogs. Schauenburg hieß die stolze Burgveste, deren Ruinen noch erhalten, weil die Straßburger sie einst vergeblich belagert und beim Abzug sich selbst zum Hohne gesagt haben sollen: »Wir schauen die Burg!«

Frau Uta also, die fromme Herzogin, wollte ein Kloster erbauen zu Ehren aller Heiligen, wie einst weiland der heidnische Kaiser Augustus das Pantheon zu Ehren aller Götter. Die Räte beratschlagten nun viel, und mit Reden und Gegenreden vergingen Tage und Wochen. Darob war die Herzogin sehr ungehalten, und aus des gewitzigten Burgpfaffen Vorschlag ward ein merkwürdiger Unparteiischer erwählt, Streit und Zweifel zu schlichten.

Ein Esel war's. Den schickte man beladen hinaus, die geeignetste Stelle zum Klosterbau zu suchen. Wohin er den Sack von sich schüttelte, da sollte nach des frohgelaunten Herrn Kaplans Spruch der Grundstein gelegt werden.

In tragem Gang ist Langohr mit seiner Last hinausgeschritten. Ihn verfolgten lächelnd der Pfaff und gedemütigt die Räte. Bald wurde es dem braven Esel zu heiß. Der Sack war schwer, der Tag heiß, seine Zunge trocken. Ein grimmig Dürsten fiel ihn an und heftig hub er an zu stampfen. Kaum hatte sein Huf den lockern Grund getroffen, da sprudelte ein Quell hervor, und gierig hat er sich dran satt gesoffen.

Hat hierauf den Sack weiter geschleppt, die Felsenwand hinan, dann aber ihn mit einemale hinabgeschleudert in die Tiefe. Ein friedliches Thal breitete sich dort unten aus. Freudig gestimmt war die edle Frau Uta, als man ihr Bericht erstattete.


In idyllischer Thaleinsamkeit ward auf des Tieres Rat, das einst zu Balaam, dem Propheten geredet, ein Kloster erbaut; das hat viele Geschlechter überdauert. Noch heute fließt in seiner Nähe eine Quelle, die heißt der Eselsbrunnen. Bei diesem Brunnen befindet sich noch ein Stein mit der Inschrift:

Anno J J 96

Ward hier ein Esel durchgeführt,
Von dessen Huf der Quell herrührt.



Der Ring

 Vor vielen Jahrhunderten hat im Oppenauer Thalgrund die Bärenburg gestanden, Ihre Trümmer sind schon lange verweht. Dazumal aber ging bald nach ihrer Zerstörung das Gerücht, ein großer Schatz liege in einem Gewölbe der Burg vergraben. Davon hörte ein kecker Edelknecht der benachbarten Veste Bosenstein, und ihn gelüstete, den Schatz zu heben. Von einem weisen Magister erbat er sich gegen ein Silberstück die Beschwörungsformel, mit der man in verfallene Gewölbe eindringt und machte sich in einer Nacht verwegen an sein unheimliches Gewerbe.

Er kam unversehrt in das Grabgewölbe der Bärenburger und hob gierig den Deckel der Särge, worin er die Kleinodien vermutete. Aber enttäuscht prallte er zurück. Was er sah, war Moder und Verwesung, von Goldschmuck keine Spur. Dennoch ging er die ganze Reihe durch. In dem letzten fand er die noch unverweste Hülle einer Jungfrau. Sie war die letzte ihres Geschlechtes, das mit ihr erloschen. Ihre weiße Hand schmückte ein blitzender Diamant, und um ihren Hals schlang sich eine schwere goldene Kette.

Lüstern entriß der Verwegene der Toten den Schmuck und floh davon. Aber seine Gier war durch den Erfolg nur noch mehr gestachelt, und am folgenden Tage stand er wiederum in dem Grabgewölbe, um neue Nachforschungen anzustellen. Als er der Jungfrau Hand erfaßte, um in ihrem Sarg noch weitere Kleinodien zu suchen, da krallten sich plötzlich ihre schmalen, weißen Finger in seine Hände, und die bleiche Maid richtete sich langsam empor, sah ihn mit entgeisterten Augen an und sprach mit Grabesstimme:


Hast mir den Ring genommen,
Das Kettlein auch dazu;
Nun bist Du mein Verlobter,
Leg' Dich bei mir zur Ruh!

War's wirklich so oder hatte nur ein schauerlicher Wahn den Leichenschänder genarrt? Wer weiß! Er hat mit einem wilden Aufschrei seine Hand aus der eiskalten der Jungfrau gerissen und ist hinausgestürzt nach Bosenstein. Wenige Tage darauf warf ihn ein Fieber auf die Bahre.



Achern

Die Frau von Bosenstein

 Von der hartherzigen Frau von Bosenstein, erzählen sich die Leute im Acherthale eine schauerliche Sage: Soll einst zu der stolzen Burgherrin aus Bosenstein eine Bettlerin mit sieben Kindern gekommen sein, ward aber von derselben wegen solchen Leibessegens gescholten und höhnisch abgewiesen. Da habe das Bettelweib die Verwünschung ausgestoßen, die herzlose Edeldame möge mit einer gleichen Anzahl von Kindern auf einmal niederkommen. Dies ist in Erfüllung gegangen. Die stolze Schloßfrau gab sieben Kindern an einem Tage das Leben.

Sie war der Verzweiflung nahe ob solchen Kindersegens. Eine vertraute Magd schickte sie hinaus, sechs derselben im benachbarten Weiher zu ertränken. Es kehrte aber ihr Gemahl eben von einem Zuge heim. Er erblickt die Magd und fragt, was sie im Sacke trage.

»Eine Brut Hündlein, die ich ertränken soll!« lautet die Antwort der Falschen. Da nahm ihr der Ritter, von Mitleid über die armen Tiere erfüllt, den Sack ab, öffnet ihn und vernimmt mit Entsetzen von der zerknirschten Magd das Geständnis der beabsichtigten Missethat.

Hat sodann die armen Kindlein treuen Leuten heimlich zur Pflege übergeben, und nie ist ein Wort darüber seinem herzlosen Weibe gegenüber über des Ritters Lippen gekommen. Sieben Jahre sind vergangen, und ein großes Festmahl hatte der Graf von Bodenstein veranstaltet auf seiner Burg. Es wurde gespielt, gescherzt und alles war froher Laune, am meisten die üppige Herrin, am wenigsten der Schloßherr. Mitten unter dem Mahle hat der Ritter die Tischgenossen gefragt, welche Strafe wohl einer Frau gebühre, welche ihre Kinder aus der Welt geschafft habe.

Rasch erwiderte das kecke Weib:

»Eine solche Rabenmutter verdient bei einem Laib Brot und einem Krug Wasser lebendig eingemauert zu werden!«

Damit hatte sie sich selbst das Urteil gesprochen. Stumm winkte der Ritter seinem alten Diener, der seines Winkes harrte. Die Saalthür öffnete sich, sechs blühende Knaben traten herein und begrüßten ihren Vater. Der zeigte der herzlosen Mutter, die schuldbewußt zusammensank, ihre todgeglaubten Kinder.


Die Strafe wurde gerecht befunden und vollführt.

Noch zeigt das Volk in einer Felswand im Gottschlägthal eine Nische, das Edelfrauenloch, sowie den Dickenteich, worin die Kinder ertränkt werden sollten.



Straßburg

Die Münsteruhr

 Der Dom war vollendet, und der Magistrat beschloß, auf dem hohen Turm eine kunstvolle Uhr anzubringen. Nach langem Suchen ward ein Meister gefunden, der sich erbot, ein Kunstwerk zu schaffen, wie solches in keinem Lande zu sehen sei. Große Befriedigung herrschte darob im weisen Rat der Stadt, und der Meister begann die Arbeit.

Monde vergingen darüber, als es aber vollendet, war alles gerechter Verwunderung voll; denn ein Kunstwerk bildete die Uhr, dergleichen man noch nie eins im Lande gesehen hatte. Nicht nur die Tage und Monde zeigte sie außer den Stunden an; eine Erdkugel war an ihr angebracht, daran sah man Aufgang und Niedergang der Sonne und auf ihr zeigten sich die Finsternisse von Sonne und Mond gleichzeitig mit denen in der Natur. Auf alle Veränderung wies Merkur mit einem Stabe, und jedes Sternbild trat, sobald seine Herrschaft begann, hervor. Kurz vor dem Glockenschlag erschien der Tod und schlug die vollen Stunden an, während bei den viertel und halben Stunden die Gestalt des Erlösers hervortrat und ihn zurückwies. Zum Überfluß war mit dem Kunstwerk ein herrliches Glockenspiel verbunden, das erbauliche Choräle erklingen ließ.


Also war die wunderbare Straßburger Münsteruhr beschaffen. Nun aber klagt die Sage den Straßburger Magistrat eines fluchwürdigen Frevels an: mit dem Stolz, die einzige Stadt zu sein, die sich eines solches Wunderwerkes rühmen dürfe, teilte jener die Befürchtung, der Meister möge ein gleiches noch in einer andern Stadt vollführen. Die herzlosen Ratsherren benutzten mit Freuden das Gerede der Leute, welche da raunten, ein solches Werk hätte nur mit Teufelskünsten errichtet werden können, klagten den Uhrmacher des Umgangs mit dem Bösen an, ließen ihn einkerkern und verurteilten ihn in unmenschlicher Grausamkeit, daß er geblendet werde. Klaglos duldete der unglückliche Künstler sein herbes Geschick.

Ehe sie jedoch ihr Urteil vollstreckten, bat er, ihn noch einmal an die Uhr zu lassen, damit er das noch richte, was einer späteren Hand unmöglich sei. Der hochweise Magistrat, eifrig besorgt um die Vollkommenheit der Uhr, ließ den Meister hinaufführen. Er feilte, sägte, stellte und richtete noch hier und dort, ward dann in den Turm geführt und noch in derselben Stunde seines Augenlichtes beraubt.

Kaum aber war das Urteil vollzogen, da bemerkte man mit Schrecken, daß das Getriebe der Münsteruhr still stand. Der Künstler hatte das Werk mit eigener Hand zerstört, und was er grollend ausgerufen, daß sein Glockenspiel auf ewig verstummen werde, es hat sich bewahrheitet bis auf den heutigen Tag. Bis zur Stunde vermochte niemand, das tote Getriebe zu beleben, und wenn auch heute ein neues, gleich herrliches Uhrwerk das Münster schmückt, das Räderwerk der ersten Münsteruhr, das man noch aufbewahrt, wieder in Gang zu bringen, ist bisher keinem Künstler gelungen.



Das Männlein bei der Engelsäule

 Im Münster zu Straßburg könnt Ihr nahe bei der Uhr ein steinernes Männlein schauen, wie es von dem Geländer der St. Niklaus-Kapelle zu der herrlichen Engelsäule emporschaut, die das Gewölbe des südlichen Kreuzarmes trägt. In Stein ist es ausgehauen; voreinst aber stand es in Fleisch und Blut da und blinzelte mit seinem spitzfindigen Bauerngesicht die Engelsäule an von unten bis oben und dann wieder von oben bis unten. Jedesmal schüttelte besagtes Bäuerlein bedenklicher das Haupt und sah immer wieder vom Fuß der schlanken Säule bis zum Knauf.

Just kam ein Werkmeister durch das Münster und sah das Männlein, wie es forschend die Höhe gegen die Dicke abmaß.

»Ihr habt wohl etwas auszusetzen an der Säule, Gevatter!« hub der Steinmetz an, und mit selbstgefälligem Blick nickte der Gefragte.

»Sagt mir unverhohlen Eure Bedenken!« Und der Meister klopfte dem Männlein vertraulich auf die Achsel.

»Schön ist die Säule allerdings,« meinte der andere. »Schön sind die Evangelisten, schön die Engel und oben der richtende Heiland. Aber nicht lange wird der schlanke Säulenstamm das schwere Gewölbe tragen. Bald wird er wanken und rettungslos einstürzen.«

Da blinzelte der Werkmeister den fremden Kunstrichter und dann wieder die Säule mit leichtem Lächeln an.


»Seid Ihr auch ganz überzeugt von der Wahrheit Eurer Aussage?« fragte er forschend, und wiederum bestätigte es mit gewichtiger Miene der dreiste Kritiker.

»Wohlan!« rief der Meister mit komischem Ernst, »so sollt Ihr denn so lange emporschauen an der Säule, bis sie, vom Gewölbe erdrückt, zusammenstürzt.«

Ging in die Steinhütte, ergriff Hammer und Meißel und formte das Männlein, wie es just hinaufgeschaut hatte mit pfiffigem Gesicht und bedeutsamen Kennerblicke. Bis zur Stunde steht es noch an der Säule, mit beiden Händen auf das Geländer der St. Niklaus-Kapelle gestützt und schaut unverdrossen empor, der Stunde harrend, wo die Säule einstürzen werde. Wird auch wohl noch da stehen bleiben manch Jahrhundert lang.



Das Armsünderhaus

 In Straßburg herrschte mehrere Jahrhunderte lang eine merkwürdige Sitte. War irgend ein Uebelthäter zum Tode verurteilt, dann wurde er etliche Tage vor der Hinrichtung vom Gefängnis in das Armsünderhaus abgeführt und dort bis zu seiner letzten Stunde reichlich bewirtet. Das

Armsünderhaus aber war ein großes, altertümliches Gebäude an der Ecke der großen Renngasse und des St. Johannisstadens. Hinter den vergitterten Fenstern haben früher glückliche und zufriedene Menschen herausgeschaut; denn einer alten, angesehenen Patrizierfamilie gehörte jenes Gebäude.

Der Herr des Hauses selber bekleidete ein hohes Amt in der freien Reichsstadt. Mit seiner Gattin lebte er lange Jahre in glücklicher, doch kinderloser Ehe. Endlich schenkte ihm der Himmel zu seiner unsäglichen Freude einen Sohn. Der aber wuchs heran zu einem wilden, zügellosen Burschen.


Im Kreise wüster Gesellen entartete er mehr und mehr. Eines Tages füllte Jammern und Wehklagen das steingraue Patrizierhaus an der Renngassen-Ecke; die Schergen kamen und führten den unseligen Jüngling gefesselt ab.

Einen Mord hatte er im Rausch begangen. Das Gesetz verurteilte ihn zum Tode. Vergebens flehten die unglücklichen Eltern bei Richter und Magistrat für ihn um Gnade. Nur eins erlangten sie. Dem Unglückseligen ward gestattet, seine letzten Tage vor der Hinrichtung im elterlichen Hause zuzubringen.

Das beklagenswerte Elternpaar starb bald darauf vor Gram. Das alte Gebäude fiel an die Stadt. Zur Erinnerung an jenes Geschehnis wurde fortan jeder arme Sünder während der Tage, die vom Urteil bis zu dessen Vollziehung verflossen, in ein Zimmer jenes Hauses geführt und dort köstlich bewirtet. Von dem Haus, das hinfürder Armsünderhaus hieß, bewegte sich dann der Zug nach dem Richtplatze.



Des Ammeisters Sohn

 Vor langer Zeit lebte zu Straßburg ein Ammeister, der war wegen seiner Tugend und Gerechtigkeit allgemein verehrt. Einen Sohn aber hatte er, der war voll Unbesonnenheit und jugendlichen Uebermutes. Ihm gehörte, ein wilder Hengst, und der tollkühne Jüngling vergnügte sich oft damit, trotz des Vaters strengem Verbot mit dem schnaubenden Tier durch die Straßen zu sprengen. Wenn dann Jung und Alt erschreckt auseinanderstob und hinter den Fenstern die Mägdlein bewundernd auf den vermessenen Reiter schauten, dann blitzten dessen Augen in maßlosem Stolz.

Da ist er eines Tages wiederum durch ein Gäßlein galoppiert, allwo ein Kindlein harmlos auf dem Pflaster spielte. Und des Hengstes erzbeschlagener Huf traf das Würmlein: leblos ward es zu seinen jammernden Eltern hineingetragen.

Vorüber war der frevelhafte Übermut des Jünglings. Bleich und kleinlaut ist er ins Vaterhaus zurückgeritten. Bald führten des Kindes unglückliche Eltern Klage wider den Mörder. Zahllos stand die Menge vor dem Tribunal. Dort saß der Ammeister, Gram im Auge und Herzen, und leitete das Gericht über den eigenen Sohn. Unerbittlich war der geschriebene Spruch des Gesetzes. Er lautete auf Tod. Mit dumpfer Stimme verkündete ihn der Ammeister dem Volke. Da

drang wie ein einziger Schrei das Wort Gnade aus dem Volksgewimmel empor zum Richter. Um Gnade flehten selbst die Eltern des getöteten Kindes, Gnade wimmerte gebrochen der unglückliche Jüngling.


Aber unbeugsam blieb der gerechte Vater wie einst Brutus, der Consul, und über den eigenen Sohn sprach er das Todesurteil.

Noch heute sieht man am Bischofs-Burgthor zu Straßburg das Bild des Ammeisters auf dem Richterstuhle ausgehauen, und neben dem Thor dasjenige des getöteten Kindes. Am Zollthor sieht man den Jüngling, wie er auf seinem Roß einhersprengt.



Burg Niedeck

Riesenspielzeug

 In grauer Zeit soll ein Riesengeschlecht im Elsaß gehaust haben. Burg Niedeck im Breuschthal, deren Trümmer längst verweht, war der Wohnsitz jener Hünen, von denen noch heute im Elsaß die Sage geht, daß sie friedfertig waren und den Menschen wohlgesinnt.

Eines Tages wandelte des Burgherrn Tochter durch den nahen Wald. Als sie zu den Äckern und Wiesen im Thale gelangte, sah sie einen Bauern, welcher pflügte. Die junge Riesin schaute voll freudigen Staunens auf das Menschlein, das geschäftig hinter dem winzigen Gespann trollte und mit dem kleinen Eisen den Boden aufwühlte. Nie hatte sie bisher ähnliches geschaut. Das dünkte ihr ein artiges Spielzeug, und sie klatschte voll kindlicher Freude in die Hände, daß es rings an den Bergen wiederhallte, raffte dann Bauer, Roß und Pflug in ihre Schürze und eilte jubelnd hinauf zur väterlichen Burg. Lachend zeigte sie dem Vater das niedliche lebendige Spielzeug.

Der aber schüttelte gar ernsthaft das riesige Haupt und sprach mit leichtem Unmut:


»Weißt Du wohl, mein Kind, wer jener zeternde Menschling ist, den Du Dir zum Spielzeug erwählt hast samt dem zappelnden, niedlichen Tier? Von allen den Zwergbewohnern drunten ist er der nützlichste. Er müht sich ab bei Sonnenbrand und Wind und Wetter, auf daß uns die Felder Frucht bringen. Wer ihn verspottet oder drückt, den straft der Himmel. Drum nimm das Bäuerlein und trag' es wieder hinab zu seiner Scholle!«

Da blickte die junge Riesin in holder Verschämtheit errötend zu Boden und trug das artige Spielzeug in ihrer Schürze gehorsam zum Thal zurück.



Gebweiler

Der Teufel auf Hugstein

 Die zerfallene Burg Hugstein liegt eine Viertelstunde vom Städtchen (Gebweiler im Ober-Elsaß. Die letzten Besitzer derselben waren arge Raubritter. Mit Grauen nur sprachen die Umwohner von dem wüsten Brüderpaar, das sich mit Leib und Seele dem Teufel verschrieben haben sollte. Dem war auch so: bei einem sündhaften Gelage hatten die beiden Raubritter das vermessene Gelöbniß gethan, und der Gottseibeius lohnte dafür getreulich ihr ferneres Thun mit Glück und Erfolg.

Hat aber dabei der Stunde wohl gedacht, wo ihm die beiden verfallen sollten. Als der Tag kam, fuhr der Böse, als Kaufmann verkleidet, mit einem reichbeladenen Wägelein in das Thal hinein. Von ihrer Raubveste erspähten die adeligen Räuber den vermeintlichen Kaufherrn, fielen über ihn her, raubten ihm Pferd und Fuhre und warfen ihn selber ins Turmverließ. Darob war Satan nicht übler Laune; nur, als ihm gegen Abend ein Knecht zu einem Krug Wasser einen Laib Brot brachte, schnitt er eine Grimasse und meinte, er sei an besseres gewöhnt.

Dem Knecht trug er auf, den vieledlen Burgherren zu melden, die magere Kost erfülle ihn mit großer Betrübniß. Auch die Einsamkeit behage ihm nicht, maßen er gewohnt sei, heiterer Gesellschaft durch lustige Stücklein die Zeit zu kürzen. Die hohen Herren möchten ihm erlauben, ihnen nach Tisch aufzuwarten.

Die Schloßherren, die just beim üppigen Mahle saßen, lachten unbändig über des Gefangenen seltsames Begehrt. Weil sie eben in ausgelassener Laune waren, ließen sie ihn heraufführen, und der Teufel bewährte sich in der That als ein Gaukelspieler vorzüglichster Art.


Als nun die Schloßuhr den ersten Schlag der Mitternachtsstunde verkündete, erbot sich der Gaukler zu einem noch nie vollführten Kunststück. Blöde blickten von ihren Sitzen die trunkenen Zecher. Jener aber holte ein blaues Fläschchen aus dem Wams und stellte es auf den Tisch, murmelte einige Worte, und in demselben Augenblick krachte der Tisch und fuhr in Stücke; die Decke barst und die Wände wankten.

Eine höhnische Lache schlug der Teufel an, erfaßte das unselige Raubritterpaar und fuhr mit ihm durch die Lüfte. Am andern Morgen lag Burg Hugstein in Trümmern.



Geroldseck

Die Gräfin von Geroldseck

 Ueber die Gräfin von Geroldseck, eine Geistesverwandte der unsterblichen Weiber von Weinsberg, berichtet die Edelsasser Chronik des ehrenfesten, hochachtbaren Herrn Bernhart Herzog vom Jahre 1592 Folgendes:

Es hat ein Herr von Geroldseck und Schwanau, genannt Herr Walter, einen trefflichen, langwierigen Krieg mit den Reichsstädten gehabt. Anno 1333 sind die von Straßburg am Grünen Donnerstag vor Ostern vor Schwanau gelegen, aber wieder abgezogen. Aber hernach auf St. Markustag sind sie mit Hilfe der Städte Bern, Luzern, Basel und Freiburg und Herrn Rulmann Schwäbern, dem Hauptmann, lange davor gelegen und haben es nicht gewinnen können. Hat der Herr von Geroldseck und andere, so in dem Schloß gewesen, vermeint, die Städte wüßten, daß sie in dem Schloß mit Proviant und anderer Notdurft wohl versehen wären, darum würden sie abziehen.

Darob haben sie mit den Städten Sprache gehalten, und damit jene fänden, daß sie im Schloß keine Sorge oder Mangel hätten, so wollten sie bewilligen und etliche begleiten, das Schloß inwendig ihres Gefallens zu besichtigen.

Solches nahmen die Städte mit großem Begehren und Gefallen an, erhoffend, ihren Vorteil dadurch zu erholen; verordneten darauf zween, darunter der eine ein Büchsenmeister war. Als nun jene zween das Schloß, wie es gestaltet und versehen, genugsam und ihres Gefallens besichtigt hatten, hat der Herr von Geroldseck sie befragt, ob sie vermeinten, das Schloß zu erobern. Worauf der Städte Verordnete nicht viel Antwort gaben. Doch sprach der eine von ihnen:

»Herr! Was die Hand kann machen, das kann sie auch wieder zerbrechen.«

Und sind damit aus dem Schloß in das Lager gezogen und haben den Städten angezeigt, daß besagtes Schloß nicht wohl, sondern schwerlich zu gewinnen sei, es wäre denn, daß denen im Schloß der Proviant verderbt werden möchte. Haben auch die zween so viel Bericht gegeben, daß die Städte aufbrachen und sich auf die andere Seite lagerten, und die Gemächer und Behältnisse, darinnen der Proviant verwahrt lag, zuerst beschossen, damit der Proviant zum Teil verfallt und gegen den Himmel bloß liege.

Es hat auch in drei Monaten nicht geregnet, weshalb sich die Städte viel näher haben lagern können. Doch hat solches dem Schloß keinen Schaden bringen können. Endlich haben sie sich doch nicht länger halten mögen und sich mit den Städten in Sprache begeben. Nach vieler Rede und Handlung ist bethätigt, daß den Städten das Schloß Schwanau und alle, die darinnen waren, sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollten, ausgenommen, was die Frau von Geroldseck, so derzeit in dem Schloß war, über die Fallbrücke tragen möchte, was zu ihrem Leib gehöre: das sollte ihr zustehen und sie gesichert sein.


Da nahm sie ihren Gemahl, den alten Herrn, auf den Rücken, und einen jungen Sohn auf den Arm und trug sie über die Fallbrücke; das gehörte zu ihrem Leib. Des beschwerten sich die Städte und vermeinten, die Frau sollte Kleinodien, Geld oder andern Schmuck nehmen und nicht ihren Herrn oder Sohn und wollten, was sie hoch versprochen, nicht halten.

Ist aber dennoch mit ihrem Gemahl und Sohn über den Rhein in die Herrschaft Geroldseck geführt und begleitet worden, und sind noch vier Herren von Geroldseck und fünfzig vom Adel in dem Schloß Schwanau ergriffen und enthauptet worden – also schließt die Chronik.



Egisheim bei Colmar

Des Grafen von Egisheim Buße

 Das stolze Schloß Egisheim südlich von Colmar ist bis auf drei zertrümmerte Türme zerfallen: der Name der Veste und des Grafengeschlechtes, das sie bewohnte, ist in dem freundlichen Städtchen vor Vergessenheit bewahrt. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts herrschte auf Egisheim als Graf des Unterelsasses Hugo IV., ein Geschwisterkind Kaiser Konrads des Saliers. Ihm starb sein treues Weib Heilwig, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt, der Bruno benannt ward.

Eines Abends hat ein altes Weib vor dem Burgthor gestanden und Einlaß begehrt. Eine Wahrsagerin ist's gewesen und hat den Schloßherrn zu sprechen gewünscht. Als der Vogt noch mit der Alten haderte, ist der Graf selber hinzugekommen, und das hutzelige Weiblein hat nicht ablassen wollen, als bis er ihr erlaubte, ihm die Zukunft zu offenbaren.

Die Linien seiner Hand hat sie dann geprüft, ernsthaft den Kopf geschüttelt und zum Ritter kläglich aufgeschaut.

»Ihr seid ein mächtiger Herr im Elsaß; aber Euer Sohn wird noch mächtiger, so daß Ihr, der Vater, ihm den Staub von den Füßen küssen werdet.«

Da verfinsterten sich des Grafen Züge; den Vogt hieß er das alte Weib hinausjagen. Zeternd entwich die Alte. Von dem Tage aber kamen düstere Gedanken über den Grafen. Er begann, sein einziges Söhnlein zu hassen, im festen Glauben, es werde ihm einst die Herrschaft entreißen, ihn vielleicht schmachvoll behandeln, ächten und verfolgen, wie Kaiser Heinrichs ungeratener Sohn oder die Söhne des frommen Ludwig.

Größer ward der Groll mit jedem Tage.

Eines Tages bestach der finstere Vater seinen getreuen Jäger mit Gold und gebot ihm, dem Kind, das zu seinem Verderben geboren sei, draußen im Wald insgeheim einen Pfeil durchs Herz zu schießen, damit es nicht zum Frevler werde an seinem Vater. Lieber wolle er keinen Sohn haben als einen Empörer, den er selber gezeugt. Das Herz des Knaben müsse er ihm überbringen als Beweis, daß er den Befehl vollzogen habe.

Also ging der Jäger mit dem todgeweihten Kindlein hinaus, und am Abend überbrachte er dem trübsinnigen Vater ein blutiges, durchschossenes Herz.

Da schien der Graf beruhigt. Bald aber kam größere Trübsal denn zuvor über sein Herz. Die Stimme des Gewissens erwachte darin und ließ ihm keine Ruhe. In steigender Schwermut verbrachte er die Tage. Jahr um Jahr verging; der Graf ward zum Greis. Hat endlich reuegefoltert dem Burgkaplan sich enthüllt und dem Entsetzten die schaudervolle That gestanden. Der erklärte sich unfähig, ihn von solchem Verbrechen loszusprechen und hieß ihn nach Rom wallen zum heiligen Vater.

Da hat sich der Graf aufgemacht und ist nach Rom gepilgert mitten im Winter im härenen Büberkleid. Damals regierte über die Christenheit Leo IX. Ihm warf sich der Egisheimer zu Füßen und beichtete ihm unter Thränen seine frevelhafte That. Der Papst hat den greisen Büber schweigend angehört und dann sein Antlitz bewegt verhüllt für eine Weile. Dann hob er ihn zu sich empor und sprach mit leis bebender Stimme:

»Sei getrost! Dein Sohn lebt! Gott hat sich seiner erbarmt. Deinen Jäger erbarmte der Knabe, dessen Herz er durchbohren sollte. Er brachte Dir das Herz eines Rehes und übergab Dein Kind guten Menschen zur Pflege. Diese ließen ihn unterrichten. Er wurde Priester, Bischof, und sein Herz liegt nun wieder an dem Herzen seines Vaters.«


Tiefbewegt schloß er den Büber in seine Arme.

Der Egisheimer ist bald darauf eines seligen Todes gestorben.



Burg Falkenstein bei Freiburg

Das zerbrochene Ringlein

 Von der freundlichen Stadt Freiburg im Breisgau führt die Landstraße durch das liebliche Kirchgartner Thal ostwärts in das sogenannte Himmelreich. Anfangs sich ausdehnend in frischen Wiesengründen, die ein jugendlicher Waldbach durchschneidet, wird das Thal bald enger, der Waldbach ungestümer: von beiden Seiten drängen sich gewaltige Felsen und tannenbewaldete Abhänge hervor. Aus einem Kranz ärmlicher Hütten ragen links, weithin sichtbar, die Trümmer eines viereckigen Turmes zur Höhe. Es ist der ehemalige Wartturm der stolzen Veste Falkenstein. Sie selber stand noch weiter in dem wildromantischen Thal, das eher eine Schlucht, weithin unter dem Namen Höllenthor bekannt ist. Über den Abgründen der Höllenschlucht, selbst die Wächterin und Beherrscherin derselben, hatten die Falkensteiner eine uneinnehmbare Burg gebaut, deren Trümmer die Umwohner heute unter dem Namen des alten Raubschlosses kennen. Auch um die Veste Falkenstein hat die Sage zauberhaftes Gewebe gebreitet, und den Erbauer der Burg selber, den sie mit allen ritterlichen Tugenden ausschmückt, hat sie zu ihrem Helden gewählt. Eins nur fehlte dem Edlen: ein Sproß, der seinen Namen und seine stolze Veste erben sollte. Darüber trauerte der Ritter sehr, mehr noch als sein eheliches Gemahl, und seine düstere Schwermut nahm zu, je mehr mit den Jahren die Hoffnung auf Erfüllung seines Herzenswunsches schwand. Wohl tröstete ihn sein junges Weib und verwies ihn auf Gottes Güte, die voreinst dem priesterlichen Paar, noch im Greisenalter einen Johannes bescherte. Er aber war eher versucht, mit Gott zu hadern, und that dies mehrmals insgeheim und einmal gar offen vor seiner trauernden Gattin.

Sie aber bat ihn flehend, sich mit dem Himmel auszusöhnen. Gleichzeitig hörte der Ritter in seinem verbitterten Herzen einen andern raunen; der benutzte des Falkensteiners trübe Gemütsstimmung, um ihn um das Heil seiner Seele zu bringen. Da graute dem Ritter vor sich selber, und er beschloß, um dieser Lockung und seines Grames los zu werden, zum heiligen Lande zu wallen, um dort in Zerknirschung sich mit dem Himmel zu versöhnen. Sein treues Ehegemahl willigte schweren Herzens ein.

Bevor er ging, brach er seinen Trauring in zwei Stücke und hinterließ seinem Weibe die eine Hälfte.

»Wenn ich binnen sieben Jahre nicht zurückkehre und den Ring aufs neue vereinige,« sprach er bewegt, »dann betrachte mich als tot und unser Eheband aufgelöst für immer!«

Laut auf weinte des Falkensteiners Weib.

* * *

Den Kreuzfahrern Kaiser Rotbarts hat sich der Falkensteiner angeschlossen und sein Schwert erhielt im gelobten Lande einen guten Klang. Dann hat ihn das Unglück ereilt. Verwundet fiel er in die Hände der Ungläubigen und genas als Gefangener des Sultans. Auch er ward, wie so viele, vor die Wahl gestellt: Abfall oder Kerker. Zwölfmal im Jahre, so oft der Mond seinen Lauf

begann, ward der ritterliche Gefangene von seinem fanatischen Herrn gefragt, ob er Linderung seines Loses wünsche, und jedesmal antwortete der Ritter ein finsternes Nein.

Jahre vergingen und mit Grauen merkte der Ritter, wie eins nach dem andern vorüberging. Da fällt ein Lichtstrahl in seine Kerkernacht: in einem unbewachten Augenblick erlangt er die Freiheit wieder. Er irrt umher in unbekannter, öder Gegend. Die Küste will er gewinnen, und rastlos eilt er weiter der Sonne Niedergang zu. Seine Nahrung sind Wurzeln und Beeren des Waldes. Er verirrt sich in ungeheuren Wäldern, aus denen er keinen Ausweg mehr findet. Erschöpft bricht er endlich zusammen, und da erscheint ihm in nächtlicher Stunde der Böse und raunt ihm hohnlachend zu, daß morgen das siebente Jahr zu Ende gehe und sein Weib, dem langen Werben folgend, einem benachbarten Ritter zum Altare folgen werde.

Verzweifelt fährt der Ritter empor. Ein seltsamer Pakt ist dann geschlossen worden in jener waldigen Wildnis zwischen dem Falkensteiner und dem Gottseibeius. Dieser verspricht, den unseligen Ritter bis morgen in die Heimat zu bringen und seine Seele ungefährdet zu lassen, wenn es ihm gelänge, auf der ganzen unermeßlichen Reise sich des Schlafens zu enthalten.

Sogleich verwandelt sich der Böse in einen Löwen. Der Ritter besteigt dessen Rücken und durch die Lüfte fährt er dahin. Tief unter sich lassen sie Länder und Meere; aber die ungeheure Anstrengung legt sich bleischwer auf des Ritters schlafmüde Lider. Schon wollen sie sich schließen; da fliegt unversehens ein Falke herbei und reißt mit mächtigem Flügelschlag den Schlaftrunkenen empor. Der blickt entsetzt hinab: unten liegt sein Schloß; Glocken läuten, und eben kehrt ein Brautzug aus der Kirche dorthin zurück. Der Ritter bekreuzt sich, und mit einem Wutschrei wirft ihn der Böse ab und rast davon.


Der Falkensteiner aber mischt sich ungekannt in den Brautzug und nimmt teil an dem festlichen Mahl. Mit gemischten Gefühlen betrachtet die Braut den fremden Gast, der sich ungebeten hineingemischt hat in den Hochzeitsschwarm und den schmerzlichen Blick nicht abwendet von dem blühenden Weib. Als er seinen Becher, womit er ihr zutrank, geleert hatte, reichte er ihn dem Diener, damit er ihn der Herrin überbringe. Sie nimmt ihn, schaut hinein und gewahrt auf dem Grund die Hälfte eines Ringleins. Da greift sie in ihren Busen, holt dort die andere Hälfte hervor und wirft sie freudig bewegt in den Pokal. Zum ungetrennten Ganzen hat sich der Ring wieder vereinigt, und jubelnd stürzt die schöne Frau in die Arme des heimgekehrten Gemahls.

Nach Jahresfrist hat sie ihm ein blühendes Kind geschenkt, und eine zahlreiche Nachkommenschaft erwuchs, die in dankbarer Anerkennung ihres Ahnherrn Retter, den Falken mit geschwungenen Flügeln, im Wappen führt.



Staufenberg in der Ortenau

Der Fuß an der Wand

 Sie war eine Schwester der Loreley, die holde Rheinnixe, die vor altersgrauer Zeit den schönen Grafen von Staufenberg in ihren Zauberbann verstrickte. Er war ein stattlicher Ritter, ausgezeichnet durch männlichen Mut und körperliche Schönheit. Als er eines Tages am Rheinufer jagend herumstreifte, erblickte er das wunderbare Weib, und da war's um ihn geschehen. Nun ließ er Jagd und Turnier und verbrachte fortan seine Zeit in der Nähe der verführerischen Nympe. Sie duldete seine Minne und breitete willig die Schätze ihrer Liebe vor dem Glücklichen aus; nur den Schwur ewiger Treue mußte er ihr schwören als Sold ihrer Huld. Das that der Graf und gelobte, lieber zu sterben als ihrem Besitz zu entsagen.

Das schöne Weib aber lächelte wehmütig und sprach voll Ernst:

»Bedenke, daß wir, die Töchter dieses Stromes, nur einmal lieben können und nimmer wieder. Daher würde ich vom Tage deiner Untreue an in Trauer mein Leben zubringen und mit meinen Thränen nicht nachlassen. Dir aber würden meine Klagen in den Ohren gellen, wo immer Du auch seiest, und wenngleich Du mich selber nicht schautest, mein Fuß hier würde dir erscheinen als ein Zeichen, daß Dir zur Strafe Deines gebrochenen Schwures der Tod bevorstehe, ehe drei Tage verflossen.«

Der Ritter aber stürzte nieder und küßte liebestrunken den weißen Fuß der Geliebten, die am blumigen Ufer ruhte und wiederholte ihr mit heißem Schwur, wie er ihr gehöre bis an sein Lebensende.

Und er hat den Schwur gehalten, wochen- und mondenlang. Der Zauber des holden Wasserweibes belohnte dafür all sein Thun, im fröhlichen Turnier und erstem Kampf, mit wunderbarem Erfolg. Der Ruhm des Staufenbergers ging durchs Land, und manches anmutige Edelfräulein hätte dem kühnen Ritter freudig ihre Gunst gewährt. Er aber blieb seiner Nixe treu. Da unternahm der Kaiser eine Reise an den Rhein, und ein glänzendes Turnier ward ihm zu Ehren veranstaltet. Dazu war die Blüte der rheinischen Ritterschaft geladen. Auch der Staufenberger erschien, und zog Aller Augen aus sich durch seine Tapferkeit, Haltung und Gestalt. In dem Kranz der lieblichen Frauen war besonders eine, die wandte nicht den Blick ab von dem jugendlichen Ritter, und das war die Tochter des Kaisers selber. Ihr junges Herz war urplötzlich vom Strahl der Liebe getroffen worden, und des Kaisers Vaterauge bemerkte gar bald, wer es sei, dem seiner Tochter Herz entgegenschlage. War aber gar nicht gesinnt, die Hand der königlichen Maid einem einfachen Rittersmann zu geben. Doch die Liebe der Jungfrau war stärker als eines strengen Vaters Machtspruch. Als des Mädgleins Wangen anfangen, vor ungestilltem Liebeskummer zu erbleichen und als sie gar dem stolzen Vater den Wunsch äußerte, in ein Kloster zu gehen, da packte jenen ein menschliches Rühren. Er fand, daß sein holdseliges, liebeglühendes Töchterchen als eheliches Gemahl des tapfern Staufenbergers noch besser aufgehoben sei, denn als künftige Äbtissin im Kloster.

Groß war sein Erstaunen, als er den Staufenberger wissen ließ, er gehe mit der Absicht um, ihn

zu seinem königlichen Eidam zu machen, und jener ihn flehentlich bat, ihn von der ihm zgedachten Würde zu entbinden. Sein Herz sei schon auf ewig einer andern angelobt.

Das hat den König baß verwundert, und er hat den Staufenger gefragt nach Namen und Stand jener Braut. Da hat ihm der Ritter gestanden, daß ihn ein heiliger Treuschwur an eine Rheinnymphe binde, daß von seiner Treue, die er jener Undine gelobt, sein Wohl und Wehe abhänge.

Der Kaiser aber entgegnete, daß des Bischofs Machtspruch ihn von solchem unheiligen Liebesbann wohl lösen könne. Der Ritter nahm des Kaisers Worte zu Herzen, und nur kurze Zeit verging, da hielt er in seinen Armen eine andere Braut, die trug kein Schilfgeflecht, sondern ein Königsdiadem in dem üppigen Haar.


Eine prächtige Hochzeit ist dann begangen worden mit Sang und Klang in der Ortenau. Da erschien, wie sie alle feiernd beim Mahle saßen, dem Staufenger gegenüber an des Saales Wand, ein schmaler, schneeiger Frauenfuß, und ein Wehruf drang erschütternd durch den Festsaal. Augenblicklich sind die Hochzeitsfanfaren verstummt. Mit bleichem Antlitz starrt der Staufenger auf den Fuß an der Wand, dann stürmt er, von Entsetzen gepackt, hinaus in die Nacht.

Man hat ihn nach drei Tagen tot im Walde gefunden. Die Kaiserstochter nahm gebrochen den Schleier.



Schloß Trifels bei Landau

Richard Löwenherz

 Drei stattliche Kuppen ragen aus einer Gruppe bewaldeter Berge im Annweiler Thale bei dem Städtchen Landau empor. Der Name Trifels, der sowohl den drei Felsen gemeinsam, als auch dem bedeutendsten unter ihnen beigelegt wird, deutet an, daß die drei Burgen, deren Ruinen noch vorhanden, einst einem einzigen Herrn gehört haben. Die Staufer und Habsburger haben, wie die Urkunden vermelden, Trifels besessen, und unter den ersteren ward die Felsenveste vor allem von Rotbarts finstern Sohn und Nachfolger Heinrich ausersehen, als Kerker seiner zahlreichen Feinde zu dienen.

Unter jenen Gefangenen ist auch einer gewesen, der trug eine Königskrone auf seinem Haupt. Sein Name war einst der Kampfruf der Kreuzfahrer und der Schrecken der Sarazenen. Mit dem Könige von Frankreich und Herzog Leopold von Österreich war der löwenherzige König Britanniens ausgezogen, um das heilige Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen.

Aber finstere Fehde machte den stolzen Richard und Leopold den Österreicher zu grimmigen Feinden. Tödlichen Haß trug der beleidigte Herzog gegen den engländischen König, und als dieser nach langen und heißen Kämpfen aus dem Morgenlande heimkehrte und in der Adria Schiffbruch erlitt, da fingen ihn des Herzogs Häscher und brachten ihn nach der Veste Dürrenstein bei Krems. Von dort lieferte der grollende Österreicher den unglücklichen Gefangenen dem finstern Kaiser aus, und dieser befahl, Richard, seinen Feind, insgeheim in Trifels einzukerkern.

Also erzählt die Geschichte, und nun hebt ihre Schwester, die Sage an, und raunt von einem Sänger, der mit dem König ging, und ein hohes Lied der Freundschaft singt sie leise, einer Freundschaft, die Fürst und Fiedler felsenfest verband. Ihr alle kennt seinen Namen. Wo man Richard, den Gefangenen auf Trifels nennt, wird man Blondel, den Minnesänger, nie vergessen.

Nach England war die Kunde von dem verschollenen König gedrungen, und dunkle Mär ging im Lande, daß Deutschlands düsterer Kaiser ihn eingekerkert halte auf einem seiner Schlösser. Und hinaus zog Blondel, der Minstrel, der früher in fröhlichen Tagen so oft den Herrscher mit Spiel und Sang ergötzt hatte, und an den Ufern der Donau und den Rhein hinauf spähte er nach dem geliebten Herrn. Vor finsternen Turmverließen machte er Halt und sang dort heimatliche Lieder; aber unter den Gefangenen, die trauernd hinter den vergitterten Fenstern auf den fremden Sänger schauten, war Richard, der gesuchte nicht.


Blondel aber ist, von unerschütterlicher Hoffnung geleitet, weiter gewandelt den Rhein hinauf, und auch vor Trifels, der dräuenden Felsenveste, hat er gerastet und schmerzlich hinaufgeschaut zu den gewaltigen Mauern. Die Harfe hat er gestimmt und ein rührend schönes Lied ist hinaufgeklungen zur Höhe, wie sie es in Albion singen, dem meerumgürteten Eiland. Aus dem Turme aber ist mit einem Male die Melodie zurückgekommen, gleich fernem Echo; ein schönes Männerantlitz hat sich hinter dem Turmgitter droben gezeigt, und drunten hat der treue Harfner die Hände emporgehalten und jauchzend gerufen: »Mein Herr und König!«

Nach der Heimat ist der treue Blondel zurückgeeilt und hat dort verkündet, daß er Richard, den König, wiedergefunden. Ein reiches Lösegeld ward zusammengebracht; auch der Pontifex erhob weise und warnend seine Stimme, und nach kurzer Zeit öffnete sich Trifels' Kerkerthür dem königlichen Gefangenen.



Basel

Eine Stunde vor

 Die Baseler wurden einst von Feinden ringsum eingeschlossen. Die Bedrängnis der Stadt war groß, zumal auch unter den Bürgern selber eine Schar Unzufriedener mit den Belagerern gemeinsame Sache machte. Jene Rebellen gingen gar mit dem verworfenen Plan um, gleichzeitig mit den Feinden draußen sich der Stadt zu bemächtigen. Eine finstere Nacht war zu dem Plane ersehen. Mit dem Glockenschlag Zwölf sollte die Überempelung drinnen und draußen beginnen. Ahnungslos versahen Besatzung und Wachen ihren Dienst, in falsche Sicherheit gewiegt durch mehrtägige Thatlosigkeit der Belagerer. Derweil bereiteten sich jene mit ihren Verbündeten hinter den Mauern geräuschlos zum Angriff vor.


Mitternacht rückte heran. Die Stadt schien dem Verhängnis verfallen. Da erhielt in letzter Minute der Türmer Kunde von dem beabsichtigten Sturm. Den Befehlshaber der Wachen zu warnen, war zu spät; nur Geistesgegenwart konnte die Stadt retten. Rasch entschlossen rückte er in dem Augenblick, wo die Turmuhr die Mitternachtsstunde ankünden sollte, den Zeiger um eine ganze Stunde vor, und Eins kündete der Glockenhammer mit dröhnendem Schläge.

Drinnen horchten die Verräter auf, und draußen die Feinde, und Zweifel und Irrung entstand hüben und drüben. Man mußte die verabredete Stunde versäumt haben. Indes die Überlisteten noch berieten, was zu thun sei, hatte der gewitzigte Türmer den Magistrat und den Befehlshaber der Wachen benachrichtigt. Alarm ward geblasen, die Bürgerschaft gewarnt, der verräterische Plan scheiterte elendiglich, und die Feinde zogen endlich, der fruchtlosen Belagerung müde, mißmutig von dannen.

Der weise Magistrat aber beschloß, daß zum ewigen Gedächtnis an jene kluge That die Stadtuhr so vorgerückt bleiben sollte, wie sie der beherzte Türmer in der historischen Nacht gestellt hatte. Also geschah es, und viele Jahre hindurch, bis zum Jahre 1789, waren die biedereren Baseler, obschon sonst, wie lose Zungen behaupten, um ein Jahrhundert zurück, in der Zeitrechnung um eine Stunde vor.

Tegelstein am Bodensee

Die Totenblumen

 Von der Burg Tegelstein, die einst am Bodensee lag, sind längst die Ruinen verweht; aber die Sage von der stolzen Frau Mechtildis aus dem Geschlecht der Tegelsteiner lebt noch im Munde des Volkes. Ein marmorkaltes Herz besaß jene üppig-schöne Schloßherrin, und die Armen und Dürftigen wagten nimmer, sie um eine milde Gabe zu bitten. Einen Sohn und drei Töchter hatte ihr der Himmel bescheert, und es war seltsam, daß des Jünglings Herz warm schlug für die Notleidenden, indes der drei Fräulein Gemüt der frostige Hauch der stolzen Mutter durchwehte.

Eines Tages ist eine Pächterin aus der Gegend auf der Burg erschienen, die war in Trauerkleider gehüllt und hat die Burgfrau weinend aufgesucht.

»Meine einzige Tochter ist mir gestern gestorben,« sprach sie schmerzbewegt zu der Herrin, »siebzehn Jahre zählte sie und war die einzige Freude meines Lebens. Um ihr Haar möchte ich einen Kranz von weißen Rosen flechten, da sie ja eine Braut des Himmels geworden. Vergönnt mir, edle Frau, sie in Eurem Schloßgarten zu pflücken, wo sie so schön und reichlich blühen.«

Doch mit kaltem Blick sah sie die Schloßherrin an.

»Einen Kranz von Nesseln magst Du für Dein Mädchen binden! Rosen geziemen sich für unseres Gleichen, nicht für niedriges Volk!«


»So mögen denn Eure Rosen zu Totenblumen für Eure Töchter werden!« sprach düster das geschmähte Weib und wankte davon. Die stolze Frau Mechtildis lachte kurz auf und kehrte, scheltend auf das Bettelvolk, ins Schloß zurück.

Das Wort der Pächterin aber ging in Erfüllung. Ehe ein Jahr vergangen, sanken die drei stolzen Töchter der Burgfrau ins Grab, und einen Kranz von weißen Rosen aus dem Burggarten trug jede im Sarge. Maßlos war der Schmerz der Frau Mechtild, und in gottlosem Hader grollte sie mit ihrem Geschick. Ihr Geist aber mußte dafür büßen: so lange das Geschlecht der Tegelsteiner blühte, sah man jedesmal, wenn ein weibliches Mitglied der Familie dem Tode nahe war, den Geist der Frau Mechtildis um Mitternacht im Schloßgarten sitzen und einen Kranz von weißen Rosen flechten.



Bodensee

Insel Mainau

 Mit dem lieblichen Eiland im schwäbischen Meer ist der Name der Herren von Bodmann seit vielen Jahrhunderten innig verknüpft. Anfangs im Besitz des vielerley Geschlechtes, ging die Insel im dreizehnten Jahrhundert in die Hand des deutschen Ritterordens über. Wie jene Besitzveränderung vor sich ging, darüber giebt die Sage Auskunft. Dazumal ruhte der gesamte herrliche Besitzstand in zwei zarten Frauenhänden. Das Fräulein hatte die mit allen Reizen der Natur geschmückte Insel zum Erbteil erhalten. Groß war die Zahl der Freier, welche nach der Hand und Herrschaft der schönen Maid strebten. Ihr Herz aber hatte bereits gewählt. Der wackere Junker von Langenstein war der Glückliche. Allabendlich, wenn die Sonne in den Fluten des Sees versank, schritt die Jungfrau hinab an den Strand und lauschte hinaus über die dämmernde Flut. Und nicht lange währte es, dann klang Ruderschlag nah und näher, und dem landenden Boot entstieg ein jugendlicher Ferge, den begrüßte die Maid mit verschämtem Kuß. Mit seligen Zukunftsträumen maß das bräutliche Paar die kurze Spanne Zeit, die sie noch von dem Tage trennte, wo sie offen einander gehören wollten vor aller Welt.

Da ist eines Abends der Junker in tiefer Niedergeschlagenheit gelandet und hat der Verlobten mit Trauer im Antlitz und Herzen berichtet, daß sein von der Gicht heimgesuchter Vater ihn verpflichtet habe, das Kreuzfahrer-Gelübde, das er selber Gott und dem Kaiser abgelegt, zu lösen.

Heiße Thränen entstürzten den Augen der Jungfrau. Er aber tröstete sie sanft.

»Vertraue mir und dem, für dessen Name ich dies Opfer bringe. Ich kehre heim! Diese Zuversicht beseelt mich.«

Und strahlenden Auges blickt der jugendliche Kreuzfahrer auf das trauernde Edelfräulein.

* * *

Und allabendlich, wenn die Sonne in den Fluten des Sees versank, schritt das Fräulein hinab an den Strand und schaute mit sehndem Blick hinaus in die nebelfahle Ferne. Der Frühling schwand, ihm folgte der Sommer und über den See hinweg zogen die Wandervögel nach Süd. Heiße Grüße gab ihnen die Jungfrau mit, und als die Winterstürme über den See und das Eiland brausten, da ward ihr liebliches Antlitz weiß wie die Flocken, die vor ihrem Fenster stoben. Denn aus dem Morgenland waren die Kreuzfahrer zurückgekehrt und hatten berichtet, daß der Langensteiner in Türkenhaft schmachte auf einem entlegenen Schlosse des Paschas. In thränenlosem, dumpfen Weh verbrachte das edle Fräulein ihre Tage. Sie redete wenig und betete viel.

* * *

Im fernen Morgenlande aber saß hinter finstern Mauern ein jugendlicher Held und härmte sich in düsterem Brüten. Auch er betete viel und stöhnte manchmal laut auf, der Maid gedenkend, von

der ein trauriges Los ihn vielleicht auf immer schied. Der Pascha hatte dem blondhaarigen Franken seine Lieblingstochter angeboten, eine verführerische Schöne des Orients, der Gefangene aber wendete sich verächtlich von der üppigen Orientalin ab, die ihn mit feuchtschimmernden Augen verheißend ansah.

In derselben Nacht hatte der Langensteiner einen Traum. Ein Engel schwebte zu seinem Lager nieder, und eine Stimme schien zu rufen:

»Gelobe Dich mir und Du wirst Deine Heimat wiedersehen!«

Der Ritter springt auf und spricht leise: »Das war Gottes Stimme!« Wild wogen die Gedanken in seiner Seele. Die Liebe sollte er opfern; doch er soll *sie* wiedersehen! Und er wirft sich nieder auf die Kniee und gelobt mit heiligem Schwur, sich dem Herrn zu weihen, wenn es ihm vergönnt würde, die geliebte Maid noch einmal zu schauen.

Ein Erdbeben hat die Veste geschüttelt in derselben Stunde und die Thür des Verliebes gesprengt. Auf wunderbare Weise erhielt der Gefangene die Freiheit wieder. Zur Küste gelangte er, ohne daß des Paschas Häscher ihn fingen, und ein Schiff, das nach Venedig fuhr, nahm ihn auf. Aber je näher er der Heimat kam, um so heißer ward in des Ritters Seele der Kampf zwischen Liebe und Pflicht. Er war nahe daran, zu erliegen. Da mahnte ihn Gott aufs neue: das Boot, das dem Eiland zusteuerte, ward von plötzlichem Sturm erfaßt und dem Heimkehrenden drohte elendiger Tod in den Wellen. Da schrie er erschüttert zum bewölkten Himmel empor und leistete den Schwur nochmals. Der Sturm legte sich, und das Fahrzeug landete sein ursprüngliches Ziel verfehrend, an einer andern Uferstelle des Sees, dort, wo der Comthur des deutschen Ordens seinen Sitz hatte.

Zu ihm trat ein leiderprobter Waller und bat um Aufnahme, die ihm auch gewährt wurde. Dann hat derselbe stille Mann seinen Nachen noch einmal nach dem lieblichen Eiland gelenkt und hat dort mit einem schmerzlichen Kuß auf der Geliebten seine Stirn Abschied genommen von der Liebe und der Welt.

Stumm in das Geschick sich ergebend nahm die Jungfrau diese Botschaft auf. Bald war ihr Entschluß gefaßt: Sie schenkte die Insel Mainau, die für sie nunmehr verödet war, dem deutschen Orden unter der Bedingung, daß der Langensteiner des greisen Comthurs Nachfolger werde. Das bewilligte dankbar der Großmeister, und nun entließ das Edelfräulein ihr Gesinde und ging hinweg von dem Eiland im Bodensee. In ein Kloster soll sie eingetreten sein. Wo, das hat niemand erfahren. Von dem edlen Herrn Hug von Langenstein aber berichtet der Chronist, daß er ein vortrefflicher Comthur des deutschen Ordens auf der Mainau ward, dabei auch ein gottbegnadeter Sänger, dessen großes Gedicht über die Märtyrin Martina noch heute in alten Handschriften zu finden ist.



